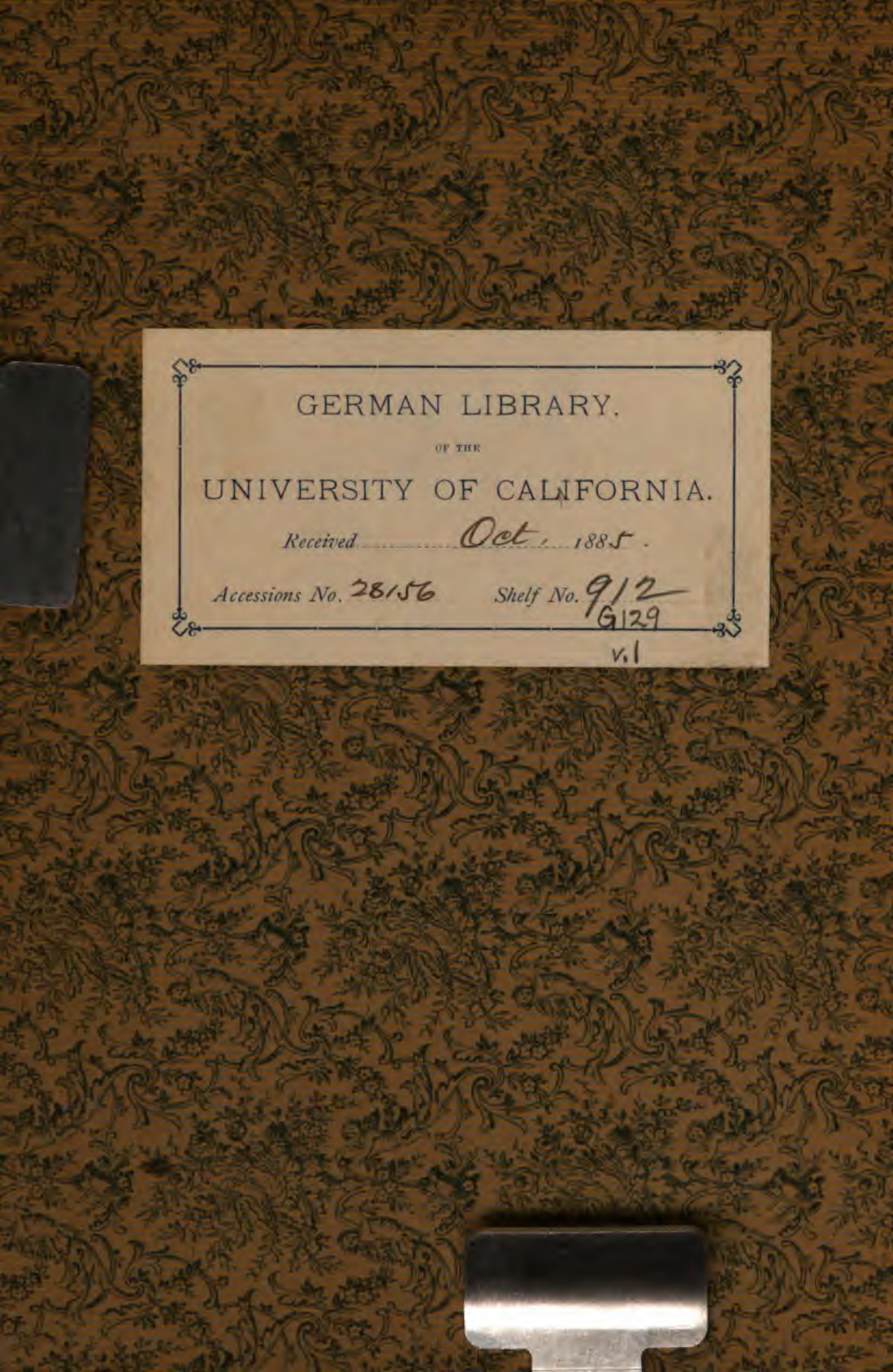
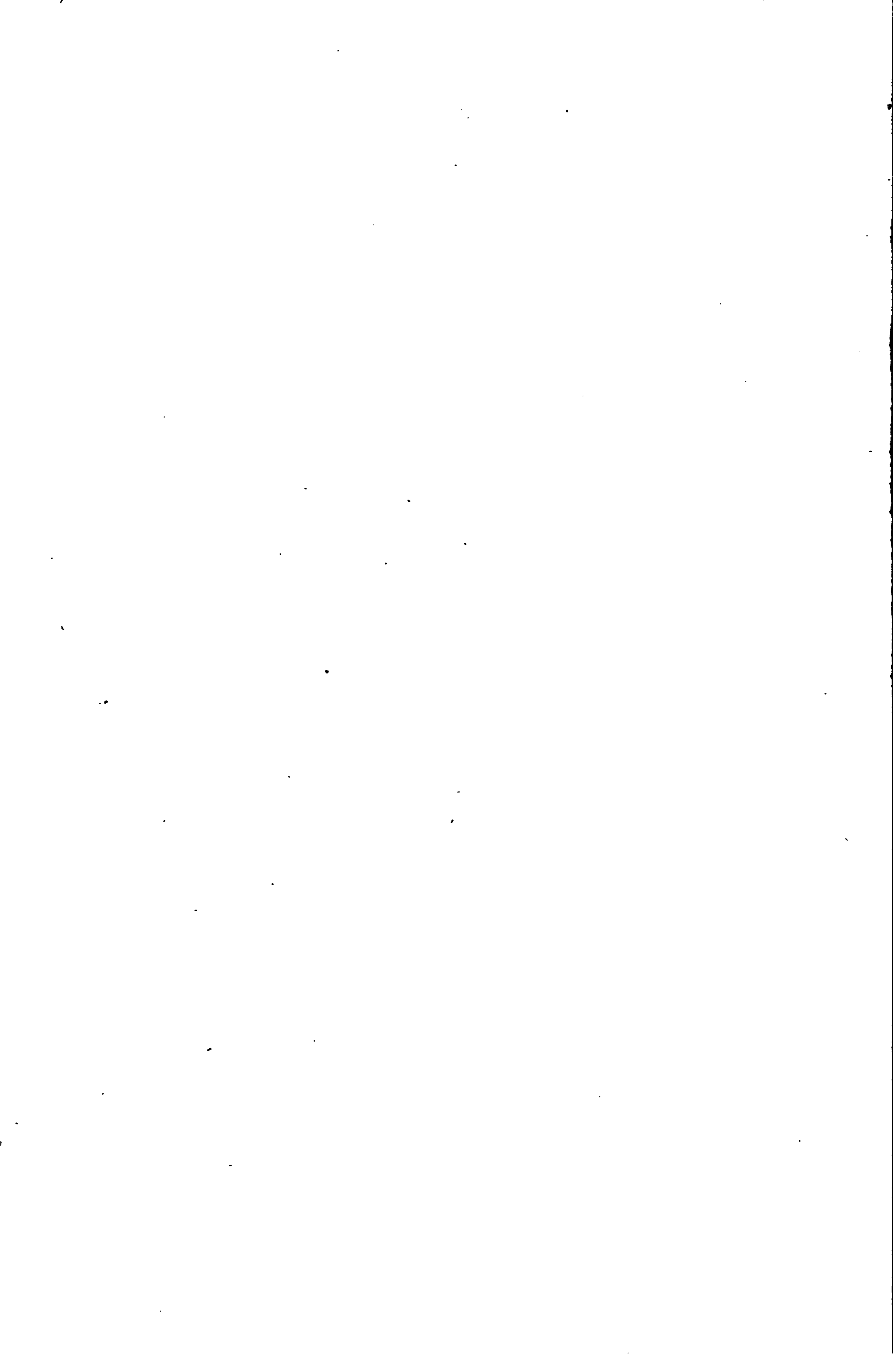

UC-NRLF
$B 112 644





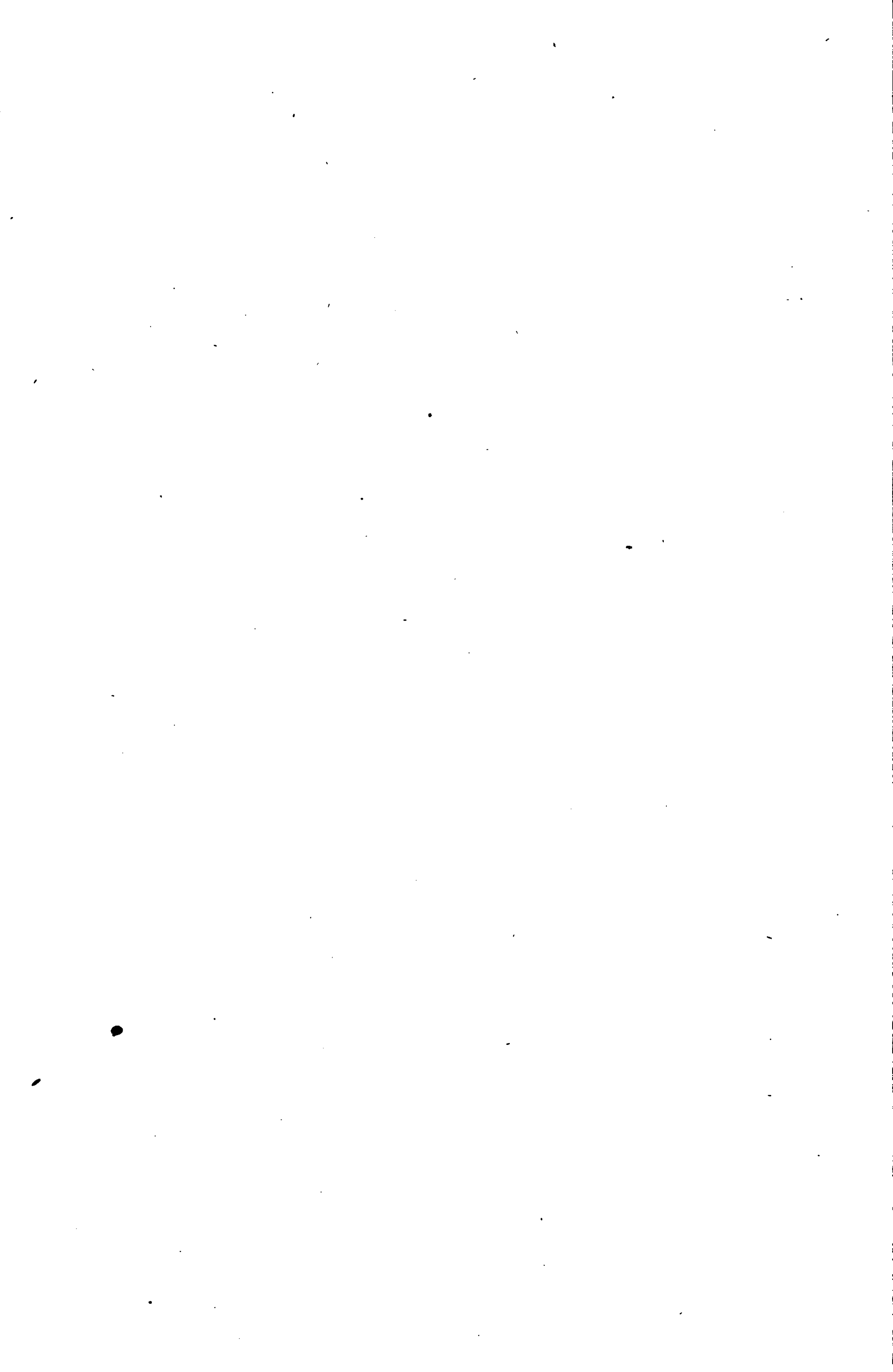




Geschichte

der

Englischen Literatur



Geschichte

der

Englischen Literatur

mit besonderer Berücksichtigung

der

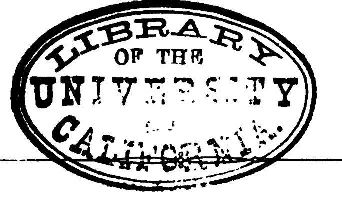
politischen und Sitten-Geschichte Englands

von

Stephan Gätschenberger

I

Das Mittelalter. Die Romantik bis zu den Zeiten der Königin Elisabeth



Prag
Kober & Markgraf
1859

Widmung.

An Gervinus.

Sie haben, hochverehrter Herr! mir erklärt: „daß Sie sich die Durchsicht dieser Schrift nicht versagen mochten, obgleich Sie sich längst zu einer Pflicht gemacht, alle Anforderungen dieser Art abzulehnen;“ Sie haben mir ferner gesagt: „daß es unbestreitbar sei, daß die Behandlung des Gegenstandes, den ich mit vorgezeichnet, ein Bedürfniß ist.“

Sie fanden, daß ich „meinen Gegenstand mit Liebe bearbeitet habe“ und erlaubten mir, Ihnen diese Schrift zu widmen, den Namen an die Spitze meines Werkes zu setzen, den das In- und Ausland mit so hoher Achtung nennt. Ich zweifle nun nicht mehr, daß diese Schrift ihren Weg machen wird, da sie die Billigung eines **Gervinus** als Geleitsbrief trägt.

D. B.



Inhalt.



Erster Abschnitt.

Quellen. Plan.

Zwei Ereignisse haben einen unheilvollen, zerstörenden Einfluß auf die Erzeugnisse der Englischen Literatur ausgeübt: die Aufhebung der Klöster unter Heinrich VIII., welche die schönsten literarischen Producte des Mittelalters der Vernichtung weihte, und der schreckliche Brand zu London im Jahre 1666, der die Werke der glänzenden Elisabeth'schen Aera zerstörte; des manchfachen Unheils von Seite der Bilder, Theater und Bücher stürmenden Puritaner gar nicht zu gedenken.

Was für seltene Manuscripte, werthvolle Pergamente und Malereien, und nicht minder, welche Schätze von alten Balladen, Epopöien und Chroniken lagen in den herrlichen Abteien, in den reichen Klöstern aufgespeichert, von den Mönchen, den großen Gönnern der Minstrels, zu ihrem Vergnügen gesammelt! Raubgierige, vandalische Höflinge eines launigen und grausamen Monarchen verschleuderten diese reichen Klosterbibliotheken oft für wenige Schillinge an Krämer oder Bäcker, die sie zu den gemeinsten Lebenszwecken benutzten, oder sie sandten ganze Schiffsladungen Schriftwerke und Manuscripte nach dem Continent, wo sie einem ähnlichen Loos verfielen. Noch nach Jahrzehnten fanden Reisende in Orten, wo reiche Abteien gestanden, die seltensten Manuscripte an der Stelle zerbrochener Fensterscheiben, und noch hatten Bäcker ihren zum Ofenheizen bestimmten Papiervorrath nicht verbrauchen können! Als

das zweite Unglück, der größte Brand, welcher vielleicht je eine blühende Stadt heimsuchte, zehntausend Häuser Londons, Kirchen, Denkmäler, Magazine und Werfte in Ein Flammenmeer verwandelt hatte, lagen tief unten in den geräumigen Gewölben der St. Paulskirche Tausende und Hunderttausende von literarischen Erzeugnissen der so fruchtbaren Elisabeth'schen Periode aufgespeichert: unterhaltende, satyrische, geschichtliche, dramatische Werke, Pamphlete, Novellen, gedruckt und im Manuscript. Sie waren von den Buchhändlern hierher, als an den sichersten Ort, gebracht worden. Aber als auch dieser mächtige und prachtvolle Tempel zusammenkrachte, als seine ungeheueren Steinmassen splitterten und verkalkten, das geschmolzene Blei sich in Strömen ergoß, und all' der Säulenschmuck gleich feurigen Granaten herabstürzte: da wich auch die feste, unterirdische Wölbung der Kirche und das gefräßige Feuer fand eine ganze Woche lang Nahrung an herrlichen, unersetzlichen Schöpfungen des menschlichen Geistes.

Aber trotz dieser schweren Verluste bleibt doch die Englische Literatur (wie Macaulay mit Recht sagt) von all' den vielen Glorien England's die glänzendste und dauerhafteste, und sie verdient es wol, daß auch das stammverwandte, deutsche Volk sich mit ihr vertrauter macht. Obgleich in Deutschland das Studium der Englischen Sprache in neuerer Zeit emsig betrieben wurde und mit jedem Tage an Ausbreitung gewinnt, begnügen wir uns doch meistentheils damit, die Werke Shakspeare's, Milton's und einiger Neueren kennen zu lernen und ahnen kaum, welch' unerschöpfliche Fundgrube des Schönen und Großen in der ältern Literatur England's schlummert.

Eine der Ursachen dieser Erscheinung mag auch der Mangel einer passenden und anziehenden Literaturgeschichte sein; denn bis vor wenigen Jahren noch sah man sich vergebens in unseren, doch sonst so wohlbeleibten, deutschen Bücherkatalogen nach einer Englischen Literaturgeschichte um, ohne einer andern zu begegnen, als des verschollenen Eschenburg's „Geschichte der Englischen Poesie nach Warton, in den

Charakteren der vornehmsten Dichter." Man war also genöthigt, entweder ein Conversationslexicon aufzuschlagen, oder nach einer Anthologie (von Herrig, O. L. B. Wolff, Idler und Nolten, Boltz und Franz u. A.) sich umzusehen, oder ein größeres Sammelwerk zu kaufen, z. B. Bouterweck's Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit, oder Dr. Karl Rosenkranz, Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie, in welchem auch der Englischen Literatur ihr Plätzchen angewiesen ist. In letzter Zeit hat Asher die Dichter und Prosaiker der Neuzeit, Johannes Scherr und Dr. Alex. Büchner aber vollständige Literaturgeschichten herausgegeben, welche Werke zwar als Handbücher brauchbar sind, aber nicht tiefer in das Leben, die Denkweise, Sitte und Geschichte der Zeiten und des Volkes eindringen, deren geistige Erzeugnisse sie schildern. Der Mangel einer umfassenden, kritischen Geschichte der Englischen Literatur von der Hand eines deutschen Gelehrten, findet wol darin ihren Grund, daß früher selten Reisen nach England unternommen wurden, (wie beneidete man Schlegel und Fürst Pückler!) in der Schwierigkeit des Unternehmens bei der Masse des Stoffes und in den oft unzugänglichen Quellen, endlich in der großen Kostspieligkeit der hierzu nöthigen Werke. Wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß ein so begabter Historiker, wie Gervinus, der seine große Kenntniß der Englischen Literatur neuerdings durch seine Schrift über Shakspeare an den Tag gelegt, sich an dieses riesige, aber sicher dankbare Unternehmen, wagen möge. Er allein wäre jetzt im Stande, dem Lorbeer, der ihn als Geschichtschreiber der deutschen Literatur schmückt, auch noch den eines Historikers der Englischen Literatur hinzuzufügen. Einstweilen, bis zum Erscheinen einer umfassenden Literaturgeschichte, möge diese Arbeit (wie es in der Buchhändlersprache heißt) dem vorhandenen Bedürfnisse abhelfen. Ein fünfzehnjähriges, emsiges Studium der Englischen Geschichte und Literatur in und außerhalb Englands und die beifällige Aufnahme mehrerer in der Allgemeinen Zeitung enthaltenen Aufsätze über Englische Dichter ermuthigen den Verfasser dazu.

Der erste Plan einer Geschichte der Englischen Dichtkunst ging von Pope aus. Das von ihm entworfene Schema existirt noch: die Dichter sind darin nach Schulen abgetheilt. Auch der Dichter Gray projectirte ein ähnliches Werk und hatte schon zu diesem Zwecke verschiedene Runische Oden übersetzt, fand es aber glücklicherweise für besser, selbst zu produciren. Seinen Plan, der großartiger und besser als der Pope's war, theilte er jedoch dem Dr. Thomas Warton mit. Dieser ausgezeichnete Gelehrte (Professor der Dichtkunst an der Universität zu Oxford und Theolog, Alterthumsforscher, Historiker und Dichter in Einer Person, † 1790), welcher schon durch Abhandlungen über Spenser's Feenkönigin und Milton's kleinere Gedichte seine vorzügliche Kenntniß der vaterländischen Literatur bewiesen hatte, ging nun mit dem ausdauerndsten Fleiße an das große Werk, welches den Grundstein seines ewigen Ruhmes bilden wird: er drang als Pionier vor in den Urwald der Altenglischen Literatur, entdeckte ein weites Reich und beschrieb es. Abweichend von den Plänen Pope's und Gray's behandelte er seine Literaturgeschichte chronologisch. Die ganze Fülle seines reichen Geistes, seine classischen und antiquarischen Kenntnisse, übertrug er auf dieses Lieblingswerk, an welchem fast nichts zu tadeln ist als l'embarras de richesse; denn der Stoff nahm so zu unter seinen Händen, daß man seine Literaturgeschichte eher ein Compendium der Sitten, Künste und Wissenschaften des mittelalterlichen England, ja selbst Europa's, nennen könnte.

Wie sehr muß man beklagen, daß, eben als er im Begriffe stand, seinen Lesern das poesiereichste Zeitalter der Elisabeth vorzuführen, der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm. Mit dem tiefsten Bedauern muß es uns aber auch erfüllen, daß noch bei seinen Lebzeiten der Neid ihm seinen wohlverdienten Lorbeer streitig zu machen suchte! Ritson, ein hämischer, spleeniger Kritiker, suchte sich einen Namen dadurch zu machen, daß er diesen großen Gelehrten und liebenswürdigen Mann in den Staub zu ziehen suchte, weil er ihm einige leicht verzeihliche Unrichtigkeiten einzelner Daten und Meinungen

nachweisen zu können glaubte. Mit den gröbsten Persönlichkeiten und ungentlemanlichem Schimpfen verfolgte er gegen zwanzig Jahre lang den großen Mann, und gewann in der That dadurch eine Zeitlang eine Art von Renommée, obgleich seine eigenen Publicationen („Alte Gesänge" und „Metrische Romanzen") kaum mit der geringsten Schöpfung Warton's einen Vergleich aushalten und selbst von Unrichtigkeiten wimmeln. Die spätere Zeit hat indessen über den spleenigen Ritson den Stab gebrochen, und namentlich ein Herausgeber Warton's, der zu früh verstorbene Richard Price, welcher besonders in der deutschen und skandinavischen Literatur wohlbewandert war und auch von unserm Jacob Grimm mit Recht gepriesen wurde, hat sich mit kräftigen Worten seines angegriffenen Vorgängers angenommen.

Von dem unvollendeten Werke Warton's: „the history of English poetry" 3 Bände, sind inzwischen schon mehrere Ausgaben erschienen, vermehrt durch Noten verschiedener Gelehrten, als: Madden, Thorpe, Kemble, Wright, Taylor, Garnett u. A.

Außer dem Mangel an Ordnung im Arrangement, den häufigen Abschweifungen und zahllosen Noten (die man zwar nicht beklagt, die aber das Werk in seiner jetzigen Gestalt für das deutsche Publicum unübersetzbar machen) läßt Warton noch zweierlei zu wünschen übrig: die Poesie der Angelsachsen und die Geschichte der Englischen Bühne sind nur zu sehr en passant behandelt. Diesen Mängeln ist aber abgeholfen worden. Wright, Conybeare, Turner und Thorpe, der Herausgeber der Werke Cädmon's, haben das erste Feld mit Erfolg bebaut, das zweite hat der fleißige J. Payne-Collier in seiner „History of English dramatic poetry to the time of Shakspeare, and annals of the stage to the restoration, 1831" erschöpft.

Zwanzig Jahre lang durchsuchte dieser fleißige Schriftsteller, begünstigt vom Herzog von Devonshire, Sir Robert Peel und vielen Gelehrten und Parlamentsmitgliedern, die Sammlungen des Staates und der Privaten nach Material zu einer Geschichte der Englischen Bühne, und fand, daß seine Vorgänger: Malone, Steevens, Reed

und Chalmers noch sehr viel zu thun übrig gelassen hatten. Es waren z. B. noch nicht einmal die Papiere des Jedermann doch leicht zugänglichen Britischen Museums gründlich durchsucht worden, woselbst er u. A. noch zwei ganz unbekannte Manuscripte Ben Jonson's nebst vielen aufgezeichneten Anecdoten über Shakspeare und seine Zeitgenossen fand. Es wäre vielen Englischen Gelehrten ein solch zäher, spürender Fleiß zu wünschen; denn nirgends sind noch so viele literarische Schätze verborgen oder schwer zugänglich, als in England, besonders was die Productionen des Mittelalters anbelangt. Payne-Collier's Werk geht nicht weiter herab, als bis zu Shakspeare, die gleichzeitigen und späteren Dramatiker: Ben Jonson (von Gifford herausgegeben), Beaumont und Fletcher, Ford, Massinger, Webster, Marston, Shirley u. s. w. sind in eigenen Ausgaben erschienen und leicht zu haben.

Hingegen sind die Dramatiker vor Shakspeare selten und nur zu sehr theueren Preisen zu kaufen (Marlow's Faust übersetzte Wilh. Müller, Berlin 1818), und den Dank des Publicums verdient daher ein literarisch gebildeter Buchhändler, Robert Dodsley († 1764), welcher aus niedriger Stellung sich emporringend, ein großer Freund der Literatur und der Literaten, es sich zum Lebensziele gesteckt hatte, Beide zu unterstützen. Er gab u. A. eine Sammlung wenig zugänglicher alter Theaterstücke heraus (old plays, 12 Bände) mit einer werthvollen Einleitung und kurzen Biographien der Verfasser. Diese Sammlung erlebte mehrere Auflagen, und es wurden darin gewöhnlich neuentdeckte Stücke statt früherer mitgetheilt. Als schätzenswerthe Schriftsteller über das Englische Drama sind ferner zu nennen: Hawkins „origin of the English drama", Will. Hazlitt (†1830) „lectures on English poetry and the dramatic literature of the age of Elizabeth" und Rymer „short view of tragedy".

Als Balladensammler und Kenner des Alten und Schönen in der Poesie überhaupt, steht in erster Reihe der bekannte Lord Bischof von Dromore, Thomas Percy, dessen „reliques of ancient poetry"

(wovon einige von Bürger, Herder und neuerer Zeit von Dönniges in's Deutsche übertragen wurden) eines verdienten Rufs genießen.

Die gediegenen Abhandlungen über die alten metrischen Romanzen, die Minstrels, den Ursprung der Englischen Bühne, u. s. w., welche der Bischof, selbst ein Abkömmling des von den Poeten seines Landes am meisten gefeierten Geschlechtes, beifügte, erscheinen als eine sehr schätzbare Fassung dieser Reliquien. Auch von Ellis ist eine sehr beachtenswerthe Sammlung Balladen erschienen, manch' schönes Gedicht unserer deutschen Classiker (z. B. Uhland's „Glück von Edenhall") stammt aus solchen Quellen, denen Frische genug innewohnt, um den matteren Gedankenflug späterer Generationen zu beleben.

Alte schottische Balladen und Gedichte haben Jamieson, Pinkerton, Walter Scott, politische und lyrische Ergüsse zur Zeit des ersten Eduard Thomas Wright gesammelt. Auch sind zu erwähnen F. Keightley „Tales and popular fictions". Van der Hagen theilt im 3. Bande seiner Gesammtabenteuer nur einige Schwänke mit, die Chaucer gleichfalls nach französischen Fableaux behandelt hat, nämlich: „Richter und Teufel" und „Irregang und Girregar". Chaucer's Leben hat Will. Godwin beschrieben, seine Canterbury'sche Erzählungen aber K. L. Kannegießer (Zwickau 1827) in's Deutsche übertragen. Für die Kenntniß der Lebensschicksale und Werke späterer Dichter ist Dr. Samuel Johnson's „life of the poets" eine wichtige, wenn auch bisweilen durch Vorurtheile getrübte und deßhalb mit Vorsicht zu benutzende Quelle; für das Leben dieses Typus eines Alt-Engländers selbst aber die bändereiche, philisteröse Biographie Boswell's, des Englischen Eckermann. Colley-Cibber, der oft lächerlich gemachte poeta laureatus, hat Biographien von Dichtern, Irving von schottischen, veröffentlicht und auch Anderson hat manche weniger bekannte Dichter dem Publicum wieder in Erinnerung gebracht. Walpole's „catalogue of royal and noble authors" und d'Israeli's „calamities" und „quarrels of authors" dürfen gleichfalls nicht übersehen werden.

Nach der Elisabeth'schen Periode beginnen die Sammelwerke zu versiegen und es ist Jedem, den das Studium der späteren Zeiträume interessirt, anzurathen, die Autoren sich selbst anzuschaffen und zu studiren, wozu die 1843 in Edinburgh erschienene „Cyclopaedia of English literature“ von Robert Chambers als ein sehr praktischer Wegweiser dienen mag. Auch Thomas B. Shaw's „course of English literature“, Geo. L. Craik's „sketches of the history of literature“, Daniel Scrymgeour's „the poetry and poets of Britain“, Campbell's „essay on english poetry“, vorzüglich auch die Kritiken Francis Jeffrey's, des Gründers der „Edinburgh Review“, werden mit mannichfachem Nutzen gelesen werden.

Ich habe diese und noch viele andere Werke, die ich natürlich nicht alle nennen kann, in den Archiven und Bibliotheken England's mit möglichstem Fleiße studirt, dagegen muß ich gestehen, daß mir der Muth fehlte, in das Meer der lateinischen thesaurorum, in die Folianten Hickes', Hearne's, Bartholin's, Wright's u. A. mich zu versenken. Ich war dazu um so weniger aufgelegt, weil die poetischen Perlen, welche darin zu finden waren, schon längst von geschickteren Tauchern an's Tageslicht gefördert wurden.

Was nun Werke anderer Nationen über die Englische Literatur anbelangt, so ist mir, wenn ich Guiseppe Pecchio's „storia critica della poesia Inglese“ (Parigi 1837, 4 Bde.) ausnehme, nichts Besonderes bekannt, außer Chateaubriand's „essai sur la litterature anglaise“, den er während seines Aufenthalts in England verfaßte. Dieses Buch, welches ich mit Interesse in die Hand nahm, befriedigte mich durchaus nicht. Geistreich, wie alle Erzeugnisse dieses brillanten Rhetors, erzählt diese Schrift Erlebnisse aus des Verfassers eigenem Leben, Anecdoten von Luther u. dergl.; sie behandelt jedoch, eine Kritik der Milton'schen Epopöen (der Lieblingslectüre des Verfassers!) etwa ausgenommen, die wichtigsten literarischen Producte sehr oberflächlich, und ist Alles, nur kein Versuch einer Literaturgeschichte.

Nun noch einige Worte über die Art und Weise, in der ich meinen Stoff behandle. Ich werde gleichfalls chronologisch vorgehen, doch, ohne mich streng an diese Methode zu binden, gleichartige Stoffe zusammenfassen und besprechen. Auch will ich die Geschichte des Englischen Drama's von seinen ersten, regelrechteren Anfängen an bis zu seiner Vernichtung durch die Puritaner in Ein vollständiges Bild zusammenfassen, und auch die verspäteten Ausläufer der Shakspeare'schen Schule: einen Otway, Lee, darin aufnehmen. Denn der gewaltige Eindruck, den dieser glänzendste Abschnitt der Englischen Literatur in seiner Totalität machen muß, würde durch Zersplitterungen verlieren. Ich wünsche auch keine bloße Nomenclatur literarischer Erzeugnisse, sondern eine lebendige Skizze des Englischen Geistes und seiner Geschichte zu geben, weßhalb man mir Schilderungen der Sitte und Denkweise unter Eduard III., Heinrich VIII., Elisabeth, der Republik u. s. w. zu Gute halten muß. Es versteht sich, daß es mir um die Darstellung des Englischen Geistes par excellence zu thun ist, und seine vorzüglichsten Repräsentanten, wie Chaucer, Spenser, Milton, ja selbst ein Robin Hood und Piers Ploughman auf eine größere Ausführlichkeit Anspruch machen dürfen, als viele, nur der Vollständigkeit wegen erwähnte Schriftsteller, oder die Celten, Angelsachsen, Dänen und Normannen, die ja für sich wieder eigene Geschichtschreiber, und unter diesen sehr gelehrte, besitzen. Wer sich in das Studium der Literatur dieser Nationen vertiefen will, dem rathen wir folgende Werke an: Für das Studium der Celten: Pelloutier's „histoire des Celtes", Davies' „celtic mythology", Rowland's „Mona", Jones' „relicks of the welsh bards" und dessen „bardic Museum", Evans' „dissertatio de bardis", Borlase's „Antiq. Cornwall", Hoel Dha's „welsh laws", übersetzt von Wotton, Lhuyd u. A. Ueber Irische Barden speciell: Keating, Owen, Walker, Ledwich.

Für das Studium der Dänen sind die Werke Suhm's, Torfaeus', Mallet's, Bartholin's zu empfehlen. — Auch die Geschichte

der Troubadours und der frühen französischen und anglo-normännischen Poesie hat viele Sammler und Bearbeiter aufzuweisen. Der erste war wol der alte Präsident Fauchet (recueil de la langue et poesie françaises 1581). Gute Werke sind: Le Grand's „fableaux ou contes du 12. et du 13. siècle avec des notes", Paris 1781; Abbé de la Rue's „essai sur les bardes, les jongleurs et les trouvères" und dessen „Archaeologia"; Raynouard's „choix des poesies originales des troubadours". Ferner sind zu erwähnen: Francisque Michel, Taylor, Massieu, Huet, Roquefort, der Bischof de la Ravalière, Du Cange, Montfaucon u. A., auch das Leben und die Werke der Troubadours von Diez.

Ueber das, was dem Mittelalter überhaupt in den meisten europäischen Ländern eigenthümlich war, z. B. die Mirakelstücke, Graal-, Karlssagen u. s. w. glaubte ich schneller hinweggehen zu müssen, da ich nicht gerne Bekanntes nochmals vorbringen mag. Dies ist auch der Grund, weßhalb ich Heroen, wie Shakspeare und Milton, im Verhältniß zu ihrer Größe und ihren Leistungen geringe Ausführlichkeit widme, dagegen weniger berühmten Dichtern verhältnißmäßig größere Aufmerksamkeit schenke. Soll ich Milton kritisiren nach Johnson, Todd, Hayley, Symmons, Sir Egerton Bridges, Channing, Chateaubriand und Macaulay? Soll ich post festum nach den Arbeiten eines Schlegel, Tieck und Gervinus noch ein Urtheil über Shakspeare abgeben? Ein Urtheil, welches schon Dryden, Johnson, Farmer, Jeffrey, Hazlitt, Malone, Payne-Collier u. A. gefällt? Nein; wol aber will ich versuchen, den oft zum Halbgotte erhobenen Schwan von Avon auf sein menschliches Maaß zurückzubringen, indem ich die Unrichtigkeit der Behauptung Dryden's und so vieler seiner Nachbeter beweise, daß er erst das Englische Drama geschaffen habe. Dem ist nicht so. Es blühte schon vor Shakspeare und hätte auch ohne ihn fortgeblüht, wenn es auch nicht zu der hohen Entwicklung gekommen wäre. Nehmt Shakspeare, was er seiner

Zeit und seinen Vorgängern verdankt, und es wird zwar noch ein hoher, genialer Dichter bleiben, aber kein so unnatürlicher Halbgott. Shakspeare, allein für sich betrachtet, gleicht einem enormen, einsamen Berge; laßt das Auge ihn umringende, eine Gebirgskette bildende Hügel erblicken, und seine Dimensionen werden geringer scheinen.



Zweiter Abschnitt.

Die erste Geschichte und der Nationalcharakter der Briten.

Die Literatur eines Volkes ist nichts Anderes, als sein Nationalgeist und Nationalcharakter, verarbeitet, gereinigt und idealisirt in den glücklichsten Schöpfungen seiner bevorzugten Geister. Wie man bei dem einzelnen Menschen die Erziehung und Lebensgeschichte, welche die Entwicklung seiner Anlagen beförderten oder hemmten, studiren muß, um zur Kenntniß seines Geistes zu gelangen, so muß man auch bei ganzen Nationen ihre angeborenen oder durch die Verhältnisse bedingten Eigenthümlichkeiten und ihre ganze Geschichte durchforschen, um die richtige Einsicht in ihre Geistesproductionen zu gewinnen. Weder der Einzelne, noch die Völker bleiben sich immer gleich; sie ändern sich mehr als einmal während ihres Lebens, die äußeren Verhältnisse modificiren ihren Charakter, dessen Kern aber doch immer den Tieferblickenden erkenntlich bleibt.

Würde z. B. ein Engländer aus Eduard III. Zeit, etwa ein „Frankelein“ („Epicures owen sone“) oder ein gutes Weib von „Bathe“, oder eine ähnliche Persönlichkeit, wie sie uns Chaucer vorführt, in dem spätern oder jetzigen Engländer noch einen Landsmann erkennen? Wol schwerlich. Die Eroberung Frankreichs, der Wohlstand des Landes, der Ruhm, prachtliebende Könige, eine dem Vergnügen nicht abholde Religion hatten das Volk genußsüchtig,

prachtliebend, großsprecherisch, schwatzhaft, lasciv und fröhlich gemacht; es bestand damals in der That ein „merry old England“; man küßte sich auf den Straßen. Wie haben die Factionen, die Reformation, die langjährigen politischen und religiösen Kämpfe mit ihrem namenlosen Leid dieses leichtsinnige Volk so elegisch, so melancholisch, so ernst und in sich gekehrt geschaffen! Woher kommt denn jener so unnachahmliche Englische Humor Shakspeare's, Sterne's u. A., der so gerne auf Kirchhöfen, auf Trümmern der Vernichtung weltverachtend lacht, ja selbst triviale Possen reißt? Er liegt tief begründet in der Englischen Natur, der Englischen Geschichte. Ihre angeborene naturkräftige Heiterkeit und Lust, die jedoch das ernste Leben und die Verhältnisse gewaltsam zurückdrängten, verleiht ihnen diesen fast diabolischen Humor, der Sir Thomas More auf dem Schaffote noch scherzen läßt, während ein Thomas a Becket, ein Cromwell wie Schulknaben öffentlich raufen, ja Letzterer sogar seine Nachbarn mit Dinte aus derselben Feder bespritzt, die eben das Todesurtheil seines Königs unterschrieben hat. Welch' ein Fond unversiegbarer Heiterkeit und Lebenslust liegt in dem morbid-melancholischen, todesängstlichen und frömmelnden Dr. Johnson! Lord Byron, den Eckel vor dem Leben, den Tod im Herzen, kann noch einen Beppo, einen Don Juan dichten! Beiläufig gesagt, hatten auch die Franzosen nie so viel Humor, als zur Zeit der mordenden Guillotine!

Schon in der noch homerisch naiven „Chevy-Chace“ klingt die nahende Melancholie, der Krieg der beiden Rosen, durch; man sieht die edelsten Geschlechter, die sich früher als Genossen des Ruhms und der Gefahr in auswärtigen Kämpfen ehrten und liebten, Veranlassung suchen, sich zu zerfleischen, weil sie jetzt auf ihr eigenes Land beschränkt waren, und dies so vielen kühnen Recken zu enge wurde. Mitten im Streite erwacht in ihnen das Gewissen, die angeborene britische Generösität, mit der sie früher die französischen Ritter baten, den ersten Streich auf sie zu führen, und sagt ihnen,

wie unrecht es sei, des Raubes wegen die mannhaftesten Brüder zu tödten. „Du sollst den Gehalt eines Grafen haben, ohne Lösegeld heimziehn," spricht Douglas, aber ruhig erwidert Percy: „Ich sagte es Dir schon, ich ergebe mich Niemand, den ein Weib gebar." Aber nachdem ein Pfeil den Douglas hingestreckt, sieht man diesen kalten, ruhigen Percy den todten Mann bei der Hand nehmen, und erschüttert vor Schmerz ausrufen: „Weh ist mir um Dich! Um Dein Leben zu retten, würde ich drei Jahre lang meine Länder meiden!" Man sieht den alten, edlen Charakter mit den neuen Verhältnissen ringen. Andere in die Augen fallende Beispiele, wie die Geschicke einer Nation ihrem Charakter und ihren Geistesproducten ein anderes Gepräge aufdrücken, bietet das Zeitalter der Elisabeth, Karl II. u. A.

Die geographischen Verhältnisse bei Seite lassend (obgleich man oft ihrem nebligen Himmel das in sich gekehrte, nachdenkende Wesen der Engländer zugeschrieben, und der Ansicht war, die zarten, im Unglück so treu liebenden, reinen, bescheidenen und frommen Weiber der Englischen Dichter seien Erscheinungen solcher Himmelsstriche), wollen wir, um den Nationalcharakter dieser Insulaner kennen zu lernen, bis auf ihre älteste Geschichte zurückgehen.

Die Quellen sind freilich spärlich: Cäsar spricht von den Briten im 4. und 5. Buch des Gallischen Krieges, von den Druiden im 6. Buche, und Tacitus erzählt die Kriegsthaten der Römer daselbst im 14. Buch 29—39. Kap. der Jahrbücher, hauptsächlich aber schildert er ihren Charakter und ihre Sitten im Leben seines Schwiegervaters Agricola. Wie man aus den Zügen, die Cäsar vom Charakter der Gallier entwarf, noch den heutigen Franzosen erkennt, so lassen sich auch aus den kurzen Schilderungen der beiden genannten scharfsinnigen Geschichtschreiber die Haupteigenthümlichkeiten im Charakter der Britischen Nation gleichsam im Embryo erkennen und zwar mit einer solchen Genauigkeit, daß minutiöse Forscher, selbst noch die Diät (wenig Geschmack an Geflügel!) die Herrschaft des Scheermessers in

England *) und Aehnliches bis auf die druidische Zeit zurückführen können.

Ihre Hartnäckigkeit, ihre Tapferkeit, ihr Witz, ihr Religions-Eifer (eine Art Excommunication der Druiden, deren religiöses System ja auch in Britannien entstanden, war die schwerste Strafe!), ihre Achtung vor dem weiblichen Geschlecht, ihre Lust an Stern-, Welt- und Naturkunde (deren Personification Merlin ist) und vor Allem ihr hoher unbeugsamer Sinn, der sie ihre Weiber und Kinder schlachten hieß, um der Schmach zu entrinnen, brachten Agrippa zur Einsicht, daß bei dem Charakter der Briten durch die Waffen wenig ausgerichtet würde, wenn Beleidigungen darauf folgten; „denn Gewaltthätigkeiten können sie gar nicht vertragen, weil sie zwar so weit bezwungen sind, daß sie gehorchen, aber noch nicht, daß sie sich der Knechtschaft unterwerfen". Hauptsächlich aber waren die Stämme im Innern des Landes, die noch keinen Ackerbau trieben, besonders die roth- und kraushaarigen Siluren am Canal hinter Bristol (in Cornwall und Wales) die streitbarsten, und leisteten auch am längsten Widerstand. Aus ihnen ging der Nationalheld Arthur hervor, und erst Eduard I. vermochte ihre Unabhängigkeit zu brechen. Er ließ alle ihre Barden morden. Ihre Sprache aber behaupten sie heute noch. Sie bezeichneten sich allein als die Eingebornen. Die Uebrigen, an der Küste, waren herübergekommene Gallische und Belgische Stämme, die sich leichter der Gewalt fügten. Diese waren es auch, welche später die Sachsen herbeiriefen.

Ein eigenthümliches Geschick waltete über Britannien's Bewohnern. Die volkreichen, celtischen Stämme, die wahrscheinlich früher aus Asien eingewandert waren und von den Tyriern Religionsgebräuche und etwas Cultur angenommen hatten, standen im Begriffe,

*) „Nur den Bart über der Lippe lassen sie stehen," sagt Cäsar. Dies hat sich nun zwar im Allgemeinen geändert und der Backenbart ist dafür zur Geltung gekommen, gibt aber der Schnurrbart-Revolution der letzten Jahre ihre druidisch-national-historische Berechtigung.

eine eigenthümliche celtisch-druidisch-insularische Welt zu schaffen und eine stolze Nation zu werden, als sie das allmächtige Rom im Keime zertrat, ohne indeß Zeit zu haben, die Römische Welt dort zu begründen, wie in Spanien, Gallien u. a. Provinzen. Deßhalb wurden die Briten nach dem Abzuge der Römer noch barbarischer, als sie vorher waren. Ihr Muth, ihre Selbstständigkeit waren größtentheils gebrochen, sie waren die alten Briten nicht mehr und noch keine neuen Römer. Die Sachsen überwältigten sie, und die Sprache, die Sitten des Volkes an der Elbe verdrängten allmählich das celtische Wesen, welches sich mit seinen Barden, mit seinen stolzen Ueberlieferungen und Fictionen in seine unüberwindliche Silurische Burg in die Gebirge von Wales und Cornwall zurückzog, eine Colonie in Armorica (Bretagne) gründete, und von hier aus durch seine abenteuerlichen Geistesschöpfungen der Phantasie von ganz Europa Nahrung gab.

Doch auch die Sachsen, deren Uebertritt zur Christlicheu Welt ungeahnte, geistige Blüthen hervorbrachte, vernichteten die Dänen wieder mit jener Wuth, mit der sich oft verwandte Stämme zerfleischen. Aber sie und ihr Odin zeigten sich groß nur im Zerstören, aber nicht im Schaffen, und so sollte es den geistig, wie körperlich schönen Normannen vorbehalten bleiben: ihr Reich aus so vielen Trümmern aufzubauen. Freilich war es lange ein dem Volke verschlossener, nur dem Adel, der Geistlichkeit zugänglicher, fremdartiger Palast, und wurde erst dann die Walhalla einer stolzen Nation, als seine Pforten sich auch dem Volk erschlossen, als gemeinsamer Ruhm, gemeinsame Gefahr Sieger und Besiegte verschmolz. Und eine Vereinigung so edler, muthiger und geistvoller Volksstämme mußte, wie eine große Geschichte, so auch eine große Literatur schaffen, und es war ein seltenes Glück, daß das gediegene Element des Deutschen mit dem beweglichen des Franzosen, und zwar erst so spät, den Vereinigungs- und Krystallisationsproceß einging. Sehen wir nun, wie die Grundzüge des Britischen Charakters in den verschiedenen Zeitaltern sich gleich blieben.

Die Yeomen, den eigentlichen Kern des Englischen Volkes, den Mittelstand zwischen Macht und Dürftigkeit, den es damals weder in Italien, Frankreich noch Deutschland gab, ein Mittelglied zwischen Bauer und Adel, dessen hohem Geiste, dessen Tapferkeit (da er von Niemand sonst abhängig, nur seinem Fürsten in seiner Sache diente und sich gut ausrüstete) die großen Siege des Englischen Fußvolkes zuzuschreiben sind, beschreibt Thomas Fuller († 1661) nach sorgfältig aufgesuchten Ueberlieferungen folgendermaßen:

„Er geht einfach, trägt zinnerne Knöpfe, aber Silber in der Tasche, ist freigebig gegen Fremde und Arme, loyal, fromm, royalistisch. Sein mit viel Fleisch, aber ohne fremde Saucen reichbestellter Tisch ist Jedem offen; denn die Gastfreundschaft in England erstarb erst zuletzt unter den Yeomen von Kent. Als Geschworner fragt er nur sein Gewissen, sein Land verbessert er um's doppelte, er ist zu stolz, dem Adel nachzulaufen, hilft aber gerne jedem herabgekommenen Adeligen auf".

Die Kühnheit und Hochherzigkeit des Engländers, selbst im Verbrechen, beweist z. B. Sir John Fortescue, ein sehr früher Criminalstatistiker, Oberrichter unter Heinrich VI., welcher mittheilt, daß in England häufig 3—4 Räuber 7—8 Männer überfielen, um sie zu berauben, während in Frankreich selbst 7—8 Räuber sich nicht getrauten 3—4 Menschen anzugreifen, so daß in Frankreich in 7 Jahren nicht so viele Raub- und Mordthaten vorfielen, als in Einem Jahre in England; „jene stehlen lieber, wagen nicht Diejenigen, die ihre Güter vertheidigen, offen anzugreifen, was der arme Engländer immer thut, wenn er einen Reichen sieht, der zu berauben ist." Solche Data erklären besser als Alles die Siege weniger Engländer über Massen von Franzosen erfochten, z. B. bei Agincourt. Andrew Bourd, Arzt des despotischen Heinrich VIII., charakterisirt in einem schlechten Gedichtchen den auch damals herrschenden Unabhängigkeitssinn und die Halsstarrigkeit seiner Landsleute: „Niemand soll sie leiten, sie wollen ihrem Eigensinne folgen, und wenn Vater,

Mutter und Freunde darüber zu Grunde gehn." Selbst in ihren Spielen zeigte sich ihr Gefahr und Tod verachtender Geist. Sie begingen z. B., wie John Stow erzählt, noch zu Zeiten der Elisabeth nachgebildete Turniere auf dem Eise, indem die Schlittschuhläufer mit voller Kraft aneinander rannten und sich Arme und Beine brachen.

John Barklai, welcher als geistreicher Denker von seinen Zeitgenossen hoch geehrt, aber von der Nachwelt vergessen wurde († 1621), beurtheilt, Schotte der Abstammung nach, aber in Frankreich geboren und erzogen, unbefangen das Englische Volk in seinem Icon animorum. Er sagt: „Das Volk ist stolz und trotzig gegen Fremde und seinen eigenen Adel, von welchem es nur den höhern achtet. Die Engländer haben einen ernsten, in sich zum Nachdenken zurückgezogenen Geist; sich selbst, die Sitten, die Genies, den Charakter ihrer Nation bewundern sie über Alles. Bei Complimenten oder in Briefen ist ihnen das unterwürfige Ceremoniel unausstehlich. Ihre Soldaten sind zu Lande eben so tüchtig, als zur See, und verachten alle Gefahren und selbst den Tod. Der verschlossene Charakter der Nation, dem noch viel von seiner neustrischen Ursitte anklebt, ist zu Spitzfindigkeiten geneigt, die immer Streit genug vor die Gerichte bringen. (Bacon's damals eben erschienene Trug- und Gegensätze und Widerlegungen in seinem Novum organon waren ein neuer Beleg hierfür!) Sie würden es sich aber als Sünde anrechnen, Gewohnheiten und Gesetze, die ihnen von den Voreltern überliefert wurden, zu ändern oder aufzuheben. Was Philosophie, Mathematik, Erd- und Gestirnkunde betrifft, so gibt es keine noch so abenteuerliche Meinung, die nicht in diesem Lande ihre Behaupter, oder einen Haufen Liebhaber angetroffen hätte, die sie stets lebhaft in zahllosen Streitschriften vertheidigten und kein Maß im spitzfindigen Grübeln fanden. Aber vor Allem sind es Betrachtungen über die Religion, denen sie sich mit dem anhaltendsten Eifer ergeben; und haben sie sich was immer für einer Gattung von Frömmigkeit angeschlossen, so kennen sie keine Grenzen in der Verehrung ihres Gottes. Bisweilen bilden ein paar

Menschen eigene Secten und keine Ermahnungen können sie besänftigen, keine Folter, kein Holzstoß schreckt die Halsstarrigen."

Der arme Oliver Goldsmith, der wie kein Anderer dem Pulsschlage seines Volkes gelauscht, malt folgendermaßen das Charakterbild des Engländers, ein Bild, dessen stolze Wahrheit seinem derben Freunde Dr. Johnson stets Thränen entlockte: „Stolzen Ganges, kühnen Auges, gedankenreich, frei, wie er aus den Händen der Natur hervorgegangen, mit angeborener Seelenkühnheit schreitet er einher, treu dem selbstgeschaffenen Rechte, sonst über jede Controle erhaben, lernt selbst der Bauer sich als Mann achten."

Ich habe nun ohne besondere Auswahl einige Urtheile verschiedener Zeiten über den Charakter des Engländers angeführt und lasse nun zum Schlusse noch das eines Neuern, des großen Historikers Ancillon, folgen.

Ueberhaupt gleichen sich die Insulaner mehr untereinander, sind geneigt, sich anderen Nationen vorzuziehen, und betrachten sich wie eine Welt für sich, die sich nicht nach der andern zu richten braucht, besonders aber haben die Engländer ihren Charakter so originell ausgeprägt, daß dieses Gepräge noch mehr als ihre Geschichte Schuld ist an der Antipathie, welche noch heute zwischen ihnen und den benachbarten und vielfach ihnen verwandten Franzosen herrscht. Der Engländer hat ein tiefes Gefühl, welches nicht so leicht erregt wird, aber dafür nicht so leicht wieder erkaltet, welches nicht oberflächlich alle Eindrücke aufnimmt, aber jeden Eindruck um so länger behält. Er hat eine starke Einbildungskraft, die vielleicht mit weniger Schnelligkeit wirkt, nicht so leicht von einem Gegenstande auf den andern überspringt, sondern sich durch einen einzigen Gegenstand fesseln läßt, sich auf ihn concentrirt, ihn in sich aufnimmt und Alles mit kräftigen, entschieden ausgesprochenen Zügen malt. Weniger zerstreut durch Ideenreichthum, verfolgt er einen Gedanken mit mehr Ausdauer, er ist geeignet, demselben bis zu den ersten Principien und den letzten Folgerungen nachzugehen. Ernst, nachdenkend und selbst

Mutter und Freunde darüber zu Grunde gehn." Selbst in ihren Spielen zeigte sich ihr Gefahr und Tod verachtender Geist. Sie begingen z. B., wie John Stow erzählt, noch zu Zeiten der Elisabeth nachgebildete Turniere auf dem Eise, indem die Schlittschuhläufer mit voller Kraft aneinander rannten und sich Arme und Beine brachen.

John Barklai, welcher als geistreicher Denker von seinen Zeitgenossen hoch geehrt, aber von der Nachwelt vergessen wurde († 1621), beurtheilt, Schotte der Abstammung nach, aber in Frankreich geboren und erzogen, unbefangen das Englische Volk in seinem Icon animorum. Er sagt: „Das Volk ist stolz und trotzig gegen Fremde und seinen eigenen Adel, von welchem es nur den höhern achtet. Die Engländer haben einen ernsten, in sich zum Nachdenken zurückgezogenen Geist; sich selbst, die Sitten, die Genies, den Charakter ihrer Nation bewundern sie über Alles. Bei Complimenten oder in Briefen ist ihnen das unterwürfige Ceremoniel unausstehlich. Ihre Soldaten sind zu Lande eben so tüchtig, als zur See, und verachten alle Gefahren und selbst den Tod. Der verschlossene Charakter der Nation, dem noch viel von seiner neustrischen Ursitte anklebt, ist zu Spitzfindigkeiten geneigt, die immer Streit genug vor die Gerichte bringen. (Bacon's damals eben erschienene Trug- und Gegensätze und Widerlegungen in seinem Novum organon waren ein neuer Beleg hierfür!) Sie würden es sich aber als Sünde anrechnen, Gewohnheiten und Gesetze, die ihnen von den Voreltern überliefert wurden, zu ändern oder aufzuheben. Was Philosophie, Mathematik, Erd- und Gestirnkunde betrifft, so gibt es keine noch so abenteuerliche Meinung, die nicht in diesem Lande ihre Behaupter, oder einen Haufen Liebhaber angetroffen hätte, die sie stets lebhaft in zahllosen Streitschriften vertheidigten und kein Maß im spitzfindigen Grübeln fanden. Aber vor Allem sind es Betrachtungen über die Religion, denen sie sich mit dem anhaltendsten Eifer ergeben; und haben sie sich was immer für einer Gattung von Frömmigkeit angeschlossen, so kennen sie keine Grenzen in der Verehrung ihres Gottes. Bisweilen bilden ein paar

Menschen eigene Secten und keine Ermahnungen können sie besänftigen, keine Folter, kein Holzstoß schreckt die Halsstarrigen."

Der arme Oliver Goldsmith, der wie kein Anderer dem Pulsschlage seines Volkes gelauscht, malt folgendermaßen das Charakterbild des Engländers, ein Bild, dessen stolze Wahrheit seinem derben Freunde Dr. Johnson stets Thränen entlockte: „Stolzen Ganges, kühnen Auges, gedankenreich, frei, wie er aus den Händen der Natur hervorgegangen, mit angeborener Seelenkühnheit schreitet er einher, treu dem selbstgeschaffenen Rechte, sonst über jede Controle erhaben, lernt selbst der Bauer sich als Mann achten."

Ich habe nun ohne besondere Auswahl einige Urtheile verschiedener Zeiten über den Charakter des Engländers angeführt und lasse nun zum Schlusse noch das eines Neuern, des großen Historikers Ancillon, folgen.

Ueberhaupt gleichen sich die Insulaner mehr untereinander, sind geneigt, sich anderen Nationen vorzuziehen, und betrachten sich wie eine Welt für sich, die sich nicht nach der andern zu richten braucht, besonders aber haben die Engländer ihren Charakter so originell ausgeprägt, daß dieses Gepräge noch mehr als ihre Geschichte Schuld ist an der Antipathie, welche noch heute zwischen ihnen und den benachbarten und vielfach ihnen verwandten Franzosen herrscht. Der Engländer hat ein tiefes Gefühl, welches nicht so leicht erregt wird, aber dafür nicht so leicht wieder erkaltet, welches nicht oberflächlich alle Eindrücke aufnimmt, aber jeden Eindruck um so länger behält. Er hat eine starke Einbildungskraft, die vielleicht mit weniger Schnelligkeit wirkt, nicht so leicht von einem Gegenstande auf den andern überspringt, sondern sich durch einen einzigen Gegenstand fesseln läßt, sich auf ihn concentrirt, ihn in sich aufnimmt und Alles mit kräftigen, entschieden ausgesprochenen Zügen malt. Weniger zerstreut durch Ideenreichthum, verfolgt er einen Gedanken mit mehr Ausdauer, er ist geeignet, demselben bis zu den ersten Principien und den letzten Folgerungen nachzugehen. Ernst, nachdenkend und selbst

bisweilen finster, wie sein Himmel, Freund der Natur und der Einsamkeit, kümmert er sich wenig darum, in der Welt zu glänzen, sondern genügt sich selbst. In den Schöpfungen seines Geistes ist gewöhnlich Ein Zug vorherrschend, es besteht oft nicht das glückliche Gleichgewicht aller Geistesfähigkeiten, so daß man oft eine schrankenlose Phantasie und ein glühendes Gefühl, aber nicht denselben hohen Grad von Urtheilskraft und Verstand, oder auf der andern Seite oft den tiefsten, hellsten Verstand, der aber kalt ist, und weder Gefühl und Phantasie findet.

Die Englische Poesie verschmäht die conventionelle oder idealisirte Welt, in der die französischen Dichter athmen, in welcher die Gefühle und Leidenschaften eine anständige, nach regelmäßigen Mustern beschnittene Form haben. So wie der Engländer die regelmäßig verschnittenen Gärten Le Nôtre's verachtet, und auch in seinen Parken die Natur uneingeschnürt läßt, ebenso gibt er in seiner Literatur die Welt, wie sie ist: ganz, groß, mit ihren Contrasten, Unvollkommenheiten und Widersprüchen, mag er auch anstoßen und zarte Ohren oder Gefühle beleidigen. Shakspeare z. B. wird stets auf den Brettern, welche die *französische* Welt bedeuten, ein Wilder, ein Barbar sein; aber dem freien, unabhängigen Geiste der Engländer entsprechen die Ungleichheiten, die Unordnung in der Natur, und wenn jener Ton, jene Charaktere, die nicht nobel sind, verbannt werden müßten, so würden sie darin eine Art Geistesknechtschaft erkennen.

Vor Allem wird der Engländer vom Erhabenen ergriffen; er opfert selbst die Schönheit des Ganzen der Kraft des Ausdrucks, und zwar deßhalb, weil er zu einer Nation spricht, welche starker Erregungen bedarf, und ihm wegen einiger kräftiger Stellen alle Fehler gegen das Maaß und die Schönheitslinie vergibt; ja selbst Ausschweifungen der Phantasie als Zeichen poetischer Kraft betrachtet, wodurch es freilich kam, daß so oft Unwahrscheinlichkeiten, Uebertreibungen und Trivialitäten den Englischen Poeten nachgewiesen

wurden. Wenn der französische Dichter solche Mittel anwenden wollte, würde er sein Auditorium verletzen oder empören. Eine andere Eigenthümlichkeit der Englischen Dichter ist, daß sie Ideen durch ihre Phantasie zu beleben, abstracten Maximen durch ihre Poesie Farbenschmuck zu geben suchen. Deßhalb legen die Englischen Dramatiker in den Mund ihrer Helden moralische, politische und philosophische Tiraden, welche immer mit Begeisterung aufgenommen werden, vorausgesetzt, daß sie kräftige und tiefe Gedanken enthalten, und die größten beschreibenden Dichter Englands personificiren nie (naiv) die Objecte der Natur, wie die alten Griechen und Römer, sondern zeichnen die Natur nur (sentimental) aus dem Wiederschein ihrer Seele nach den Ideen, die sie erweckt, den Betrachtungen, die sie veranlaßt, und der Geistesstimmung, in die sie den Zuschauer versetzt.

Dies entspringt offenbar aus ihrem ernsten, grübelnden Geiste, und diese Naturanlage ist die Ursache der großen Fortschritte, welche die Engländer in den physikalischen und philosophischen Wissenschaften gemacht haben. Da sie viel mit sich selbst und der Natur leben, haben sie Muße, Thatsachen aufzuspeichern, Beobachtungen und Erfahrungen zu vervielfachen; einer anhaltenden Aufmerksamkeit und großen Ausdauer fähig, beschäftigen sie sich lange mit Einem Gegenstande, verfolgen lange Zeit dieselbe Idee und betrachten sie von allen Seiten mit all ihren näheren oder entfernteren Beziehungen. Die Ruhe, die Kaltblütigkeit ihres Verstandes bewahrt sie mehr als jede andere Nation vor voreiligen Schlüssen, geistigen Uebertreibungen und Systemwuth. Ihre Philosophie trägt den Stempel des Nationalcharakters: tief, nüchtern, nicht nach Glanz haschend, auf Thatsachen fußend, ist ihr Ideengang gedrängt, methodisch, sicher, nach allen, nicht nur nach Einer Seite des Gegenstandes hin Licht verbreitend, wollen sie weniger blenden und in Erstaunen setzen, als unterrichten. Nur nach Wahrheiten und für sich strebend, unbekümmert um den Effect, den sie hervorbringt, ver-

schmähen sie durch rhetorische Reizmittel Erfolge zu erringen, und beanspruchen für sich nur Genauigkeit und Klarheit. Bacon, Hobbes, Locke, Newton sind dessen ewige Zeugen. Derselbe Charakterzug läßt sich auch bei ihren Geschichtschreibern erkennen, die freilich auch rhetorischen Schmuck nicht verschmähen, welche aber die glückliche Anlage des Nationalcharakters befähigte, so unübertreffliche Meisterwerke zu schaffen.

Dritter Abschnitt.

Die celtischen, besonders welschen und irischen Barden. Druidische Mythologie. Ossian. Arthur und Geoffroy von Monmouth.

Die Britischen Barden waren ursprünglich ein Anhängsel der druidischen Hierarchie, welche, wie der gelehrte Banier behauptet, nach dem Vorbilde der persischen Magier eingerichtet gewesen sein soll und auch über Gallien Ausbreitung gefunden hatte. Schon Diodor Siculus, Aelian und Posidonius erwähnen der celtischen Barden, die durch ihre Gesänge, welche stets mit dem besten Beuteantheil belohnt wurden, die Gallier zu einem tapfern Tode begeisterten. In der Pfarrei Llanidan auf der Insel Anglesey (dem Mona des Tacitus, dem Brennpunkte des Britischen Widerstandes gegen die Fremdherrschaft) sind noch die Ruinen der Wohnung eines Oberpriesters der Druiden zu sehen, und um sie herum die Spuren der Wohnungen der verschiedenen, ihm untergebenen klösterlichen Gesellschaften, worunter auch die der Barden, welche noch heutigen Tages Trer Beird (Barden-Dörfchen) heißt. — Druidische Fragmente, die unzweifelhaft schon verfaßt waren, ehe noch die Briten Verkehr mit fremden Nationen hatten, existiren noch. Ein druidisches Orakel in Versen hat Borlase veröffentlicht; es finden sich schon offenbare Spuren der Alliteration und selbst des Reims in der ältesten Britischen Poesie: nämlich in jenen druidischen Dreiblättern,

Englyn Millor oder Gesang des Kriegers geheißen, in welchen jeder Vers sich mit einer consonnirenden Sylbe schließt.

Die druidische Mythologie war ein geistreicheres Gebäude als man gewöhnlich glaubt; und bei den Druiden sind viele jener esoterischen Doctrinen zu suchen, welche (gleich den früher in den heidnischen Mysterien gelehrten und in den platonischen Träumereien enthaltenen) die römische Kirche in der erstern Periode ihrer Herrschaft so gerne aufnahm und in anziehendem Gewande als Graalsagen u. s. w. dem Volke bieten ließ. Die Romanzenschreiber sangen ohne es zu wissen häufig die Lehren einer fabelhaften Zeit, welche inzwischen eine historische Färbung angenommen hatten, und von ihnen im besten Glauben für geschichtlich ausgegeben wurden. Lady Montague sagte mit Recht, daß noch zu ihrer Zeit viel druidischer Aberglaube im Volke lebe. Besonders von der Seele hatte die bardische Mythologie ganz platonische Begriffe. Wie es da der Urkrater ist, in dem der Demiurgus des Universums das Material der künftigen Schöpfung bereitet, und von woher die Seelen, welche die körperliche Substanz beleben, unter die Sterne vertheilt wurden, so ist es auch der Kessel der Göttin Ceridwen, aus dem alles Heilige, Reine und Ursprüngliche ausgesäet wird. Der kleine Gwyon sitzt an diesem Kessel, bis drei Tropfen des köstlichen Inhaltes auf seine Finger fallen. Kaum hat er sie verkostet, so wird die ganze Zukunft vor ihm aufgethan, und der berauschende Trank erfüllt die Seele mit einem unwiderstehlichen Drange nach Verkörperung. Gwyon wird durch Ceridwen verfolgt, nimmt nacheinander die Gestalt eines Hasen, Fisches und Vogels an, und verwandelt sich zuletzt, die Hoffnung zu entschlüpfen aufgebend, in ein Waizenkorn, welches Ceridwen in der Gestalt einer schwarzen, großkammigen Henne verschlingt. Ceridwen wird davon schwanger und bringt nach neun Monaten Taliessin zur Welt. Diese Flucht soll symbolisch den Gang der Seele durch die verschiedenen Elemente bezeichnen, die ihr den Stoff zur Verkörperung leihen, und die Verfolgung Ceridwen's eine

Versinnlichung des Zwanges sein, welcher die reinen Seelen nöthigt, zur Gemeinheit des Lebens herabzusteigen, um die Harmonie des Ganzen zu erhalten. Auch in der Arthursage (die wir später berühren werden), besonders aber in der Graalsage sind viele druidische Lehren niedergelegt. Doch würde es jetzt zu weit führen, darauf einzugehen, und ich will nur erwähnen, daß, wie die Dionysische Vase ein Paß zu den Elysäischen Feldern, wie ein Becher bei den Persern ein Symbol der Natur, der Welt und des Steins der Weisen war, so auch ein gläsernes Boot das Symbol der Einweihung in die druidischen Mysterien war. Noch lange bestand das Walliser Sprichwort: Pawb a ddaw i'r Ddavar dong (Jeder wird kommen in's Schiff der Erde). Das heilige Gefäß in der Graal-Sage ist somit heidnischen Ursprungs. Auch viele schöne Mythen: Rhydderch's Tischchen deck' dich, Bran's (später Oberon's) Horn, nach Bärten von Königen begierige Helden, Mäntel, welche die Unkeuschheit an den Tag bringen, sind schon sehr früh auf britischem Boden zu finden, besonders aber ganz national sind die schönen Sagen, die Stonehenge betreffen, welches unter allen druidischen Monumenten die Dichter am meisten interessirte, und wahrscheinlich zu Ehren von 300 Britischen Edeln erbaut war, die von dem Sachsen Hengist gemordet wurden. Häufig ist eine Verwandtschaft zwischen den skandinavischen und britischen Mythen nachzuweisen, z. B. war beiden die Zahl zwölf heilig (die meisten druidischen Monumente bestehen aus 12 Steinen), und nicht ohne nationale Bedeutung mag es sein, daß die Pairs Karl des Großen und Ritter Spenser's zwölf an der Zahl sind. In anderen Ueberlieferungen weichen die keltischen und finnischen Stämme von den skandinavischen ab; so z. B. verehren Erstere die Schlangen, welche auszurotten die nordischen Helden stets beschäftigt sind, was wol den Conflict zwischen finnischem und skandinavischem Priesterthum zu bedeuten hat.

Die Barden überlebten den Sturz der Nationalreligion; ja Dank der Anhänglichkeit der Nation an ihre Poesie, überlebten sie

noch manche Regierungen und Sitten, und pflanzten sich, zeitgemäß verändert, als eine Art bürgerlicher Gesellschaft fort, vorzüglich in den Gegenden, welche den ursprünglichen celtischen Charakter beibehielten; denn die entarteten, mit Römern, Belgiern und nordischen Völkern vermischten Stämme zwischen dem Trent oder Humber und der Themse, mit denen die Celten allen Verkehr abbrachen, scheinen nebst anderen britischen Gebräuchen, auch das Bardenthum verloren zu haben. Vor Allen die Welschen (diesen Namen hatten sie von den Deutschen erhalten), welche fortwährend von den Römern in Furcht gehalten, von den Sachsen beunruhigt, stets eifersüchtig auf die Uebergriffe und die Nachbarschaft fremder Eindringlinge waren, hielten um so fester und stolzer an ihren celtischen Gebräuchen und Auszeichnungen, vor Allem an ihre Barden. Nach den welschen Gesetzen (um das Jahr 940) war der Barde des Königs ein Diener des Hofes. Bei seinem Amtsantritt erhielt er vom Könige eine Harfe, im Werthe von 120 Pence, die er nie weggeben durfte, oder ein Schachbrett, und von der Königin einen Ring. Vor dieser mußte er, so oft sie es wünschte, in ihrem Zimmer singen. Bei Festen in der Schloßhalle mußte ihm der Schloßhauptmann die Harfe überreichen. Von jeder über die Engländer gemachten Beute (die gewöhnlich in Vieh bestand) erhielt er einen Ochsen, wofür er während der Beutetheilung, wie vor der Schlacht, das Lob Britischer Könige singen mußte. Zur höchsten Blüthe gedieh jedoch das Bardenthum in Irland, das nicht umsonst die Harfe im Wappen führt. Der heilige Patrik, der die dortigen Heiden bekehrte, zerstörte allein 300 Bände bardischer Gesänge. Die Barden waren daselbst so angesehen, daß sie Gewänder von derselben Farbe, wie die der königlichen Familie, tragen durften. Alle drei Jahre wurden sie zu einer Art olympischer Feste zusammengerufen, und die Gesänge, welche daselbst am meisten Beifall fanden, wurden dem königlichen Geschichtschreiber zur Aufbewahrung übergeben. Große Ländereien wurden ihnen geschenkt, damit sie unabhängig und sorgenfrei leben könnten. Ihr

Stand war erblich, aber nach dem Tode eines Barden trat nicht der älteste, sondern derjenige seiner Söhne die Erbschaft an, welcher am meisten Talent für Poesie und Musik gezeigt hatte. Es war ein großes Verbrechen, einen Barden zu tödten, und selbst zu Zeiten der größten Noth und zum Besten des Allgemeinen Güter der Barden anzugreifen, wurde wie Kirchenraub betrachtet. (Auch in Wales mußte der Mörder eines Barden 126 Kühe Strafe zahlen.) Jeder oberste Barde hatte ein Gefolge von 30 Barden niederer Art, und jeder dieser Sänger zweiten Ranges wieder ein Gefolge von 15 Barden dritten Ranges. Keines ihrer Gedichte ist übersetzt.

Um das Jahr 558 hatten sie die Höhe ihres Glanzes erreicht; zuletzt arteten sie in die bekannten Märchenerzähler aus. Doch war noch in späteren Jahren die irische Musik so berühmt, daß die welschen Barden sich in dieser Kunst von den irischen unterrichten ließen. Gryffydd ap Conan, König von Nordwales, welcher um die Mitte des 12. Jahrhunderts lebte, beschloß eine Reform seiner Barden und ließ zu diesem Zwecke eine Anzahl ihrer Collegen aus Irland kommen. Dieser Gryffydd war überhaupt ein großer Gönner der Poeten und Musiker seines Landes, und berief verschiedene Versammlungen, welche Gesetze erließen zur bessern Ordnung in der Dichtkunst und Musik. Das Volk von Wales, Irland und Skandinavien war bei diesen Congressen vertreten, und das Werthvolle, was ein Volk mitbrachte, wurde auch von den anderen angenommen.

Ich will hier einige berühmte Britische Barden namhaft machen. Als die ältesten nennt die Sage die zwei Harfner Glaskyrion und Glenkindie. Den Ersteren setzt Chaucer Orpheus und Arion an die Seite, und was die Macht der Harfe Glenkindie's betrifft, so

„konnt' er harfen den Fisch aus der See
Und Wasser aus einem Stein,
Oder Milch aus eines Mädchens Brust,
Das nie ein Kind nannte sein.“

„He 'd harpit a fish out a saut water
Or water out o' a stane
Or milk out o' a maiden's breast
That bairn had never nane."

Von Llywarc Hen (dem Alten), einem berühmten Barden, welcher 150 Jahre nach der Einwanderung der Briten in Armorica lebte (etwa um 520—630 zu Arthur's und Cadwallon's Zeit), sind noch viele Gedichte da, in denen er seine 24 Söhne preist, welche goldene Ketten trugen, und sämmtlich in den Schlachten gegen die Sachsen fielen. Richard Thomas gab acht seiner Elegien heraus, leider etwas frei übersetzt; der gelehrte Owen übersetzte sie wörtlich im Jahre 1792 und ließ auch noch andere Werke dieses Fürsten der Cambrischen Briten erscheinen.

Llygad Gwr richtete eine geistreiche Ode an Llwellyn, Sohn Grunfludd's, des letzten Fürsten von Wales aus britischer Linie, auch ist noch eines alten britischen Königs, Namens Blagebride, zu gedenken, den Fabyan einen geschickten Musiker und einen Gott unter den Sängern nennt. Auch gab es berühmte Harfnerinnen. Die berühmtesten unter den alten Barden waren jedoch Taliessin, der unter Anderm den Meth besang, und Anenrin, welcher um das Jahr 570 den Gipfel seines Ruhmes erreichte. In den Oden der welschen Barden dieser Zeit finden sich nur selten Alliterationen, die isländischen Dichter dagegen brachten dieselben sehr pünktlich in Anwendung. Die Oden der welschen Barden dieser Jahrhunderte haben einen zwar oft sehr poetischen, doch mehr nüchternen Anstrich, als die der späteren welschen Barden etwa um das 10. Jahrhundert. Ihr Ideenkreis ging noch nicht über ihre Berge, ihre See, ihre einheimische Natur überhaupt; Wölfe, die es damals noch in England gab, Raben, Falken, Seemöven, Salmen sind noch die Thiere, welche sie zu Vergleichen gebrauchen. Da heißt es z. B.: „Hole das Trinkhorn, welches glänzt gleich der Meereswoge. Alle waren mit Blut bedeckt, als die hohen Hügel und die Thäler sich der Sonne gleichmäßig erfreuten. (Eine schöne Umschreibung des Mittags in einem

so gebirgigen Lande, wie Wales.) O Jungfrau, die du glänzest wie der Schnee auf den Augenbrauen Aran's (hoher Berg in Merionethshire), gleich dem feinen Spinnengeweb auf dem Grase an einem Sommertage. Die Krieger an Offa's Graben verlangten nach Ruhm; die Soldaten von Venedotia und die Männer von London glichen der abwechselnden Bewegung der Wogen an der Meeresküste, wo die Seemöve kreischt. Seine Feinde waren umhergestreut, wie Blätter am Abhang der Hügel, herbeigetrieben vom Sturmwind. Er war ein Krieger, gleich der Woge am Gestade, welche bedeckt die wilden Salmen. Ihr Gesicht glänzte gleich dem Perlenthau auf Eryri (Gletscher). Ich habe die ganze Nacht am Gestade gewacht, wo die Seemöven mit ihren glänzenden Federn auf dem Wogenbette jagen, und wo das Gras, welches an einem einsamen Orte wächst, von einem dunkeln Grün ist."

In dem berühmten größern Gedichte „Gododin" von Aneurin, auf das sich vielfach die späteren Barden beziehen, wird eine unglückliche Schlacht gegen die Sachsen bei Cattraeth unter Anführung Mynnydawe Eiddin, aus welcher von allen Briten nur drei, worunter der Dichter, entkamen, folgendermaßen beschrieben: „Die Männer, deren Trank Meth war, anmuthig von Gestalt, eilten nach Cattraeth. Diese ungestümen Krieger in Schlachtreihe, bewaffnet mit rothen Speeren, begannen die Schlacht. Vermöchte ich auszulassen meine Rache am Volke des Deiri, so würde ich es überschwemmen gleich einer Fluth und es ertränken in einem einzigen Blutbad; denn ich habe einen Freund verloren, der tapfer war im Widerstande gegen seine Feinde. Es waren 363 Krieger, geschmückt mit goldenen Ketten, aber von ihnen, die vom Wein begeistert, in's Gefecht stürmten, entkamen nur drei, welche sich den Weg mit ihren Schwertern bahnten. Als Caradoc in den Krieg eilte, war er der Sohn eines wilden Ebers, so schlug er die Sachsen nieder, ein Stier im Handgemenge; er entrang das Holz ihren Händen. Ich preise all' die Krieger, die sich so im Kampfe begegneten und den Feind ein-

müthig angriffen, ihr Leben war kurz, aber sie haben ein langes Bedauern ihren Freunden hinterlassen."

Bei den späteren Barden aber tauchen ganz fremdartige Bilder und Thiere auf, da kommen Feen, Drachen, Löwen; da heißt es z. B.: „Der Drache von Mona's Söhnen war tapfer im Kampf. Unser Löwe brachte drei Heerhaufen nach Trallwng. Du bist ein Fürst, so fest im Kampfe, wie ein Elephant." Hier findet man auch erst die schöne romantische Sage, daß König Arthur nach seiner Verwundung in der unglücklichen Schlacht von Camlan durch die Elfenkönigin Morgan (wol die Peri Mergian der Orientalen!) in das Feenland gebracht wurde, um seine Wunden dort zu heilen, wo er noch als mächtiger Fürst in all' seinem alten Glanze regiert, und von wo her er eines Tages zurückkehren wird, um seinen Thron in Britanien wieder einzunehmen.

Dieses bringt uns nun ganz natürlich auf die Arthursage. Ich muß bei dieser Gelegenheit vor Allem erklären, daß ich Arthur durchaus nicht für eine fabelhafte Person halte. Ellis' Arbeiten haben außer allen Zweifel gestellt, daß Geoffrey von Monmouth (selbst ein Welscher) gewissenhafte Treue und Genauigkeit in der Uebersetzung seines armoricanischen Originals beobachtete, und daß seine Erzählungen, kritisch beleuchtet, durchaus nicht so fabelhaften Charakters sind. Er war ein unermüdlicher Geschichtforscher und hat unstreitig manche wirkliche Ereignisse aufgezeichnet, die sonst nirgends zu finden sind. Zudem existirten Arthursagen in der Bretagne, die sicher Geoffrey's Sprache und Materialien nicht geborgt hatten, und die Mythen vom Graal, Lancelot und Tristan de Leonnois stammen direct aus den armoricanischen Originalen. Hat ja auch Marie de France die britanischen und verwandten britischen Mythen, die sie erzählen hörte oder geschrieben fand, später (gegen das 13. Jahrhundert) in Verse übersetzt, also denselben Weg verfolgt!

Weßhalb soll das Britische Volk in seinem Kampfe gegen die Fremden nicht einen Nationalhelden gehabt haben, zu dessen Ver-

herrlichung Anfangs die druidische Religion ihre Mysterien, und später die Romantik ihren feudalen Schmuck lieh, so daß man allerdings einen wirklichen und einen mythischen Arthur unterscheiden muß. Das Dogma der Seelenwanderung, ein Hauptartikel des celtischen Glaubens erklärt das Wiedererscheinen Arthur's auf der Erde, wie Ogier des Dänen, des Helgi der Edda. Schon Owen sagt, daß Arthur, der Sohn Uthyr des Pendragon, eine allegorische Person war: der Arcturus, oder große Bär des Firmaments. Die Finnen, einer der ältesten europäischen Stämme, glaubten: wenn der Seele erlaubt ist, auf die Schulter des großen Bären zu klimmen, so erreicht sie den höchsten Himmel, den äußersten Sitz der Glückseligkeit. Nur eine solche mythologische Erklärung macht viele Stellen im Tod Arthur's (des mythologischen) verständlich. Daß das Mittelalter ihn als frommen Christen gegen Ungläubige streiten, nach Rom ziehen, von allen Cardinälen feierlich zum Kaiser krönen ließ, nachdem er die Tafelrunde eingerichtet, die Sachsen vertrieben, Schottland, Irland, Dänemark, Norwegen, Island, Gothland, Schweden und Frankreich erobert, auch Riesen und den römischen Kaiser besiegt, und fünf heidnische Könige und den griechischen Kaiser getödtet hatte: wen nimmt dies Wunder?

Viel mythischer als Arthur, ja als offener Betrüger erschien mir von je ein anderer Celte, der celtische Homer selbst, Ossian, der sentimentale, der um das 2. oder 3. Jahrhundert gelebt haben soll, mit seinem Fingal und seiner Selma, die so offenbar den Stempel des weichherzigen Werther'schen achtzehnten Jahrhunderts an sich tragen. Wol Niemand glaubt mehr, daß man ganze epische Gedichte, wie Fingal und Temora, in den Hochlanden vorfand, wol gibt es aber noch Einzelne, die annehmen, Macpherson habe seinen Ossian aus ächten Bruchstücken aufgebaut, weil sie sich nicht gestehen wollen, daß ein Gray, David Hume und Warton sich täuschen, daß Napoleon eine solche Fälschung als Lieblingslectüre benutzen konnte. Und dennoch ist nichts Aechtes, Altes, Natürliches in dem ganzen Machwerke, am allerwenigsten

eine Britische Naturanschauung. Schon Wordsworth erkannte dies und fühlte es heraus das Abgerissene, Todte, Unbestimmte, welches sich stets einstellt, wenn Worte für Dinge eintreten. Die Abwesenheit aller religiösen Ideen, die Don Quixotte-artigen Gefechte, der Mangel des Schauerlichen des heidnischen Aberglaubens, die sanften Sitten und civilisirten Gefühle, kurz der Ausdruck des Sentimentalen statt des Naiven hätten dies literarische Product längst als ein Falsificat erkennen lassen sollen. Zudem scheint auch Macpherson nur die skandinavische, weniger die druidische Mythologie gekannt zu haben; denn die Geister, welche die Naturerscheinungen regeln, das Gefecht Fingal's mit dem Geist von Loda, der Verfertiger des Schwertes Fingal's, Luno (der Vulkan des Nordens, auch Weland genannt, der in Jütland lebte, und den auch Walter Scott recht unpassend in seinen Roman Kenilworth zog) sind alle skandinavischen Ursprungs. (Vielleicht erinnerte er sich, daß Tacitus glaubte, die Caledonier seien deutscher Abstammung, und Andere die Scutes für einen normännischen Volksstamm halten.)

Während eine wenigstens eben so gut angelegte Fälschung des armen Chatterton ihrem Urheber nur Unehre brachte, verschaffte diese Macpherson ein großes Vermögen, Ansehen und ein Grab im Poets Corner in Westminster Abbey. Zum Glück hat die jetzige Zeit längst schon den Geschmack an dem Pseudo-Homer des Nordens verloren.

Vierter Abschnitt.

Die heidnischen Angelsachsen und Dänen.

Warton entschuldigt seine Vernachlässigung der angelsächsischen Poesie mit der Meinung: daß ihre Ueberbleibsel ja meist nur religiöse Rhapsodien seien, und daß fast nichts übrig geblieben von den wilden Geistesschöpfungen ihrer heidnischen Zeit. Man muß dies allerdings zugeben; denn es ist überhaupt noch zweifelhaft, daß schriftliche Ueberlieferungen der heidnischen Skalden in England existirt haben, und da dieses heidnische Volk mit keinen civilisirten Ländern in Verbindung stand, so konnten auch von letzteren aus keine Nachrichten zu uns gelangen, so daß die Geschichte Englands zu jener Zeit im Allgemeinen die dunkelste ist. Als das Christenthum gegen das 7. Jahrhundert sich dort Bahn brach, wurde eifrigst alles vernichtet, was an das Heidenthum erinnerte, besonders die Runische Sprache und Schrift. Von letzterer sind in Cumberland und Schottland noch Spuren anzutreffen. Sieht man von dem bedeutendsten angelsächsischen Gedichte, dem „Beowulf" (das zu Warton's Zeit noch nicht bekannt war, und unstreitig nicht in England entstand, sondern aus dem Norden dahin gebracht wurde) ab, so existiren in sächsischer Sprache noch eine Ode auf den Sieg König Athelstan's, um das Jahr 938, die voll skaldischer Ausdrücke und Anspielungen ist, eine Beschreibung der Stadt Durham (bei Hickes), der aber der wilde Fluß der sächsischen Poesie fehlt und die mehr zu der frommen, reliquienseligen, spätern Periode gehört; ein poetischer Kalender (Saxon menologe, um's

eine Britische Naturanschauung. Schon Wordsworth erkannte dies und fühlte es heraus das Abgerissene, Todte, Unbestimmte, welches sich stets einstellt, wenn Worte für Dinge eintreten. Die Abwesenheit aller religiösen Ideen, die Don Quixotte-artigen Gefechte, der Mangel des Schauerlichen des heidnischen Aberglaubens, die sanften Sitten und civilisirten Gefühle, kurz der Ausdruck des Sentimentalen statt des Naiven hätten dies literarische Product längst als ein Falsificat erkennen lassen sollen. Zudem scheint auch Macpherson nur die skandinavische, weniger die druidische Mythologie gekannt zu haben; denn die Geister, welche die Naturerscheinungen regeln, das Gefecht Fingal's mit dem Geist von Loda, der Verfertiger des Schwertes Fingal's, Luno (der Vulkan des Nordens, auch Weland genannt, der in Jütland lebte, und den auch Walter Scott recht unpassend in seinen Roman Kenilworth zog) sind alle skandinavischen Ursprungs. (Vielleicht erinnerte er sich, daß Tacitus glaubte, die Caledonier seien deutscher Abstammung, und Andere die Scutes für einen normännischen Volksstamm halten.)

Während eine wenigstens eben so gut angelegte Fälschung des armen Chatterton ihrem Urheber nur Unehre brachte, verschaffte diese Macpherson ein großes Vermögen, Ansehen und ein Grab im Poets Corner in Westminster Abbey. Zum Glück hat die jetzige Zeit längst schon den Geschmack an dem Pseudo-Homer des Nordens verloren.

Vierter Abschnitt.

Die heidnischen Angelsachsen und Dänen.

Warton entschuldigt seine Vernachlässigung der angelsächsischen Poesie mit der Meinung: daß ihre Ueberbleibsel ja meist nur religiöse Rhapsodien seien, und daß fast nichts übrig geblieben von den wilden Geistesschöpfungen ihrer heidnischen Zeit. Man muß dies allerdings zugeben; denn es ist überhaupt noch zweifelhaft, daß schriftliche Ueberlieferungen der heidnischen Skalden in England existirt haben, und da dieses heidnische Volk mit keinen civilisirten Ländern in Verbindung stand, so konnten auch von letzteren aus keine Nachrichten zu uns gelangen, so daß die Geschichte Englands zu jener Zeit im Allgemeinen die dunkelste ist. Als das Christenthum gegen das 7. Jahrhundert sich dort Bahn brach, wurde eifrigst alles vernichtet, was an das Heidenthum erinnerte, besonders die Runische Sprache und Schrift. Von letzterer sind in Cumberland und Schottland noch Spuren anzutreffen. Sieht man von dem bedeutendsten angelsächsischen Gedichte, dem „Beowulf" (das zu Warton's Zeit noch nicht bekannt war, und unstreitig nicht in England entstand, sondern aus dem Norden dahin gebracht wurde) ab, so existiren in sächsischer Sprache noch eine Ode auf den Sieg König Athelstan's, um das Jahr 938, die voll skaldischer Ausdrücke und Anspielungen ist, eine Beschreibung der Stadt Durham (bei Hickes), der aber der wilde Fluß der sächsischen Poesie fehlt und die mehr zu der frommen, reliquienseligen, spätern Periode gehört; ein poetischer Kalender (Saxon menologe, um's

10. Jahrhundert verfaßt, mit Prophezeiungen und Sprüchwörtern, und, wie mir scheint, Fragmenten verschiedener, zusammengewürfelter Gedichte, die in keiner innern Beziehung stehen; ferner ein Gedicht auf die Heldenthaten Hengest und die von Dr. Grundtvig, Conybeare und Thorpe veröffentlichte „Schlacht von Finsbury" und „Tod Byrhtnoth", welche im nüchternen Style geschrieben, Mythen oder Geschichte vor dem Schlusse des 5. Jahrhunderts behandeln. Diese Reliquien sind sämmtlich, einschließlich Beowulf's, von Christen verfaßt, und wenn sie trotz dessen noch so sehr den Stempel der heidnischen Phantasie tragen, so ist dies durch den Umstand zu erklären, daß bis zum 10. Jahrhundert die Bekehrung der Angelsachsen und Dänen keineswegs eine so vollständige war, daß nicht noch ein großer Theil ihres heidnischen Aberglaubens und ihrer heidnischen Sitten haften geblieben wäre; findet man ja selbst in angelsächsischen Gedichten den Holofernes und Abimelech mit dem Beinamen Balder bezeichnet, und es werden besonders von Cädmon seinem Satan viele Bilder aus der Eddischen Hölle in den Mund gelegt!

Auf Beowulf und die Ode auf Athelstan kommen wir noch einmal zurück. Jetzt wollen wir dem Geist, dem Charakter der gothischen und skandinavischen Dichtkunst und der Geschichte derselben, sowie ihrer Träger, der Skalden, besonders in Britannien, nachforschen. Angelsachsen und Dänen, die gleichen Ursprung und nur so wenig verschiedene Sitten, Sprache und Religion hatten, sind daher nicht getrennt behandelt worden. Der Ursprung der skaldischen Kunst wurde von Odin abgeleitet und deßhalb für etwas Göttliches gehalten. Odin brachte seine Colonie (berühmte Bogenschützen) vom See Mäotis nach Europa, und wenn man der Erzählung Quintus Curtius Glauben schenken darf, so sind die Lehren der Edda schon bei ihrem Stammvolke, den Sogdiern, welche östlich vom kaspischen Meere, nahe bei Odin's Gothen, wohnten, zu erkennen. Einige derselben, die Alexander zum Tode verurtheilt hatte, sollen nämlich sich sehr darüber gefreut und Verse improvisirt haben, da sie einem so edlen Tode ent-

gegengehend, von ihren Vorfahren bewillkommnet würden. Fast allen skandinavischen Völkern, ohne Unterschied des Standes, scheint eine dichterische Ader eigen gewesen zu sein. Wir hören ja die nordischen Könige und Krieger bei verschiedenen Gelegenheiten Gesänge anstimmen; doch scheint eine besondere Kaste, die Skalden, d. h. Sprachglätter, die Ausübung dieser Kunst als Hauptbeschäftigung getrieben zu haben. Ihren geistigen Vorzügen widmete ein unwissendes Volk eine rohe Bewunderung und Verehrung, und die ruhmsüchtigen Herrscher reiche Belohnungen. Besonders die heidnischen Skalden des Nordens, welche in ihrer ersten Zeit Historiker, Genealogen, Dichter und Musiker in Einer Person waren, wurden mehr geachtet, als die späteren, die zu einer Zeit lebten, in der das Christenthum und die Wissenschaft Fuß zu fassen begonnen, diese waren mehr auf Unterhaltung und Schmeicheleien angewiesen und bildeten den Uebergang zu den Minstrels und Gleemen (Spielleuten).

Die Skalden hatten in hohem Grade die Wanderlust der Sänger; sie machten theils aus Wißbegierde, theils aus Gewinnsucht Kunstreisen nach den ihren Schiffen zugänglichen Ländern, besonders auch nach Britannien und Irland, woselbst sie vor den Königen ihre Oden sangen und freigebig belohnt wurden, nach Olaus Wormius blieben selbst welche für immer an den Britischen Höfen, welches Verhältniß die Eroberung durch die Sachsen und Dänen sehr erleichtert haben mag. Diesen künstlerischen Kosmopolitismus und den Glauben, „daß der Sänger auf einer höhern Warte stehe, als auf der Zinne der Partei," wußten einige praktische Kriegshelden für sich auszubeuten, um als Skalden gekleidet, unangefochten, ja noch beschenkt, das Feindeslager zu recognosciren. Dies erzählt schon Geoffrey von Monmouth von Baldulph, dem Sohne des Sachsenkönigs Ella, der zur Zeit Arthur's lebte, noch glaubwürdiger aber scheint diese Kriegslist von Alfred (um das Jahr 878) und vom Dänen Anlaff oder Olaff (60 Jahre später). Des Letztern List wurde aber durch seine skrupulöse Rechtlichkeit oder seinen Aberglauben paralysirt und un-

schädlich gemacht, indem er das für seinen Gesang geschenkt erhaltene Geld nicht mit nahm, sondern vergrub, was ein Krieger bemerkte und anzeigte. Die skandinavische Dichtung fand noch mehr Verbreitung, als die nordischen Abenteurer ihre ersten Züge nach den mehr zugänglichen nördlichen Küsten Schottlands und Irlands begonnen hatten, an welche sich auch Skalden anschlossen; seit dem 6. Jahrhundert aber, nach der Eroberung Englands, faßten die skandinavischen Mythen dort festen Grund. Skalden, Runische Schrift und Sprache, die besonders fleißig unter Kanut's Regierung studirt wurden, begannen dort einheimisch zu werden.

Die älteste skandinavische Poesie behandelt das Lob ihrer Helden, die Volkssagen und religiösen Gebräuche. Ihre Diction erinnert an den Orient. So wird der Regenbogen die Götterbrücke, die Poesie — Meth Odin's, die Erde — das Schiff, welches über die Zeitalter schwankt, das Schiff — das Pferd der Wogen, das Eis — die große Brücke, das Gras — das Vließ der Erde, die Schlacht — der Hagel Odin's oder Schilderschütterer, die Zunge — das Schwert der Worte, die Nacht — der Sorgenschleier, der Felsen — die Gebeine der Erde u. s. w. genannt. Ein längerer Aufenthalt im Norden mit seiner finstern Natur und dem Kampfe mit dem Meer scheint aber der Einbildungskraft der gothischen Völker eine wildere Färbung verliehen zu haben, als sie von Georgien mitbrachten. Noch heute sind Reste solch finstern skandinavischen Aberglaubens in der Englischen Sprache zurückgeblieben, z. B. mara (mare), das Nachtgespenst, welches dem Menschen Sprache und Bewegung raubt, nicka, das Wassergespenst, welches Schiffbrüchige erwürgt, Boh, der Sohn Odin's, der schreckliche Krieger u. s. w.

Auch im angelsächsischen Gedichte Beowulf (Wolfszähmer, nicht Bienenwolf), dieser merkwürdigen Zusammenfassung ächter nordischer Tradition, welches die, alle Erfindungen der kühnsten Romandichter weit hinter sich zurücklassenden Erlebnisse dieses edlen Dänen aus dem königlichen Stamme der Schldinge und insbesondere seine Kriege mit

den Königen von Schweden feiert, ist die interessanteste Stelle eine Beschreibung der Kämpfe des Helden mit einem männlichen und weiblichen Geist, die jede Nacht die grausamsten Zerstörungen in Hrothgar's Halle anrichteten. Grendel hieß der männliche Geist und der weibliche war seine Mutter, seine Wuth, der Einhalt zu thun Hrothgar vergebens seine Götter angerufen, war durch den Tod eines Onkels hervorgerufen worden. Beowulf, ein Kämpfer, der schon durch seine Siege über Seeungeheuer (nicors) eine große Berühmtheit erlangt hatte, hört davon und aus bloßer Ruhmbegierde und ächtem Berserkergeist unternimmt er es, Grendel zu besiegen. Der finstere Dämon wird zu Boden geworfen und versinkt in einem See, wo er später todt an seinen Wunden gefunden wird.

Dieses Gedicht, welches vom Norden nach England kam, wahrscheinlich mit den Angelsachsen, welche im Jahre 495 Cerdic und Cynaric begleiteten, hat J. M. Kemble 1833 in einer genauen Ausgabe dem Publcium zugänglich gemacht. Eine andere interessante Stelle des Gedichts ist die Unterhaltung der Krieger an Hrothgar's Tisch, denen ein Barde die Thaten früherer nordischen Abenteurer erzählt und vor Allen die Erlegung des Drachen und Hebung des Schatzes durch Sigmund, den Wälsing. Sigmund ist auch in anderen nordischen Gedichten verherrlicht; Odin selbst gab ihm ein Schwert als Zeichen des Beifalls und heißt ihn in einem Gedichte auf den Tod von Eric Blodoxe, der im 10. Jahrhunderte bei einer Landung an dtr Englischen Küste erschlagen wurde (dem ältesten isländischen Gedichte auf eine gleichzeitige historische Begebenheit), als den berühmtesten Gaste der Walhalla, dem norwegischen Könige entgegenzugehn. In unseren deutschen, aus dem Norden überkommenen Siegfried-Sagen, ja selbst im Nibelungenliede ist zu wenig Gewicht auf den Ausgangspunkt gelegt: auf den dem Zwerge Andvar geraubten und von ihm verwünschten Schatz, welcher mit derselben eisernen Consequenz des Verhängnisses, wie das Schicksal auf dem Theater der Griechen, den Helden und Jeden, der mit dem Horte in Berührung kommt, in's

[illegible] Wir haben nun noch von dem zweiten, bedeutendern [illegible] angelsächsischer Dichtkunst zu sprechen, von der Ode auf den [illegible] Athelstan's. Um das Jahr 938 kam Anlaff, welchen Athel[illegible] [illegible] Königreiche Northumbria vertrieben hatte, eingeladen [illegible] und dem Erzbischof von York mit einer starken [illegible] herauf. Der Sachsenkönig Athelstan und sein [illegible] an der Spitze einer zahlreichen Armee, trafen die [illegible] [illegible]nburg und trieben sie nach einem sehr hartnäckigen [illegible] Gefechte auf ihre Schiffe zurück. Auf Anlaff's Seite blie[illegible] [illegible] Könige und eben so viele Feldherren. — Das Origi[illegible] [illegible] Gedichtes wurde zuerst von Wheloc in der Sachsen-Chronik [illegible]. Es gleicht im Versmaße anderen sächsischen Oden, die [illegible] zur Harfe improvisirt wurden, z. B. der schönen Anrufung [illegible] am Grabe ihres Vaters Aganthyr, welche Hickes und Percy [illegible]gaben und Gray, Mathias und ein Fräulein Seward über[illegible]. Um eine Probe des Versmaßes und des Inhalts solcher Oden zu geben, füge ich den Schluß der Ode auf Athelstan's Sieg bei, er lautet etwas frei übersetzt:

— — — Der schottische König
Brauchte sich nicht zu rühmen
Des Waffenspiels,
Hier lagen seine Freunde
Vernichtet auf dem Schlachtplan
Und sein Sohn,
Bedeckt mit Wunden,
Jung im Gefecht.
Er brauchte sich nicht zu rühmen
Der flachshaarige Krieger
Des Streitaxt-Geklirrs,
Der alte Ueberlister.
Noch weniger Anlaff
Mit dem Rest seines Heeres
Brauchte zu lachen:
Daß sie auf dem Schlachtroß
Bessere Männer wären,
Oder beim Waffenspiel,
Das sie auf dem Kampfplatz

Mit Edward's
Kindern spielten.
Die Nordmänner flohen
In ihre Schiffe, vernagelt,
Mit mörderischen Pfeilresten,
Ueber das tiefe Wasser
Dublin zu suchen,
Mit beschämter Seele.
Sie hinterließen,
Der Leichen sich zu freuen,
Bleich von Haut,
Die schwarzen Raben
Mit hornigem Schnabel,
Und die schmutzige Kröte
Und den Adler,
Den gierigen Kriegsfalken
Und jenes graue Thier,
Den Waldwolf.
Größere Schlachten
Auf dieser Insel
Gab's nie,
Noch mehr gefallenes Volk
Durch Schwertspitze,
Wie Bücher erzählen
Alter Geschichtschreiber,
Seit vom Osten hieher
Angeln und Sachsen
Heraufkamen
Ueber die breite See,
Britannien suchten,
Die stolzen Kriegsschmiede,
Die Welschen besiegten
Und, Männer, höchst kühn,
Die Erde eroberten.

Man sieht, die Poesie dieser Völker war kunstlos: das Lob ihrer Fürsten und ihres Stammes, das Schmähen der Feinde, Bilder, wie sie sich in der sie umgebenden wilden Natur darboten, waren der Hauptinhalt derselben und befriedigten die Ansprüche, die an sie gemacht wurden. Von den Dänen gilt dasselbe. Die Poesie (wenn man ihren wilden Expectorationen diesen Namen geben darf) war ihnen Mittel, ihren Muth im Kampfe zu erhöhen, ihren Ruhm der Nachwelt zu ver-

künden, und die Schrecken des nahenden Todes zu verscheuchen, den sie, gleich den wilden Indianerstämmen, ihren Sterbegesang brüllend, lachend erwarteten. Wenn der Feind sie marterte, wenn die Schrecken des Gefängnisses sie umgaben, gewährte es ihnen einen wunderbaren Trost in der verzweifelten Lage, die Erinnerung eines verflossenen Heldenlebens vorüberziehen zu lassen, als sie die Meere aller bekannten Länder im Sturm durchjagt, in vielen derselben gekriegt, geliebt und Meth getrunken aus Schädeln oder aus dem aus dem Kopfe sich windenden Baum, wie sie die Hörner nannten.

„Sag' meiner Mutter Swanhita in Dänemark (sang Asbiorn Pruda, während sein Feind ihm die Eingeweide herausriß), daß sie diesen Sommer nicht das Haar ihres Sohnes kämmen wird. Ich hatte ihr versprochen, zurückzukehren, aber jetzt soll meine Seite die Schwertspitze fühlen. Es war weit anders, als wir zu Hause saßen, in Fröhlichkeit, uns mit Bier erheiterten, oder von Hordeland kommend, die Meerenge in unseren Schiffen durchfuhren, Meth tranken und von Freiheit sprachen. Jetzt bin ich allein, gefallen in's enge Gefängniß des Riesen. Es war weit anders" u. s. w. Jede Strophe schließt mit diesem Refrain, der an den Chor anderer improvisirter wilder Volksgesänge erinnert, z. B. der Afrikanerinnen, die Mungo Park's Ankunft auf ähnliche Weise besangen. Diese Dichtungen sind freilich so kunstlos, daß man den Erzählungen Glauben schenken kann, die von dänischen Königen und Helden berichten, sie hätten oft bei den unbedeutendsten Vorfällen Gesänge angestimmt. Man erinnert sich dabei der deutschen Anakreontiker zu Vater Gleim's Zeit. Reicher aber floß dem Skandinaven seine poetische Ader, wenn er auf dem Todtbette oder tödtlich verwundet, seine Abenteuer den Freunden oder Töchtern vorsang, bisweilen um sie auf Holztafeln eingraben zu lassen.

Solcher Todtengesänge kennt die Geschichte der altdänischen Literatur mehrere, ich erinnere an den Hallmund's, Orvar-Odd's; der schönste ist aber unstreitig der Regner Lodbrog's, wahrscheinlich um das Ende des 9. Jahrhunderts verfaßt, aber schwerlich von Regner

selbst, sondern von Bragihinn Gamall auf den Wunsch der Wittwe. Diese Ode ist noch voll heidnischer Reminiscenzen, namentlich werden auch christliche Einrichtungen lächerlich gemacht. Der Held, in einen schmutzigen Kerker geworfen und verurtheilt, von giftigen Schlangen getödtet zu werden, tröstet sich in seiner verzweifelten Lage durch die Erinnerung an die Thaten seines abenteuerreichen Lebens. Es würde zu weit führen, die Skalden alle mit Namen zu nennen, welche die skandinavischen Könige und Heerführer bei ihren Unternehmungen begleiteten, oder an ihrer Seite in die Schlacht zogen, um den Kriegern Muth einzuflößen, und dann nach eigener, unmittelbarer Anschauung deren Thaten zu besingen. Der berühmteste, von Allen beneidete, war Eyvynd, dessen Lobgedicht Hacon's, etwa um das Jahr 960 verfaßt, so künstlerisch in der Anlage, plastisch in der Ausführung so voller Abwechslungen, kühner Zeichnungen und Erhabenheit der Phantasie ist, daß man es für das Beste der uns noch erhaltenen skaldischen Erzeugnisse halten darf. Ein anderer berühmter Sänger und ein zweiter Bertram de Born war Egyll, der durch eine auf Befehl der Königin Gunhilde extemporirte Ode die Verzeihung Eric Blodoxe, des dänischen Königs und Eroberers von Northumberland sich erkaufte, dessen Sohn und Freunde er getödtet hatte. Er verstand freilich die Kunst zu schmeicheln, und ihr konnte kein dänischer Krieger widerstehn, nicht einmal der große Kanut, der wüthend wurde und mit Todesstrafe drohte, wenn ein Skalde in einem zu kurzen Gedichte seine Thaten besang, aber mit reichen Schätzen die Loblieder lohnte.

Kein skaldisches Product reicht höher hinauf, als bis zum Jahre 750, sie klangen fort bis zur Hälfte des 12. Jahrhunderts. Die älteren haben eine Anhäufung gleichtönender Reime, z. B. die Ode Egyll's, die späteren sind zum Theil in Prosa, zum Theil in regelmäßigerm Versmaß gedichtet. Letztere tragen auch schon das Gepräge der Romantik, in vielen derselben, die sich noch im Manuscript in der königl. Bibliothek zu Stockholm befinden, werden Länder wie Syrien, Arabien, Afrika, Städte, wie Babylon, Ninive, genannt und sie sind vermischt

mit Traditionen der isländischen Edda, auch mit Arthur-, Karls-, Rolandssagen, die von der Normandie aus, wohin Rollo die besten Skalden mitgenommen, den Weg nach dem Norden gefunden haben mögen. Auch die romantische Galanterie gegen das weibliche Geschlecht, von der Müller, welcher alle nordischen Sagen studirte, keine Spur in den älteren Dichtungen findet (da im Gegentheil außer Zweifel steht, daß die skandinavischen Weiber mißachtet und gelegentlich selbst mißhandelt wurden), taucht erst später auf, und Helden, die beim Verlust ihres Kinns bedauern, nun von den dänischen Jungfraun keine Küsse mehr zu erhalten, oder trotz ihrer Gewandtheit im Eislaufen, Steuern, Schwimmen und Kämpfen keinen Eindruck auf Elissiff, die russische Königstochter, machen zu können, sind sicherlich neuern Datums.

Fünfter Abschnitt.

Christliche Angelsachsen.

Die Engländer könnten mit Recht stolz auf die christlich-angelsächsische Periode ihrer Geschichte sein; denn, während das ganze westliche Europa der größten Barbarei anheimgefallen war, waren es diese glücklichen Inseln, wo das von Rom gebrachte Samenkorn sich zur herrlichsten Frucht entfaltete und segnend eine reiche Ernte zurückgab. Ich erinnere nur an Alcuin, Bonifaz, Kilian und Andere, welche die Lehrer Europa's wurden, die Erziehung der Völker, wie der Monarchen in die Hand nahmen und die Grundsteine zu den später berühmtesten Bildungsanstalten legten. Aber der Engländer gefällt sich in einer affectirten Unwissenheit über diese, verhältnißmäßig so glänzende Periode seiner Geschichte, er liebt es nicht, auf Rom, das Mönchthum, „den papistischen Aberglauben" zurück zu blicken, und seiner Einseitigkeit oder Parteilichkeit kommt es allerdings zu Statten, daß unsere Zeit den Wissenskreis der damaligen Meister der Wissenschaft beschränkt, ihre Verdienste nur relativ, ihre philosophischen Systeme unhaltbar finden muß. Allerdings dienten ihre Anstrengungen mehr dazu, dem Umsichgreifen der Unwissenheit Einhalt zu thun, als positive, wichtige Erweiterungen des Wissens einzuleiten. Sie konnten nicht aus dem vorgeschriebenen Zauberkreis ihrer mystischen Lehre in das weite, fruchtbare Feld freier Studien gelangen: die Schriften Cassiodor's und Boethius, diese schwachen Endpunkte klassischen Wissens, waren ihnen die Gipfelpunkte profaner Gelehrsamkeit,

und nur den fähigsten Schülern zu lesen gestattet. Aber dennoch blickt der parteilose Geschichtsfreund mit Wohlgefallen auf eine entlegene, vor Kurzem kaum noch gekannte Insel, die plötzlich, inmitten der sie umgebenden Finsterniß und Barbarei, durch das bloße Zauberwort der christlichen Idee sich mit herrlichen Gebäuden bedeckte, diese mit Kunstwerken schmückte, Kirchenmusik, Orgeln einführte, für die damalige Zeit große Bibliotheken gründete, kurz durch den angestrengtesten Fleiß den Nebel der Unwissenheit zu zerstreuen suchte, so daß nicht nur die Geistlichkeit, sondern selbst schon die oberen Classen der Laien eine gewisse Bildung sich erwarben. Diese Missionäre, diese später so verachteten Mönche, erscheinen uns im Lichte ihrer obscuren Biographien als Männer von nicht gewöhnlichem Geiste!

Man setzt die Bekehrung der Angelsachsen durch christliche Missionäre um das Jahr 570, damals machte auch der Mönch Augustin das römische Alphabet bekannt, und bald hörte man von berühmten Erziehungsanstalten in Kent. Von da aus verbreitete sich die Bildung bis zu den entferntesten Grenzen der Insel. Die Verbindung mit Rom, und als deren nächste Folgen die Bekanntschaft mit der Lateinischen Sprache und die Pilgerfahrten nach der prachtvollen und gebildeten Hauptstadt der Christenheit, nicht nur von Geistlichen, auch von Laien unternommen, verbreiteten neue Ideen und nützliches Wissen. Die Emissäre Rom's: der Mönch Theodor, ein geborener Grieche, welcher 668 vom Papste Vitalian zum Erzbischof von Canterbury erwählt wurde, Adrian, ein Afrikaner, welcher schon zweimal in Frankreich war, vor Allen aber die gelehrten Benediktiner von Cassino waren bewandert in allem Wissen der damaligen Zeit: der Metrik, Astronomie, Arithmetik, Kirchenmusik, den Sprachen und selbst im Ackerbau und der Heilkunde. Der erstgenannte Prälat brachte eine für damalige Zeit bedeutende Bibliothek römischer und griechischer Schriftsteller (worunter auch Homer) mit sich. Dies feuerte die sächsischen Prälaten: einen Benedikt, Acca, Ceolfried, Ekbert an, sich ebenfalls Bücher aus Rom zu verschreiben und Sänger, Maler, Architekten

Glaser u. s. w. aus Italien kommen zu lassen. Die schönsten Klöster zu Weremouth, Westminster, St. Alban, Worcester, Malmesbury, Glastonbury stiegen wie durch Zauber empor und dienten hunderten fleißiger Mönche zur Wohnung, neue Bischofssitze wurden gegründet und durch das leichte, sorgenfreie Unterkommen in den Klöstern wurde die Lust der Laien am geistlichen Stande und den Wissenschaften geweckt.

Die frühesten Schriftsteller der Angelsachsen fallen schon in das sechste Jahrhundert. Man nennt Gildas, einen Missionär Britischer Abkunft, als Verfasser einer Lateinischen Abhandlung über die früheste Geschichte seines Landes. Aber seine Existenz ist so ungewiß, wie die eines zweiten Historikers, Namens Nennius.

St. Columbanus, ein geborner Irländer, ist der erste, unzweifelhafte Schriftsteller von Bedeutung. Er war ein Mann von Geschick und Kraft, der viel zur Ausbreitung des Christenthums in verschiedenen Theilen West-Europa's wirkte und um das Jahr 615 starb. Er schrieb religiöse Abhandlungen und Gedichte in lateinischer Sprache. Denn wie später die Normannen die angelsächsische Sprache verachteten, so thaten es auch zu ihrer Zeit die gelehrten Mönche, welche nur das römische Idiom ihrer würdig hielten, bis ein Aldhelm, ein Alfred, der Nützlichkeit, der allgemeinern Bildung wegen, der Landessprache ihre Aufmerksamkeit schenkten.

Der einzige Dichter in angelsächsischer Sprache, der uns aus jener Periode erhalten blieb, war ein Mönch von Whitby, Namens Cädmon, ein Naturgenie, der um das Jahr 680 starb. Den untersten Volksclassen entsprungen, war er eine Zeitlang Hirte, und ohne Erziehung geblieben. Nicht einmal Lieder hatte er gelernt, und wenn beim Abendessen in der Halle, wo es gebräuchlich war, daß Jeder einmal singen mußte, die Harfe an ihn kam, so mußte er hinausgehen, um seine Schande zu verbergen. Einst hatte er Nachts eine Vision, die ihn zum Singen aufforderte und siehe — die Verse flossen ihm von der Lippe und auch nach seinem Erwachen blieb ihm die Gabe des Ge-

sanges und der Dichtkunst, die er hauptsächlich an biblischen Gegenständen versuchte. Sein „Sündenfall“ hat Stellen, die selbst an Milton erinnern, besonders eine Rede Satan's enthält in der That ein Virgil'sches „quos ego —“, als dieser von der Bestürzung nach seinem Falle erwacht, und ist höchst wahrscheinlich von ersterem großen Epiker benutzt worden.

Das Versmaß Cädmon's ist gleich dem der Ode auf Athelstan's Sieg, ohne bestimmtes Silbenmaß und Reim, nur Alliterationen unterscheiden es von der Prosa. Der Inhalt seiner Gedichte ist nicht frei von Spuren des Heidenthums, Cädmon selbst aber ward Mönch auf die Bitten der Aebtissin Hilda, welche ihm befahl, die ganze Bibel in Verse zu bringen. Beständig war er beschäftigt, das Gehörte sich selbst zu wiederholen und „wie ein reinliches Thierchen es wiederkäuend, brachte er es in die süßesten Verse“, wie die Chronik berichtet.

Um das achte Jahrhundert blühten die gelehrtesten Angelsächsischen Schriftsteller: Aldhelm, Bischof von Shirburn, Ceolfried, Abt von Wearmouth, Felix von Croyland, Erigena, Alcuin, Beda und vor Allen König Alfred.

Aldhelm, ein Verwandter von Ina, König der Westsachsen, erwarb seine Bildung zuerst in Malmesbury, wo ein Schotte oder Irländer, Namens Maidulf, Griechisch und Lateinisch lehrte, dann in Canterbury, wo er Logik, Rhetorik und Griechisch unter Erzbischof Theodor und Albin, einem Schüler Adrian's studirte, ferner durch häufige Reisen nach Frankreich und Italien. Will man ihm auch den Ruhm streitig machen, der Erste gewesen zu sein, der seinen Landsleuten die Kunst lehrte, lateinische Verse zu machen, so steht doch außer Zweifel, daß die vorzügliche Latinität seiner poetischen und prosaischen Werke die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Gelehrten ferner Länder auf sich zog. Seine Schriften sind größtentheils theologischen Inhalts und Abhandlungen über Arithmetik, Astrologie, Rhetorik und Metrik, in lateinischen Versen schrieb er: „Aenigmata“ und „de virginitate“.

Um dem unwissenden, müssigen Volke spielend gute Lehren, Kenntniß seiner Pflichten und Religion beizubringen, verfaßte er auch Gesänge in der sächsischen Muttersprache mit kunstvollen Anspielungen auf Stellen der heiligen Schrift und sang sie häufig in eigener Person auf den öffentlichen Straßen vor. Manche derselben erhielten sich lange im Munde des Volkes. Von Aldhelm sagt Wilhelm von Malmesbury: er sei der Schärfe seines Geistes nach ein Grieche, seiner Thätigkeit nach ein Römer, dem Pompe nach ein Engländer gewesen und ein alter Chronikschreiber heißt ihn einen ausgezeichneten Harfenspieler, einen sehr gewandten sächsischen und lateinischen Dichter, sehr erfahrenen Sänger, doctor egregius, und erstaunlich bewandert in geistlichen und weltlichen Wissenschaften. Die Kunst des Singens und Harfenspielens wurde überhaupt als ein großer Vorzug von den Sachsen betrachtet, Wolston, ein gelehrter Mönch von Winchester, schrieb selbst ein Werk, „de tonorum harmonia". Auch im Malen, Schönschreiben, Ausschmücken ihrer Manuscripte mit Gold, Silber und edlen Steinen waren die sächsischen Mönche erfahren, und es sind noch einzelne herrliche Ueberreste erhalten, ja selbst Glocken, Kirchengeräthe und Aehnliches verfertigten sie selbst, wie z. B. der heilige Dunstan.

Ceolfried schrieb eine Erzählung seiner Reisen in Frankreich und Italien, es existirt auch eine Abhandlung von ihm über die Tonsur der Geistlichen und das Rituale der Osterfeier, die er auf den Wunsch eines piktischen Königs verfaßte, welcher dieser Angelegenheiten wegen Gesandte an ihn geschickt hatte. Er starb 706 auf einer Reise nach Rom.

Alcuin, Bischof Ekbert's Bibliothekar zu York, studirte gleichzeitig mit Aldhelm in Canterbury. In literarischer Hinsicht bestand damals ein Austausch und eine innige Verbindung zwischen Franken und Angelsachsen, und Alcuin wurde nach Frankreich berufen, um die Studien Karl des Großen zu leiten, ihn in der Logik, Rhetorik und Astronomie zu unterrichten. Er ward auch in Tours Lehrer des be-

rühmten Rabanus Maurus, Abts von Fuld und später Bischofs zu Mainz, welcher selbst wieder Lehrer der von Karl gegründeten, großen Abtei zu Fulda, eines der besuchtesten Seminarien Europa's wurde, wo er auch profane Literatur, und zwar nicht blos den Mönchen, vortrug. Alcuin wurde ferner von Karl dem Großen beauftragt, den Plan der Vorlesungen und Statuten für seine neu zu errichtenden Universitäten zu entwerfen. Auch ein Schüler Beda's, Namens Mailros, war bei Gründung der Universität Pavia thätig.

Alcuin soll außer Latein und Griechisch auch die hebräische Sprache verstanden haben (die überhaupt früher in England bekannt war, als man glaubt) und ist der Verfasser zahlreicher Schriften, als: Homilien, Lebensbeschreibungen der Heiligen, Commentare über die Bibel und die gewöhnlichen Systeme der Logik, Astronomie, Rhetorik und Grammatik. Seine Art zu lehren war ziemlich frei von Pedanterie, und oft bediente er sich dazu der Gesprächsform.

Beda, der ehrwürdige (Beda venerabilis), war aber bei weitem der gelehrteste der angelsächsischen Schriftsteller. Er wurde im Kloster zu Wearmouth unter den Aebten Ceolfried und Biscop erzogen und verließ bis zu seinem Tode (735) nie dieses Kloster. Sein ganzes Leben war dem Studium geweiht und der Abfassung von vier und vierzig Werken. Eines derselben dictirte er selbst an seinem Todestage zu Ende. Sie bestehen aus Uebersetzungen und Commentaren der Bibel, religiösen Tractaten, Biographien und einer Kirchengeschichte der Angelsachsen, welche letztere selbst jetzt noch eine brauchbare Quelle ist.

Freilich muß man seine Schriften nicht mit der Fackel der heutigen Kritik beleuchten. Wer von ihnen erwartet, daß sie frei von Leichtgläubigkeit, von Aberglauben seien, wer gehörige Verarbeitung, zweckmäßige Vertheilung des gegebenen Materials oder Accuratesse in der Ausführung verlangt, fordert etwas, was zur damaligen Zeit nicht existiren konnte. Und doch war Beda liberal für seine Zeit und selbst auf Reformen bedacht. Daß er nur wenige Ereignisse des bürgerlichen

und staatlichen Lebens in seiner Geschichte mittheilt, ist in seiner Erziehung, seinem Stande begründet: einem Mönche, der nie einen Schritt außerhalb der Klostermauern that, ist die Kanonisation eines Märtyrers, die Erwählung eines Abtes von größerer Wichtigkeit, als Schlachten und Revolutionen. Immerhin ist rühmenswerth, daß Beda in damaliger Zeit während eines nicht zu langen Lebens sich so ausgedehnte Kenntnisse erwerben und so viele Schriften verfassen konnte. Sein lateinischer Styl hat viel Leichtigkeit, aber keine Eleganz und Reinheit. Er hatte Mangel an guten Mustern. Jedoch fehlte es Beda keineswegs an Phantasie.

Wir haben nun noch von dem Schutzherrn der angelsächsischen Literatur zu sprechen, von dem liebenswürdigen und gebildeten Könige Alfred, der durch sein eigenes Beispiel die Gelehrsamkeit ermunterte. Seine Erziehung war gleich der Karl's des Großen vernachlässigt worden, gleich Karl zeigte er große Vorliebe zu alten sächsischen Volksliedern, die er auswendig wußte, gleich ihm gründete er Bildungsanstalten (Oxford) und belohnte den Fleiß der Gelehrten. Er ließ niemals einen ungelehrten Priester zu einer geistlichen Würde gelangen. Seinen Adel lud er ein, ihre Söhne in den Wissenschaften unterrichten zu lassen, und wenn die Großen seines Hofs keine Kinder hatten, so mußten sie fähige Knaben ihres Dienstpersonals studiren und geistlich werden lassen. Alfred war auch auf Fortbildung seiner Muttersprache bedacht, und übersetzte selbst, um dem Volke Freude am Lesen beizubringen und ihm gute Bücher zugänglich zu machen, viele lateinische Schriftsteller in's Sächsische, z. B. Boethius, Orosius, Beda's Kirchengeschichte, die Bekenntnisse des heiligen Augustin u. A. Diese gelehrten Arbeiten hinderten Alfred keineswegs in der Erfüllung seiner Regentenpflichten, und sein sanfter, liebenswürdiger und doch männlich-kräftiger Charakter, sein Geschmack, sein Streben, Gutes zu wirken, würden auch dem gebildetesten Zeitalter zur Zierde gereicht haben.

Alfric, Erzbischof von Canterbury (auch der Grammatiker

genannt, † 1006), welcher gleich Alfred das Volk aufklären wollte und deshalb viel in der Muttersprache schrieb, Cynewulf, Wulfstan, Dunstan und andere Prälaten bringen die Liste der angelsächsischen Schriftsteller bis zu den Zeiten Wilhelms des Eroberers, ja ein wichtiges historisches Erzeugniß, die von Mehreren verfaßte angelsächsische Chronik geht bis auf die Zeit Heinrich II. herab.

Die wilden Dänen hatten unterdessen der etwas verweichlichten angelsächsischen Cultur den Todesstoß gegeben. Die Liebe zum Klosterleben und zu den Wissenschaften ließ die Sachsen das Waffenhandwerk vernachlässigen, und nur die alten Celten in ihren Bergen waren noch kriegerisch, aber auch feindlich gegen das Christenthum und die Sachsen. Dies Beiseitelegen der Waffen rächte sich. Auf namenlose Gräuel und Verwüstungen folgte eine lange Nacht der Unwissenheit. Die Klöster, die herrlichen Bibliotheken gingen während der endlosen Kämpfe mit den Dänen zum großen Theil in Flammen auf, und die Aebte fanden es zuletzt bequemer, zu erklären, daß vieles Wissen der wahren Frömmigkeit nur verderblich sei. Schon im zehnten Jahrhunderte mußte Erzbischof Oswald Lehrer aus Frankreich berufen, um seinen Mönchen nur das Röthigste beizubringen, und auch die Großen des Reichs mußten ihre Söhne zur Erziehung nach der Normandie schicken.

Auch die Sitten des Volkes, welche der Friede und die Wissenschaften verfeinert hatten, wurden in Folge der immerwährenden Unruhen wieder roh und verwildert, und schon deshalb war es ein Glück für die Civilisation, daß die an Geist, wie an Körper kräftigen und schönen Normannen das Land jetzt in Besitz nahmen.

Sechster Abschnitt.

Die Normannen.

Die Normannen galten für den edelsten Stamm der Christenheit. Ueberall siegreich, hatten sie in mehreren Ländern Fuß gefaßt, und unter anderen sich eine fruchtbare Provinz Frankreichs errungen, von wo aus sich ihre Macht weiter ausbreitete.

Ohne ihre Tapferkeit abzulegen, hatten sie das Christenthum angenommen, und mit ihm, was es an Kenntnissen lehren, was es für Künste, für Verfeinerungen bieten konnte. Im Innern ihrer eroberten Länder führten sie Ordnung ein; der französischen Sprache, vor ihnen ein barbarisches Sprachgemeng, wußten sie Würde und Kraft zu geben und brauchten sie als Schriftsprache zu Zwecken der Gesetzgebung, der Dichtkunst. Selbst die ihrem Stamme eigenen Laster, z. B. die Völlerei, das unmäßige Trinken, legten sie ab und waren selbst in ihren Vergnügungen edel; sie liebten prächtige Gebäude, reiche Waffen, schöne Pferde und Falken, Turniere, und im Umgange waren sie ritterlich, höflich, beredt.

Die Armee Wilhelms des Eroberers, die aus der Blüthe des normännischen Adels bestand, vertheilte das Land unter sich und behandelte die dänisch-sächsische Bevölkerung als Sklaven, die durch grausame Gewalt niedergehalten wurden. Auch der sächsischen Geistlichkeit waren die neuen Herren nicht hold, sie fürchteten ihren Einfluß auf's Volk und bedrückten sie auf jede Weise. Vom größten Vortheile war auch, daß die Normannen die Erziehungs- und Bildungsanstalten

den Händen der Mönche entrissen und auf liberale Weise organisirten. Bis zur Mitte des zehnten Jahrhunderts war das Erziehungswesen in ganz Europa ein Monopol der Geistlichkeit gewesen, erst gegen Ende dieses und Anfangs des eilften Jahrhunderts nahmen auch gelehrte Laien in den Hauptstädten Frankreichs und Italiens die Erziehung der Jugend in ihre Hand und gaben dadurch den Wissenschaften eine neue, glücklichere, freiere Wendung. Die lateinischen Uebersetzungen der durch die Araber zuerst wieder bekannt gewordenen griechischen Philosophen wurden so allgemein verbreitet, daß sie selbst in die Hände der Laien geriethen. Manche der Letzteren reisten nach Spanien, um dort in den Schulen der Araber zahlreichere und nützlichere Zweige der Wissenschaft zu studiren, als ihnen die Mönche bieten konnten. In ihre Heimath zurückgekehrt, konnten diese Gelehrten mit ihrer neuern, tiefern Weisheit leicht den Sieg über die bisherigen Lehrer davon tragen. Der Eroberer selbst liebte und schützte die Wissenschaften, er und seine Nachfolger bevorzugten natürlich auch die normännische Geistlichkeit, die einer freiern Richtung huldigte, als die angelsächsische, und wenn auch weniger eifrige Katholiken, doch weit bessere Kritiker, und sowohl in Frankreich, als England eine große Anzahl lateinischer Schriftsteller aufzuweisen hatte, die auf klassischen Styl, ausgesuchte Latinität und Eleganz Anspruch machen konnten. Die weite Entfernung von Rom, der Einfluß der verfeinerten, prachtliebenden und galanten Sitten der Feudalzeit, die geringe gêne, die sie, größtentheils jüngere Söhne normännischer Adeligen, einem fremden Volke gegenüber zu beobachten hatten, das sie verachteten und als Sklaven behandelten, dies alles wirkte, um die normännische Geistlichkeit gleichfalls dem weltlichen Glanze, üppigerem Leben geneigt zu machen. Die meisten waren an der Pariser Universität, damals der blühendsten Schule Europa's, erzogen worden. Von den nach England zur Besetzung erzbischöflicher und bischöflicher Sitze Berufenen war Lafranc ein berühmter Logiker, Anselm ein scharfsinniger Metaphysiker und Theolog, Herman ein Bibliomane. Prior Godfrey

von Winchester, der normännische Martial, war ein eleganter, lateinischer Epigrammendichter, ein anderer Geoffrey, berufen die Schulen zu Dunstable zu leiten, führte zuerst die Mirakelstücke ein. Er verfaßte ein solches, die heilige Katharina betitelt, und ließ es von seinen Schülern aufführen, nachdem er aus einer benachbarten Abtei Kapuzen zum Vermummen seiner Acteurs geliehen hatte. Wilhelm ließ seinen Sohn Heinrich selbst in Abingdon vom Abte Grimbald und einem Arzte Faritius aus Oxford erziehen und dotirte die gelehrten Sitze; auch neue Klöster, welche, so lange die Universitäten noch unbedeutend waren, den Wissenschaften zur Zufluchtsstätte dienten, gründeten er, seine Nachfolger und der Adel des Reiches.

Dort war man unablässig bemüht, der Seltenheit der Bücher, welche das Mittelalter zu beklagen hatte, abzuhelfen: in jeder etwas bedeutenden Abtei gab es ein eigenes scriptorium, wo viele Abschreiber fortwährend beschäftigt waren, und Ländereien wurden zum Unterhalt dieser Schreibsäle angewiesen. Aber nicht allein Bibeln und Meßbücher, nein, großentheils Klassiker schrieben sie ab: Terentius, Martial, Suetonius, Seneca, Livius, Sallust, Cicero, Virgil, Persius, Juvenal u. A. finden wir in den Katalogen der Englischen Klöster des 12. und 13. Jahrhunderts. Die Klassiker waren vorhanden, über Europa zerstreut lange vor der Zerstörung Konstantinopels und dem Aufblühen der italienischen Literatur, aber der Geschmack an ihnen fehlte einem unwissenden, bigotten Publicum. „Die Laien sind unwürdig des Umgangs mit Büchern,“ sagt Richard Aungervylle, ein merkwürdiger Bücherwurm, der allein mehr Bücher besaß, als alle Bischöfe England's zusammen.

Ein John (Joannes Grammaticus geheißen) blühte um das Jahr 1070. Auch er hatte die schönen Wissenschaften zu Paris studirt und erzog später die Söhne des normännischen Adels. Er ist Verfasser einer Erklärung der Metamorphosen Ovid's und einer Abhandlung über die Kunst, Verse zu machen.

Während der Regierung Heinrich I. schrieb Laurentius, Prior

zu Durham, neun Bücher lateinischer Elegien; noch berühmter aber war er in der Rhetorik (er übte sich fortwährend in lateinischen Vertheidigungsreden) und im Briefstyll. Er starb 1154. Ein anderer Mönch, Robert Dunstable, schrieb um diese Zeit ein lateinisches Gedicht: Leben des heiligen Alban. Er bediente sich eben so wenig wie andere lateinische Dichter seines Landes des leoninischen Verses (der gereimten Distichen, die übrigens schon viel früher, als Leoninus lebte [1135], gebräuchlich waren, besonders bei Kirchengesängen), ihre Verse nähern sich mehr jenen der klassischen Gattung. Glätte der Versification übten die normännischen Poeten, gleich ihren angelsächsischen Vorfahren, bis zum Extrem.

Erzdiakon Henry von Hutingdon (blühte um das Jahr 1147), berühmt als Historiker, war auch ein zierlicher lateinischer Dichter dieser Periode. Er schrieb acht Bücher Epigramme, erotische Gedichte und über philosophische Gegenstände. Seine poetische Epistel an Elfleda und ein Gedicht, noch im Manuscript, auf den Tod Stephan's und die Ankunft Heinrich II. in England, werden von guten Autoritäten gepriesen. Auch ein poetisches Erzeugniß des berühmten Geoffroy von Monmouth, ein Gedicht auf Merlin, wird gelobt, wie überhaupt die Latinität dieses Schriftstellers sich weit über die Mittelmäßigkeit erhebt. Geoffrey war Bischof von St. Asaph im Jahre 1152, und unermüdlich in seinen Forschungen nach Britischen Alterthümern, worin ihn die fleißigen Antiquare: Erzdiakon Walter von Oxford und Bischof Alexander von Lincoln unterstützten. Man tadelte häufig seine Leichtgläubigkeit als Geschichtsschreiber, aber fabelhafte Erzählungen waren damals Mode, und Geoffrey wußte wol, wie sehr die Mittheilung von Volkstraditionen sein Buch empfehlen würde.

Eine Zierde dieses Zeitalters war auch John von Salisbury, der in Italien und zu Oxford sich gebildet hatte, mit den Classikern der besten römischen Periode vertraut war und mit merkwürdiger Leichtigkeit, Eleganz und Kraft dieses Idioms sich bediente. Sein „Policraticon“ ist ein sehr gelehrtes, unterhaltendes Werk, und es sind darin

Urtheile über Welt und Menschen enthalten, die einem verständigern Zeitalter Ehre machen würden. John war ein berühmter Nebenbuhler Peter von Blois' und der Freund vieler fremden Gelehrten. Seine Verse sind leicht, fließend, in der Form vollendet. Er wurde von Heinrich II. zu hohen Kirchenwürden berufen, an dessen Hof sich zahlreiche Gelehrte befanden, und welch' letzterer selbst den König Wilhelm's von Sicilien überstrahlte, der aus England, wo die Wissenschaften so sehr ermuntert wurden, und so viele Gelehrte verschiedener Länder vereinigt waren, selbst Gelehrte berief, z. B. den Walter angelicus.

Eadmer, ein Mönch von Canterbury, erwarb sich durch sein glänzendes Talent und die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse die Gunst seines Erzbischofs Anselm. Er war ein eleganter Geschichtsschreiber, aber sein Zeitgenosse, William von Malmesbury, übertraf ihn in der Kunst der Zusammenstellung und Wahl des Stoffs. Der Letztere war Bibliothekar seines Klosters und schrieb auch viele lateinische Gedichte, wie dies fast alle Prosaiker dieses Zeitalters versuchten. Sein Gönner war Robert, Herzog von Glocester, der mitten unter den bürgerlichen Unruhen der Regierung König Stephan's Muße fand, wissenschaftliche Verdienste zu würdigen. Bisher kannte man keinen Historiker, außer Beda; nun aber regte sich eine allgemeine Lust an geschichtlichen Entwürfen. Feinere Sitten weckten die Begierde, die Geschichte vergangener Zeiten kennen zu lernen und die Vertrautheit mit einer gebildeten Sprache, in der man mit Würde, mit Zierlichkeit erzählen konnte, ermunterte dazu. Simeon von Durham, Roger Hoveden und Benedikt, Abt von Peterborough, gehören hierher als Geschichtschreiber. Ihre Erzählungen besitzen eine liberale Färbung und sie erheben sich schon weit über die monotone, pünktliche Aengstlichkeit geduldiger Annalen- und Chronikenschreiber.

John Hauvill, ein Mönch von St. Albans (1190) schon in Paris seines Geschmackes wegen berühmt, ist der Verfasser eines lateinischen Gedichtes in neun Büchern, „Architrenius“ betitelt, welches er dem Bischofe Walter von Rouen dedicirte. Dieses Product

ist eine gelehrte, geistreiche und unterhaltende Satyre auf öffentliche Laster und ein Panegyrikus auf die Tugend. Eine Stelle desselben aus der alten britischen Geschichte machte einen bedeutenden Eindruck auf Milton, der den Bau eines epischen Gedichtes darauf gründen wollte. Seine Verse sind pompös und sonor, auch seine noch vorhandenen Epigramme, Episteln und kleineren Gedichte sind nicht werthlos. Er starb bald nach dem Jahre 1200.

Gyraldus Cambrensis war ein Polyhistor: Geschichtsschreiber, Alterthumsforscher, Topograph, Theolog, Philosoph und Poet in Einer Person. Er kannte die besten römischen Schriftsteller und seine Liebe zu den Wissenschaften war so groß, daß er zwei Bischofssitze ausschlug, um ihnen ganz leben zu können, und sich deshalb seinen Geschäften am Hofe Richard I., wo er seiner politischen Talente wegen einen weiten Wirkungskreis hatte, entzog und sich sieben Jahre lang in Lincoln begrub. Drei Tage hinter einander las er zu Oxford öffentlich sein Buch über die Topographie Irlands vor, und unterhielt auf seine Kosten am ersten Tage die Armen der Stadt, am zweiten die Doctoren der verschiedenen Facultäten und sonstige Gelehrte, und am dritten sämmtliche Studenten, Bürger und Soldaten. Es war dies eine Sitte, welche von Paris, woselbst auch Gyraldus zwanzig Jahre lang studirt hatte und Professor geworden war, nach Oxford verpflanzt worden, und wurde häufig bei dem Empfang der damals so hoch geschätzten, wissenschaftlichen Würden geübt. Oft waren Häuser und Gasthöfe ungenügend für die Bewirthung der vielen Gäste und die Kosten dieser „scholastischen Bankette" beliefen sich in der Regel so hoch, daß Gesetze zur Beschränkung dieses Luxus erlassen wurden, durch die man die zu verausgabende Summe auf das Maximum von 3000 Groschen (grossos) reducirte. Freilich theilte auch dieses Luxusgesetz das gewöhnliche Loos, daß es nicht befolgt wurde; denn Erzbischof Neville bewirthete noch im Jahre 1452 bei Gelegenheit seiner Ernennung zum magister artium, die Akademiker und viele Freunde zwei Tage lang mit neunhundert kostbaren Gerichten. —

Die Beschreibung von Wales, einem damals den Engländern wenig bekannten Lande, welche Gyraldus nach eigener Anschauung lieferte, zeigt ihn als Meister im Skizziren.

Alexander Neckham († 1217) war der Freund, Genosse und Correspondent Peters von Blois, gebildet zu Paris und durch häufige Reisen nach Italien. Er ward ein Polyhistor. Theologie, Philosophie, Moral, Dichtkunst, Philologie, Grammatik waren die Felder, die er bebaute. Er schrieb auch eine Abhandlung über die Mythologie der alten Dichter, äsopische Fabeln und eine Elegie auf das Mönchsleben mit vielen schönen Stellen. Sein Hauptwerk in der lateinischen Dichtkunst war: „Lob der göttlichen Weisheit“ in sieben Büchern.

Einer der originellsten Dichter, der Anakreon des zwölften Jahrhunderts war Walter Mapes, Erzdiakon von Oxford. Seine Muse ist bachantisch, aber auch satyrisch, sein Witz kehrte sich gewöhnlich gegen die Verderbtheit seines eigenen Standes, weßhalb er seine Gedichte oft unter erdichtetem Namen erscheinen ließ. Dafür aber wurden ihm wieder andere scurrile Producte mit Unrecht zugeschrieben. Eines seiner Trinklieder ist noch vorhanden, welches sowohl der Form, als theilweise auch dem Inhalte nach das Muster des bekannten „mihi est propositum in taverna mori“ ist. Der Mönchsreim ist so originell angewandt, daß er dem Inhalte nicht nur entspricht, sondern noch dessen Geist und Witz erhöht. In einem andern Liede derselben Art greift er sehr lebhaft den neuen Befehl des Papstes Innocenz an, das Cölibat der Geistlichen betreffend, und hofft, daß jeder verheirathete Priester mit seiner Süßen ein Paternoster für die Seele dessen beten werde, der zu ihren Gunsten sein Heil in die Schanze geschlagen:

„Ecce jam pro clericis multum allegavi,
Nec non pro presbyteris plura comprobavi,
Pater noster nunc pro me, quoniam peccavi
Dicat quisque Presbyter cum sua suavi.“

Auf den Wunsch Heinrich II. übersetzte er auch mehrere Romanzen, z. B. vom Graal, Lancelot u. A. in französische Prosa.

Ein Wunder jenes Zeitalters in classischer Composition war

Joseph von Exeter, gewöhnlich Josephus Iscanus geheißen. Er schrieb zwei epische Gedichte. Das erste, aus sechs Büchern bestehend, behandelt den trojanischen Krieg, es ist dem Erzbischofe von Canterbury Baldwin, gewidmet. Der Stoff ist aus Dares Phrygius geschöpft, einem in jenen Zeiten sehr beliebten, fabelhaften Geschichtsschreiber. Die Diction ist rein, die Perioden sind gerundet, die Verse wohlklingend und der Verfasser gebietet über einen großen Schatz poetischer Phraseologie. Die Versification nähert sich den besseren römischen Vorbildern, der Styl erinnert an Ovid, Statius und Claudian. Seine Antiocheis, von der nur noch ein Fragment übrig ist, hatte gleiche Verdienste. Schon die Wahl des Stoffes: der Kreuzzug, speciell der Kampf vor Antiochia, ist eine gelungene. Hat Voltaire diese an dem Epos Torquato Tasso's bewundert, so ist ein viel früherer Dichter hier schon zuvorgekommen. Dürfen wir Camden Glauben schenken, so begleitete Joseph in eigner Person den König Richard in's heilige Land und war Augenzeuge seiner Heldenthaten, die er später in seiner Antiocheis verherrlichte. Auch erotische Gedichte und Epigramme verfaßte Joseph, leider sind dieselben zu Grunde gegangen. Kein Land, nicht einmal Italien, hatte zur damaligen Zeit einen Iscanus aufzuweisen, obgleich auch in Frankreich und selbst in Deutschland ein Wetteifer herrschte, lateinische Epopöen zu verfassen. Ich will nur Guillaume le Breton's Philippis (die Thaten Königs Philipp August), Ph. Gualtier de Chatillon's Alexandreid, die Quelle der so häufigen Alexandersagen (die ihrem Verfasser bei seinen Zeitgenossen den Ruf eines Virgil und Lucan erwarb), und des Cisterzienser-Mönchs Günther, aus der Diöcese Basel, erwähnen, der den Kriegszug Kaiser Konrads gegen die Sarazenen, die Eroberung des heiligen Grabes durch Gottfried von Bouillon und den Krieg Friedrich des Rothbarts gegen die Mailänder besang. Das letztere Epos „Ligurinus" giebt der Philippide und Alexandreid nichts nach, ist jedoch nicht so geglättet, so classisch vollendet, wie der Trojanische Krieg des Iscanus. Auch didactische Gedichte tauchten schon auf: Geoffrey de Vinesauf

schrieb eines „de nova poetria“ und widmete es dem Papste Innocenz III. Es vertritt die neue Art, lateinische Verse zu machen, im Gegensatz zur leoninischen oder barbarischen.

Von Frankreich, besonders aber von Italien eingeführt, begann auch einige Kenntniß der griechischen Sprache sich in England zu verbreiten. Robert Grosthead, Bischof von Lincoln, ein großer Gelehrter nicht nur in den abstractesten, sondern auch den schönen Wissenschaften, der allein gegen zweihundert Bücher verfaßte, begünstigte das Studium dieser Sprache, übersetzte selbst Werke daraus, worunter Suidas' Lexikon, und umgab sich mit Gelehrten, welche des Griechischen kundig waren. Auch im Hebräischen soll dieser Bischof tiefe Kenntnisse gehabt haben. Wilhelm der Eroberer erlaubte einer großen Anzahl Juden von Rouen in sein Reich herüberzukommen, wo sie sich sehr vermehrten. Später lehrten sogar Rabbiner die hebräische Literatur in Oxford. Als sie zwei Jahrhunderte nach ihrer Niederlassung in England aus diesem Reiche plötzlich wieder verbannt wurden, verkauften sie ihre rabbinischen Bücher und die Mönche brachten diese an sich. In Oxford namentlich kauften die Franziskaner nnd unter ihnen Roger Bacon eine große Anzahl derselben.

Aber dieser Anlauf zur Cultur der schönen Wissenschaften ward bald gehemmt durch die Spitzfindigkeiten der scholastischen Theologie, mit denen man die Lehren Roms vertheidigte, und welche Peter Lombard, Erzbischof von Paris, und der berühmte Abälard zuerst in Frankreich lehrten, von wo aus spitzfindige, unbesiegbare Doctoren auch nach Oxford wanderten, und begünstigt durch den zu dergleichen Grübeleien geneigtem Geiste der Engländer Furore machten. Auch die Wiederauffindung der kaiserlichen codices im 12. Jahrhundert und das daraus folgende Studium des Civil- und kanonischen Rechts, welches ebenfalls als scholastische Wissenschaft behandelt wurde, schadeten dem Studium der schönen Wissenschaften; denn jetzt mußte auch Jus nebst scholastischer Theologie studirt werden, wenn man auf Kirchenwürden Anspruch machen wollte.

Und dennoch verhallten sie nicht spurlos, diese frühreifen Versuche in der eleganten Literatur. Gelang es natürlich wenigen Gelehrten nicht, den dichten Nebel des Aberglaubens und der Unwissenheit zu zerstreuen, der über den Massen des Volkes lagerte, bedurfte es auch noch großer Ereignisse und langer Zeit, um die Geister für das Schöne empfänglich zu machen, so reifte das Samenkorn doch; aus ihm keimten jene zauberhaften Blüthen der Romantik, welche die Minstrels aus den Klöstern, wo sie stets gerne gesehen waren, in die frische Welt verpflanzten, aus dieser Zeit wurde das Material beigeschafft zum Aufbau des Zauberschlosses der Romantik.

Und gerne tritt der Romantik zu lieb die Wissenschaft, der Geschmack wieder eine Zeitlang von der Bühne. Die Phantasie wäre um ihre Blüthezeit gekommen, wenn die Fröste der Kritik, der Vernunft, das Entstehen jener lieblichen Gebilde gehindert hätten, die so gerne im Dunkel einer gläubigen, kindlichen, unwissenden Zeit ihr Spiel treiben. Aber jene Männer, die ihrer Zeit vorangeeilt, verdienen wenigstens nicht, der Vergessenheit anheimzufallen, und eine Geschichte der lateinischen Dichtkunst des Mittelalters, wie sie Dr. Johnson zu schreiben beabsichtigte, wie sie Roscoe zum Theil wenigstens geschrieben, wäre noch heute ein wünschenswerthes Unternehmen.

Ehe wir zu den bedeutenderen Producten in anglo-normännischer Sprache, zur eigentlichen romantischen Dichtkunst mit ihren Minstrels und Epopöen übergehen, wollen wir noch einige Werke der normännischen Zeit erwähnen, die sich nicht unter diese Rubrik bringen lassen, nämlich Reimchroniken, religiöse Gedichte und Minnelieder. Da sie fast ohne Ausnahme keinen oder wenig dichterischen Werth haben, so können wir schnell darüber hinweggehn.

Die Normannen hatten schon vor der Eroberung Englands die Dichtkunst mit Geist und Geschmack cultivirt. Ihre Trouvères besangen, dem Zuge des nordischen Volkscharakters folgend, Heldenthaten ihrer Vorzeit, im Gegensatz zu den Troubadours des Südens,

welche Liebe und Satyre zu ihren Thematen nahmen. Die Normannen dichteten einfacher, natürlicher. Einer derselben, Taillefer (den unser Uhland, beiläufig gesagt, etwas wie einen schwäbischen Hausknecht behandelt), fiel bei Hastings, nachdem er zuerst die Reihen der Sachsen gebrochen hatte. Die übrigen normännischen Dichter von Auszeichnung sind: Thorold, der die schöne Romanze von Roland, Geoffroy Gaimar, welcher eine Chronik der angelsächsischen Könige, Benoit, der eine Geschichte der Herzöge der Normandie verfaßte, ferner Samson de Nanteuil, Philippe de Thaun, David, Guernes. Sie schrieben größtentheils in gereimten Strophen, jede Zeile von acht Sylben. Für die englische Literatur am wichtigsten bleibt aber Meister Wace, aus Jersey gebürtig, welcher nebst einer Geschichte der Normannen (Roman de Rou — Romanze des Rollo) um das Jahr 1160 ein erzählendes Gedicht in dem Französischen seiner Zeit schrieb, betitelt: le Brut d'Angleterre (Brutus von England). Die an Fabeln reiche Chronik Geoffrey's von Monmouth lieferte ihm das Material dazu.

Dieses französische Werk übersetzte nun Layamon, ein Priester von Ernely an der Severn, nicht sehr lange darnach in's Sächsische. Ein interessanteres Schriftstück für die Sprachforscher, welche den allmählichen Uebergang des Sächsischen in das jetzige Englische verfolgen wollen, giebt es nicht. Man sieht den Autor im Kampfe mit einer in heftiger Gährung begriffenen Sprache, die sich weder grammatikalisch noch metrisch fügen will.

Layamon eröffnet den Reigen, der Anfangs des 14. Jahrhunderts sich bemerkbar machenden Reim-Chronikschreiber. Der Chronik wendet sich natürlich die erste literarische Kraftanstrengung eines ungebildeten Zeitalters zu. Die Schriftsteller, wenn es deren giebt, sind zu nichts Weiterem fähig, als einer nackten Erzählung von Thatsachen, die sich auch dem Geschmack und der Fassungskraft ihrer Zeitgenossen anpaßt; denn um Nachdenken, um Urtheil wecken zu können, muß erst eine Grundlage des Thatsächlichen gelegt sein. — Diese Chroniken sind, wenige lichte Stellen ausgenommen, ohne Kunst und Phantasie.

Geoffrey's Prosa, die sie in Verse bringen, ist oft poetischer. Selten verweilen diese Chronikschreiber bei schönen Scenen, häufig aber bei trivialen, unbedeutenden. Schlachten-, Festbeschreibungen ist ihre Stärke und dennoch blicken sie herab auf die Minstrels und Harfner, auf deren Phrasen und belebte Beschreibungen, sie wollen weniger Vergnügen, keinen Schmuck bieten, wol aber Wissen, Wahrheit verbreiten.

Robert von Gloucester, ein Mönch, compilirte nach dem Jahre 1297, also schon eine geraume Zeit nach Layamon, eine ziemlich umfassende Geschichte Englands von Brutus bis Eduard I. in Alexandrinern. Seine Sprache ist noch voll sächsischer Ausdrücke und Provinzialismen. Die Ursache hiervon mag der Umstand sein, daß er in einer entfernten Grafschaft lebte. Manches in dieser Chronik ist wörtlich aus Geoffrey übersetzt.

Robert Mannyng, ein Kanonikus im Kloster Brunne ist der dritte Reimchronikdichter. Er brachte unter Benutzung des unvermeidlichen Geoffrey um das Jahr 1338 eine französische Chronik von England von Peter von Langtoft in Englische Reime, die besser, kürzer und geglätteter sind, als die seiner Vorgänger. Da dieser Mönch auch ein anderes französisches Buch: manuel des pechés (ein langes Werk über die Todsünden mit vielen Legenden illustrirt) poetisch übertrug, so bildet er den Uebergang zu den Dichtern über geistliche Gegenstände: Homilien, Exhortationen, Uebersetzungen der heiligen Schrift, Hymnen und besonders der Heiligenlegenden, die aus dem 13. Jahrhundert sich noch zahlreich in den Manuscriptensammlungen der Englischen Bibliotheken befinden. Sie sind durchgängig ohne Geist und Geschmack, zum Vergnügen, zur Erbauung der Mönche, zum Auswendiglernen für die Novizen, zum Vorlesen an den Namenstagen der Heiligen geschrieben. Manche sind in Alexandrinern, andere in einem kürzern Versmaße verfaßt, in vielen findet sich eine Jagd nach mehreren gleichen Reimen, die an dieselbe Liebhaberei der runischen Dichterwerke erinnert.

Außer einer Elegie auf den Tod Eduard I., die nicht ohne Geist und Gefühl geschrieben ist, und Satyren auf politische Begebenheiten zur Zeit Simon von Montford's, auch Beschreibungen der Wunder des Orients, theils wahren, theils erdichteten, und überliefert durch die Kreuzzüge und Reisende, die sich frühzeitig nach Asien wendeten (worunter der Engländer John Mandeville), sind aus jener Periode nur noch Minnelieder, Naturklänge und Satyren auf den geistlichen Stand zu erwähnen, die ihre Abstammung von den chansons, den fabliaux der Provenzalen nicht verleugnen können. Sie sind fast ausschließlich um das Ende des 13. Jahrhunderts entstanden. Eine satyrische Beschreibung des Schlaraffenlandes Cokaygne, Lieder auf die Natur, den Frühling, den Kukuk, die Blumen, die Nachtigall, sind sie gleich denen der meisten Minnesänger, ohne Erfindung, Inhalt und Poesie, aber von oft gefälliger, selbst künstlerischer Form, und verhältnißmäßig wohlklingend, mit einem schwachen Anfluge poetischer Phantasie und Ausdrucksweise. Ein gewisser Richard soll der Schreiber vieler Minnelieder gewesen sein. Hie und da kommt auch einmal warmes Gefühl zum Durchbruch: so besingt ein Liebender „das schönste Mädchen zwischen Lyncolne und Lyndeseye, Northampton und Lounde, vergleicht die Süße mit Blumen, mit Edelgestein u. s. w.

Aber die besten Köpfe schrieben doch zu jener Zeit lateinisch oder französisch, wie Bischof Grosthead, John Hoveden u. A. Unzählige anonyme französische Gedichte schlummern noch aus dieser Periode in den französischen Bibliotheken. Wer sich mit Leichtigkeit, mit Anmuth ausdrücken wollte, vermied das noch rohe, ungelenke Englische Idiom. Die Herrscher, französischer Abkunft, begünstigten französische Dichter und nur diese fanden Leser von Rang, von Bedeutung.

Siebenter Abschnitt.

Die Romantik. Ihr Ursprung, ihre Definition nach Warburton, Warton, Percy.

Der Quelle der romantischen Dichtungsart, die eine so große Rolle in der Geschichte der Englischen und überhaupt europäischen Literatur spielt, nachzugehen, ihren Ursprung zu entdecken, ist lange eine Lieblingsbeschäftigung der vorzüglichsten Kritiker und Literarhistoriker Englands gewesen. Drei Systeme haben vorzüglich die Aufmerksamkeit auf sich gezogen: 1) die Theorie Warburton's und Warton's, welche die Romantik von den Mauren in Spanien, 2) die Percy's, welche alle romantische Dichtkunst von den Skandinaven ableitet, und 3) die Ansicht Price's, daß jedes Volk in seiner Kindheit den Keim der Romantik, die Elemente der Volksfabeln, auf psychologisch erklärbare Weise in sich trage.

Warburton leitet in seiner Skizze über den Ursprung der Romanzen in Spanien den ganzen Strom der ritterlichen Poesie auf zwei Quellen zurück: den Pseudo-Turpin, was die Karlssagen, und Geoffrey von Monmouth, was die Arthursagen betrifft. Bei sehr mangelhaften Quellen hielt man sich auf diesen Ausspruch des gelehrten Bischofs hin überzeugt, daß die ersten Romanzen spanischen Ursprungs seien. Warton, der schon in den ersten Heldensagen orientalische Einflüsse witterte, und, da die Kreuzzüge doch erst später stattfanden, keine andere Ideenvermittlung zwischen Ost und West entdecken konnte, als durch das unter maurischer Herrschaft blühende

Spanien, baute fort auf dieser Hypothese Warburton's und suchte sie folgendermaßen zu commentiren: Die eigenthümliche Dichtungsart, welche wir die romantische heißen, sei den Schriftstellern Griechenlands und Roms unbekannt gewesen, und müsse durch ein Volk in Europa eingeführt worden sein, dessen Denkart und Erfindungsgeist etwas Fremdartiges habe. Dies könnten nur die Araber gewesen sein. Sie seien zu Anfang des 8. Jahrhunderts in Spanien eingefallen, hätten es bald vollständig erobert, ihre Religion, Sprache und Sitten den Eingebornen aufgedrungen und ihren Königssitz in der Hauptstadt Kordova aufgeschlagen. Daß die Sarazenen Spaniens die Ersten waren, welche die Wissenschaften Griechenlands Europa wieder mittheilten, ist bekannt, und es ist anzunehmen, daß sie zugleich jene ausschweifenden Erfindungen, die ihrem romantischen, schöpferischen Geiste so eigen waren, mit ausstreuten. Bald nach der Eroberung Spaniens durch die Sarazenen vernachlässigten die Eingeborenen gänzlich das Studium der lateinischen Sprache, und bezaubert von der Neuheit der eingeführten orientalischen Schriften, nahmen sie selbst einen ungewöhnlichen, pomphaften Styl und eine affectirte Erhabenheit an. Die Erzählungen der östlichen Eroberer empfahlen sich durch glänzende Beschreibungen und eine reiche, blendende Phantasie, wie sie bisher dem kältern Westen unbekannt geblieben waren. Sie wurden begierig verschlungen und allgemein verbreitet, besonders gelangten sie bald nach Frankreich und Italien, da fortwährend von den Seehäfen von Toulon und Marseille aus Handelsverbindungen mit Spanien unterhalten wurden.

In Frankreich gab es keine Provinz, welche den orientalischen Mythen so früh und so gerne ein Ohr lieh, als Armorica oder Bretagne. Kein Theil Frankreichs kann sich selbst so vieler Romanzen rühmen, die oft bis in die grauesten Zeiten zurückreichen. Armorica war im vierten Jahrhunderte durch eine Colonie Walliser, die beim Zerfall des Römerreichs dahin ausgewandert waren, neu bevölkert worden. Die Sprache der dortigen Bauern ist noch heute den aus

Wales gebürtigen Engländern verständlich. Viele Jahrhunderte lang stand die Bretagne mit ihrem Mutterlande Wales und Cornwallis (Westwales) in innigster Verbindung. Sie heiratheten untereinander und die Walliser wandten sich oft nach Armorica der Erziehung ihrer Kinder, des Handels, der Hülfstruppen gegen die Sachsen und anderer Veranlassungen wegen. Armorica, eine an der See gelegene Provinz, nie viel von den Römern besucht und jetzt ganz von ihnen verlassen, erhielt sich seine celtische Bevölkerung, und da auch Wales, das nur sehr wenig mit den Römern verkehrt hatte, und nach dem Einbruch der Sachsen unter mächtigen Häuptlingen die Zufluchtsstätte der alten Briten mit ihren ursprünglichen Sitten, ihrem alten Charakter blieb, so erklärt sich, warum Wales das Lieblingstheater der ersten französischen Romanzen ist, warum die Heldensagen ihrer Landsleute, der ihnen engverbundenen Welschen, von den Bretagnern in ihre Geschichten verwebt wurden. Um das Jahr 1100 verschaffte sich Walter, Erzdiacon von Oxford, auf einer Reise durch Frankreich eine alte Chronik in britischer oder armoricanischer Sprache, betitelt: Brut-y-Brenhined, eine Geschichte der Könige von Britannien. Dies Buch nahm er mit nach England und theilte es dem Benedictinermönch Geoffrey von Monmouth mit, welcher, ein geborener Walliser und der britischen Sprache sehr kundig, dasselbe auf dessen Bitte in's Lateinische übersetzte, nicht ohne einige Zusätze zu machen. Diese Uebersetzung wurde wahrscheinlich 1128 vollendet. Ohne Zweifel bestand diese Chronik aus den Fabeln verschiedener Barden verschiedener Zeiten, und vielleicht war es ein armoricanischer Barde von Profession, der sie sammelte und mit eigenen Zuthaten später zu einer vollständigen Geschichte verschmolz. Die Entstehung der Chronik kann nicht höher hinaufreichen, als bis zum achten Jahrhundert, wahrscheinlicher ist es, daß sie viel später compilirt wurde, weil Alfred, Karl der Große (der nebst seinen zwölf Pairs bei der Krönung Arthur's zugegen gewesen sein soll!) ja selbst schon unzweifelhafte Spuren des Feudalwesens darin vorkommen; zum wenigsten muß ein

Theil derselben erst um das 11. Jahrhundert entstanden sein. Warton behauptet nun: diese Chronik, welche angeblich die Traditionen der welschen Barden enthalten solle, bestehe ganz aus arabischen Fictionen, so z. B. sei der Riesen Gog und Magog, die in den Mythen der Araber und Perser häufig eine Rolle spielen, auch in dem armoricanischen Sagenschatze erwähnt. Goemagot hieße der furchtbare Riese, welcher der Landung Brutus' in England sich widersetzte, der zwölf Fuß lang war, und Eichen so leicht wie Haselnußstauden entwurzelte. Ein anderer Riese, den König Arthur in Cornwall erschlug, soll von Spanien gekommen sein, was auf die Heimat dieser Fabeln klar hinweise. Magier aus Spanien, Araber, Afrikaner, Egypter, Meder sind in der Chronik erwähnt. Woher sollen diese Länder, diese Völker den Armoricanern bekannt geworden sein? Auch in den vielen schönen Ueberlieferungen, Stonehenge betreffend, welches unstreitig ein druidisches Monument gefallener Helden war, erscheinen Riesen, die Steine von mystischer Heilkraft von den fernsten Küsten Afrika's herbeitragen, (was ebenfalls auf die heilkundigen Araber und ihre Meinung von verborgenen Kräften der Mineralien hinweise), ferner Verwandlungen, sprechende Vögel, fliegende Drachen u. s. w., selbst die Kenntnisse in der Sternkunde, der Philosophie und Mechanik, welche die Mythe Merlin zuschreibe, seien der arabischen Literatur entlehnt. Auch die zweite Hauptquelle alter Fabeln: die Heldenthaten Karls des Großen, die nach (Voltaire) ein Mönch im 11. Jahrhundert unter Turpin's Namen verfaßte, und deren Hauptthema die Vertreibung der Sarazenen aus Spanien ist, sei reich an Schöpfungen der arabischen Phantasie, ja nach Dienhart müsse man den Verfasser der größten Wahrscheinlichkeit nach für einen Spanier halten. Später fand sie erst ihren Weg nach Frankreich, kurz vor dem Anfang des 13. Jahrhunderts wurden die Karlssagen bei den französischen Minstrels-Mode; Karls Pilgerfahrt nach Jerusalem, die offenbar zur Ermunterung der Kreuzfahrer erdichtet wurde, zeigt, daß die Compilation spätern Datums ist.

Vor 1122 muß aber dieses Pseudo-Turpin'sche Werk schon existirt haben, da in diesem Jahre Calixtus II., kraft päpstlicher Autorität, es für ächt erklärte.

Diese zwei fabelhaften Chroniken nun: die Heldenthaten Arthur's und Karl des Großen sind die Grundpfeiler, auf denen das ganze Gebäude der Romantik aufgeführt wurde. Die Hauptcharaktere und Stoffe, die später so mannigfaltig bearbeitet wurden, sind hier zuerst entfaltet, und obgleich während der langen Dauer der Kreuzzüge unzählige Romanzen ähnlicher Art ihren Weg in's Abendland fanden, neue Wunder, neue Recken sich einführten, so behaupteten doch die Arthur- und Karlssagen, freilich vielfach verändert, vergrößert und ausgeschmückt, die Oberhand und blieben die beliebtesten, theils wegen ihrer frühen Popularität, theils wegen des Reichthums, der Schönheit ihrer Fictionen, theils auch, weil man zur Zeit der Kreuzzüge Historien, in denen Christen gegen Ungläubige fochten, so sehr liebte. Kurz, die Karls- und Arthursagen sind die ersten vorhandenen Musterwerke der romantischen Schreibart. Kein europäisches Schriftstück vor ihnen macht Erwähnung von Riesen, Zauberern, Drachen und ähnlichen ungeheuerlichen, phantastischen Gegenständen. Der Grund ist klar: weil sie geschrieben wurden zu einer Zeit, in der eine neue, phantastische Denkweise in Europa Platz griff, eingeführt durch die Verbindung mit dem Orient.

Wir wollen nun die Ansicht Percy's mittheilen, welche auch die des französischen Alterthumforschers Mallet war. Er sagt: Wenn irgend eine Feder die gewagte Hypothese Dr. Warburton's hätte aufrecht halten können, so wäre es die des scharfsinnigen Kritikers Dr. Warton gewesen. Indeß, wäre diese Hypothese begründet, so müßten wol die ersten Ritterromanzen maurische, oder wenigstens spanische Stoffe behandeln. Dies sei aber nicht der Fall, die Scene sei nie in Spanien, noch weniger seien maurische oder mohamedanische Sitten in ihnen abgespiegelt, selbst im Amadis von Gallien, welches die erste in Spanien erschienene Romanze gewesen sein soll, ist die

Scene Gallien und Britannien, die Sitten aber sind französisch, was klar auf die Schule dieser Dichtungsart hinweise. Arthur, Karl, Richard ohne Furcht, Robert der Teufel, seien die ersten Stoffe, der Norden habe sie dem Süden übermacht, nicht der Süden dem Norden. In diesen Ritterromanzen komme die gröbste Unwissenheit maurischer Sitten zu Tage, die Muhamedaner seien Götzendiener, die das goldene Bild Mahomet's anbeten, dieser selbst ein Zauberer und dergleichen mehr. Wie hätten auch die orientalischen Ideen ohne Zwischenstation von Spanien nach der Bretagne wandern sollen, nach der entferntesten Provinz Frankreichs der Lage nach, nach der fremdartigsten wegen der so eigenthümlichen Sprache, Sitten, Gewohnheiten ihrer celtischen Bevölkerung? Es sei ganz unglaublich, daß ein ungebildetes Volk eine eigenthümliche Geschmacksrichtung, eine andere Schreib- oder Denkweise von einem fremden Volke annehme, ohne auch zugleich dessen Localgeschichte, dessen Helden, Gesetze und Religion zu entlehnen, auch könne man den allgemeinen Ausdruck orientalisch, der die unter sich wieder so verschiedenen Sitten, Traditionen und Fabeln der alten Einwohner Ost- und Südasiens bezeichne, nicht, wie Warton, dem einzigen abgeschlossenen arabischen Stamme vindiciren. Warton behaupte u. A. auch: Die Karlssage sei von arabischen Dichtern ausgeschmückt worden, es sei aber unwahrscheinlich, daß Araber die Geschichte ihres Feindes schmücken sollten. Die Spanier selbst, von den Mauren in die Gebirge vertrieben und Jahrhunderte lang in Feindschaft mit ihnen lebend, konnten bei dem sie trennenden Religionshasse keine Gelegenheit finden, ihre Poesie, ihre Fabeln ihnen abzulernen, die Unwissenheit der alten spanischen Romanzenschreiber in Betreff der Muhamedaner zeige dies. Den Ursprung der alten Ritterromanzen könne man daher mit größerer Sicherheit von den historischen Gesängen der alten Barden und Skalden ableiten, der Norden weise noch viel solcher Gesänge auf, in denen das ganze Ritterthum, wie es sich später entwickelte, schon als Embryo lag.

Als das Christenthum den Barden, den Skalden ihr ehrwür-

diges Amt nahm: die Götter, die Helden zu preisen, die Genealogie, die Geschichte ihrer Zeit der Nachwelt zu überliefern, als ihr Amt, ihre Kaste zerfiel, und sie auf das weniger würdige Geschäft, ihre Zuhörer zu unterhalten, angewiesen wurden, da dachten sie auf Verschönerungen, auf Wunder, um die unwissenden Geister zu bezaubern. Dies ist einfach der Ursprung der romantischen Dichtkunst, die erst in Vers und dann in Prosa das Entzücken des Mittelalters wurde, bis die Satyre von Cervantes und von Chaucer, oder vielmehr das Umsichgreifen der Kenntnisse und der classischen Literatur sie von der Bühne trieb. Die Romanzen zogen dann ein neues Gewand an, nannten sich französische Romane nach dem Griechischen: Clelia, Asträa, fanden aber wieder einen Feind an dem jungen Boileau.

Das ganze Ritterwesen lag lange vor den Kreuzzügen in den Sitten der gothischen Nationen begründet, so die Lust nach Abenteuern, der Zweikampf, Gottesgerichte, die schon im grauesten Alterthume Frotho von Dänemark eingeführt hatte, die Achtung gegen das schöne Geschlecht u. s. w. Auch der Glaube an Riesen, Zwerge, Feen und Zauberer, Drachen und Ungeheuer bestand schon bei den alten nordischen Skalden, ein Beweis hierfür sei ihre Mythologie. Odin und sein Volk kamen vom schwarzen Meere, von Colchis, einem Lande, das zu allen Zeiten im Rufe magischer Künste stand. Die ganze Geschichte des Nordens und seine alten Sagen seien an und für sich Romantik. Blicken wir als Beispiel auf die Abenteuer Regner Lodbrog's, eines berühmten Kriegers und Seeräubers, der um das Jahr 800 in Dänemark herrschte, und die schöne Tochter eines schwedischen Königs, welche derselbe einem Freunde während seiner Abwesenheit anvertraut hatte, und die dieser nicht mehr ausliefern wollte, befreite und heirathete. Der Name des ungetreuen Freundes war Orme, was auf isländisch Schlange bedeutet. Die Skalden malten die Geschichte nun so aus: ein schrecklicher Drache habe die Dame ihrem Vater geraubt, Regner habe das Ungeheuer besiegt und sie befreit. Die Burgen der gothischen Nationen lagen auf

unzugänglichen Felsen, umgeben von dicken Mauern, die sich rund herum schlängelten und häufig mit einem Namen benannt werden, der gleichbedeutend mit Schlange oder Drache war. Hinter diesen Mauern verwahrte man angesehene Weiber und Jungfrauen, die zu einer Zeit, in der so viele unternehmende Recken auf Abenteuer ausgingen, selten sicher waren. Dies gab den späteren Skalden, die schon Nichts mehr einfach erzählen konnten, sondern Alles poetisch ausschmückten, Gelegenheit, so viele Fabeln zu erfinden von wunderschönen Prinzessinnen, bewacht von Drachen und befreit von unbesiegbaren Kämpen.

Zuerst erlaubten sich die Skalden Uebertreibungen, Ausschmückungen, zuletzt aber vollständige Erdichtungen; je älter die Sagen des Nordens sind, um so mehr geschichtlichen Boden haben sie. Die Bewohner Schwedens, Dänemarks und Norwegens waren die Letzten, die zum Christenthum bekehrt wurden, und deßhalb ihre ursprünglichen Sitten und Meinungen am längsten von allen ihren Stammverwandten sich erhielten und deßhalb auch mehr Ueberreste ächter poetischer Ueberlieferungen aufzuweisen haben. An letzteren kann man den Fortschritt von poetischer Geschichte bis zur poetischen Erdichtung genau verfolgen. Wie schon gesagt, sind alte Gedichte vorhanden, die in der That vollständige Ritterromanzen sind, die in Versen sind die ältesten.

Im Anfange des 10. Jahrhunderts ereignete sich der Einfall Rollo's mit seinen Normannen in Frankreich. Zu dieser Zeit war die Kunst der Skalden in Rollo's Heimat auf ihrem Höhepuncte. Dieser Eroberer brachte ohne Zweifel viele Skalden mit nach der Normandie, deren Kunst sich forterbte und deren Nachfolger, indem sie die Religion, Sprache und Meinungen ihrer neuen Heimat annahmen, die Helden des Christenthums: einen Karl, Roland, Oliver an die Stelle ihrer heidnischen Helden setzten, und wahre Geschichte mit skaldischer Zuthat von Zwergen, Riesen, Drachen und Zauberern durchwebten. Demnach muß man die französischen und englischen Romanzen von den Skalden ableiten. Daß der erste dieser Heldengesänge,

dessen die Geschichte erwähnt, im Munde eines normännischen Kriegers bei der Eroberung Englands erklang, ist bezeichnend genug.

Daß übrigens auch schon die Franken und Angelsachsen nach Gallien und Britannien ihre Liebe zu den Gesängen ihrer Vorfahren mitbrachten, daß ihre ältesten Annalen durch diese Gedichte von Mund zu Mund fortgepflanzt wurden, daß sie selbst nach ihrer Bekehrung zum Christenthum diese Vorliebe beibehielten, wie wir aus den Beispielen Karls des Großen und Alfreds ersehen, ist bekannt. Sie konnten sich ebenso zu romantischeren Fictionen auf ähnliche Weise entwickeln, ohne daß ein Volk vom andern zu borgen brauchte; jedoch die eigentlichen Ritterromanzen scheinen doch zuerst in Frankreich entstanden zu sein, woher sie auch ihren Namen haben; denn um das 9. Jahrhundert wurde dort die lateinische Sprache nicht mehr gesprochen, und die romanische, ein Gemisch der fränkischen und eines schlechten Lateins ersetzte sie; die Rittergesänge wurden die populärsten Producte dieser Sprache und deßhalb Romane „romants“ geheißen.

Diese Hypothese Percy's will nun Warton nicht gänzlich verwerfen, er sucht sie vielmehr seinem Systeme anzupassen und entgegnet:

Wenige Jahre vor Christi Geburt, bald nach der Besiegung des Mithridates durch Pompejus wanderte eine Nation asiatischer Gothen, die das jetzige Georgien inne hatten, beunruhigt durch die Fortschritte der römischen Waffen, unter ihrem Führer Odin oder Wodan in die nördlichen Theile Europa's, die noch nicht den Römern unterworfen waren, nämlich nach Dänemark, Norwegen, Schweden. Sie sollen viele nützliche Künste mit sich gebracht haben, besonders Kenntniß der Buchstaben, der runischen Schrift, als deren Erfinder Odin genannt wird. Unwahrscheinlich ist es nicht, daß sie sich größerer Bildung als ähnliche Stämme erfreuten, da nach dem gelehrten Salmasius selbst die Sprache, Wissenschaft und Religion der Griechen ihre dunkle Quelle im Scythenlande haben soll, welche im Süden mit Odins Sitz zusammenhing.

Noch heute könne man in verschiedenen Gebräuchen Aehnlichkeit

zwischen den Bewohnern Georgiens und solchen Districten Norwegens und Schwedens finden, die ihre alten Sitten rein bewahrt haben. Zwar fände man Spuren orientalischer Sitten bei allen europäischen Nationen während ihrer heidnischen Periode und man könne mit Gewißheit annehmen, daß ganz Europa vom Osten her bevölkert worden sei, indeß die Aehnlichkeit der skandinavischen Gebräuche, Meinungen und Monumente ist vorzugsweise noch so frisch und sichtbar, daß diese Einwanderung mehrere Jahrhunderte später erfolgt sein muß. Andererseits ragt das schöne, gebildete Volk der Gothen auch weit hervor über die zahllosen Schwärme barbarischer Abenteurer, die Europa später überfielen. Daß ihre skaldischen Gesänge sich überall hin, besonders nach England verbreiteten, sei nicht zu leugnen, dennoch aber seien die Ritterromanzen schwerlich von ihnen, sondern direct von den Arabern herzuleiten; denn die Zaubereien der runischen Poesie seien verschieden von denen der Romantik. Während die erstere Zaubertränke, Zaubersprüche unter ihre Mittel zähle, die vor Gift, vor Feindesschwert bewahren, Krankheiten, Stürme verscheuchen, Sieg verschaffen oder die Todten aus den Gräbern rufen: kurz Schrecken, die an den colchischen Ursprung erinnern, sind, ohne daß das Schreckliche ganz ausgeschlossen ist, Visionen voll Vergnügen und Entzücken, die uns durch blumige Wälder, durch Paläste von Gold und Edelstein führen, die Kennzeichen der letztern. Die romantische Magie ist die in Tasso's Armida, während die skaldische die in Horazens Canidia ist.

In den früheren skaldischen Gesängen fänden sich nur selten Drachen, Riesen und Feen; die Phantasie der Araber habe sie erst später allgemeiner gemacht; die alten Celten und Skandinaven seien von einer mehr nüchternen Färbung gewesen, aber schon in der Edda fänden sich Spuren orientalischen und selbst christlichen Einflusses. Nur bedingt könne man auch zugeben, daß die Idee des Ritterthums, das Wesen und die Attribute der Romantik, schon bei den Gothen gefunden würden. Wahr sei es, daß im Gegensatze zu den Römern,

von den Barbaren dem Weibe eine nie gekannte Bedeutung und Würde zugetheilt wurde, und daß sie selbst inmitten der Wuth des Krieges die Weiber achteten. Dies war der hervorragendste Zug der neuen Sitten, die ungefähr im 7. Jahrhundert Platz griffen, so daß man behaupten kann: die Galanterie stammt von den Gothen. Sie glaubten, in den Weibern wohne eine göttliche und prophetische Eigenschaft, weßhalb sie auch oft zu Gesandten, ja zu Anführern erwählt wurden. Diese Unterwürfigkeit hatte auch ihren Grund in der Achtung vor weiblicher Keuschheit. Der Besitz eines Weibes war schwer zu erringen, die Leidenschaft der Liebe wurde dadurch vergrößert, verfeinert, reiner. Da Waffenthaten in einem Zeitalter der Plünderung und des Raubes zuerst die Gunst der Weiber erringen konnten, so wurde der Muth durch die Liebe neu befeuert.

Dies sei aber nur die erste Wurzel des Ritterthums gewesen; der Baum sproßte erst unter dem Feudalwesen, dessen Genius vollständig kriegerisch war. Ein zahlreicher, die Unabhängigkeit liebender Adel, eifersüchtig auf Ehre, stets im Kampfe begriffen, mußte Muth und Kraft zu den ersten Tugenden erheben. Selbst im Frieden hatte jedes Vergnügen, jede Ceremonie ein kriegerisches Gepräge. An den Höfen dieser kleinen Fürsten befanden sich aber Damen von Rang und Schönheit, und in ihrem Gefolge stellte sich auch feine Sitte ein; Damen führten den Vorsitz bei den blutigen Schauspielen dieser Zeit, sie ertheilten den Siegern die Preise, und während sie die Sitten ihrer Kämpfer milderten, scheinen die ihrigen selbst eine unweibliche Wildheit angenommen zu haben. Die romantischen Ideen erhielten neue Nahrung von der hohen Achtung vor einer edlen Abstammung und der Begierde, mit mächtigen, mit reichen Familien Verbindungen einzugehen, ebenfalls eine Folge des Feudalsystems. Es hielt schwer, das schöne Burgfräulein, den Gegenstand der allgemeinen Anbetung zu erringen. Außer dem Glanze ihrer Geburt lockte ihr prächtiges Schloß mit festen Wällen, Thürmen und luftigen Zinnen, entflammte die Einbildungskraft und ließ eine Leidenschaft zu der berühmten Erbin

erwachsen, deren Ehrenpunct es war, keusch und unzugänglich zu sein. Und dieser Schwierigkeit, sich dem Gegenstand der Leidenschaft zu nahen, verdankt jene sentimentale, romantische Liebe ihren Ursprung, die sich zufriedengab in einer entfernten, achtungsvollen Bewunderung und nicht nach dem Besitze der Geliebten trachtete. Dann bot die dem Feudalsystem entsprossene allgemeine Anarchie stets Gelegenheit, die Unthaten tyrannischer Ritter und Räuber zu bestrafen, ihre in Haft schmachtenden Opfer zu befreien, die Bedrängten, Waffenlosen, Schwachen zu schützen, was Alles zu einer Zeit, in der die Faust das Recht war, dem Waffenhandwerke einen neuen Glanz verlieh. Die Kreuzzüge vermehrten noch diesen kriegerischen Fanatismus, das Ritterthum ward von der Religion geheiligt, von der Religion, die in jener gläubigen Zeit auf jede Leidenschaft, jede Einrichtung Einfluß nahm, und zuletzt jenes abenteuerliche Sittengemälde schuf, wo die Liebe zu Gott und den Damen, der Heilige und der Held verschmolzen, und Güte und Rache, Wildheit und Galanterie, Frömmigkeit und Muth ein sonderbares Bündniß eingingen. Man kann also kurz resumiren: In einem Zeitalter der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit brachten zuerst die Araber nach Europa den Geschmack an den Wundern der orientalischen Fictionen. Dort waren bereits viele Länder durch die Dichtkunst der gothischen Skalden, die vielleicht ursprünglich ihre Ideen aus derselben fruchtbaren Quelle geschöpft hatten, darauf vorbereitet, solche extravagante Dinge aufzunehmen. Diese Fictionen, in Zusammenhang gebracht mit den herrschenden Sitten, und stets durch die Minstrels und Troubadours lebendig erhalten und verschönert, concentrirten sich um das 11. Jahrhundert in den Mähren Turpins und Geoffrey's von Monmouth und diese fabelhaften Heldenthaten Arthurs und Karls des Großen sind die Grundpfeiler jener Dichtungsart, die wir die romantische nennen. Später durch verwandte Phantasien, aus der Zeit der Kreuzzüge entnommen, vermehrt und verschönert, entstand jene eigenthümliche, capriciöse Art von Schöpfungen, die zuletzt den wunderbaren Apparat

der italienischen Dichter Tasso, Ariost und ihres Schülers Spenser bildeten.

Dies ist das gelehrte, mühsam zusammengetragene System Wartons, welches aber die Englischen Kritiker und unter ihnen der tiefgelehrte, fast aller europäischen Sprachen mächtige Thomas Tyrwhitt († 1786) schon längst als unbefriedigend und unlogisch verwarfen, insbesondere was den Hauptpunkt, den Einfluß der arabischen Literatur betrifft. Die zwei Gedichte: Beowulf und das Nibelungenlied werden als praktische Widerlegung dieses Systems angesehen.

Achter Abschnitt.

Die Ansicht Price's von der Entstehung der romantischen Dichtungsart.

Dem Systeme Price's merkt man an, daß sein Verfasser deutsche Literatur und Philosophie studirt hat: es ist weitaus das gelehrteste und sucht seine Belege von Lappland bis zum Südpol, ist jedoch auch manchmal etwas metaphysisch-unverständlich, wozu der Styl beitragen mag, der Gibbon nachgebildet, viele Ideen in einen kurzen Satz zusammendrängt. Ich werde mit Hinweglassung aller überflüssigen Gelehrsamkeit und Hinweisungen nur anführen, was zur Beleuchtung des Satzes dient: daß die romantischen Ideen nicht Monopol Eines Volksstammes, Eines Zeitalters seien, sondern psychologisch nachweisbar im Gemüthe jedes noch nicht cultivirten Volkes wurzeln. Price sagt unter Anderm:

Wartons Irrthum sei zu entschuldigen; zu seiner Zeit befand sich das Studium des Mittelalters noch in der Wiege. Sein Haupt-Irrthum, wie der seiner Opponenten sei darin gelegen, daß er nur eine beschränkte Uebersicht der natürlichen Grenzen seines Gegenstands erlaubte, und seinem System mit allen seinen Einzelheiten eine zu allgemeine Anwendung gab. Hieraus folgte eine unvermeidliche Verwechslung des Wesens der Romantik mit ihren äußerlichen Kundgebungen, und daß er einem besondern Zeitalter, einem besondern Volke das ausschließlich zusprach, was der Menschheit im Allgemeinen gehört.

Die Elemente der Volksfabeln sind in jedem Lande, bei jedem Volke anzutreffen, und psychologisch zu erklären. Im Kindesalter

der Völker, wie des einzelnen Menschen, wird das geheime, unsichtbare Band, welches den Menschen mit der Thier- und Pflanzenwelt verknüpft, mehr gefühlt, und stellt sich der Phantasie häufiger dar. Der Mensch betrachtet sich als das erste Glied der Kette der ganzen belebten und unbelebten Natur und als der Gefährte alles ihn Umgebenden, nicht als ein besonderes höheres Wesen. Diese Umgebung vergleicht er mit seinem eigenen, ihm räthselhaften Wesen. Der Wald, die Blume, besonders aber das Thier, welches lebt, wächst, stirbt, wie der Mensch, und oft Affecte gleich dem Menschen äußert, scheinen ihm verschiedene Typen seiner eigenen Organisation. Da er in die innere Beschaffenheit der übrigen Wesen nicht eindringt, schafft er ihnen nach seinem Bilde eine ähnliche Seele. Die ganze sinnliche Natur, den Baum, den Fluß, die Sonne, die Naturerscheinungen, Alles vermenschlicht er. Diese Personification der blinden Naturkräfte schuf die wilden Elemente der Kosmogonien, wo durch Verbindung des Schrecklichen und Erhabenen, des Riesigen und Abstoßenden der Versuch gewagt wird, diese unbegreifliche Kraft der Materie zum Verständniß zu bringen. Auch die Fabel, und die religiösen Systeme des Alterthums sind ein Beweis des allgemeinen Hangs der leblosen Natur eine Seele einzuhauchen und andererseits dem Abstracten, dem Geistigen, eine körperliche Form, einen materiellen Ausdruck zu geben.

Aus denselben sinnlichen Gegenständen und Eindrücken, die sich jedem Volke in der Kindheit darbieten, schafft seine Phantasie überall dieselben Gebilde, jedes Volk hat gleiche Urgedanken, Symbole, wie Grundwurzeln der Sprache. Jede Höhle, jeder große Steinhaufen, jede andere unerklärliche Beschaffenheit des Bodens veranlaßt bei allen Völkern ähnliche Traditionen. Die Meerenge muß ein Werk des Herkules sein, ein Erdeindruck auf Ceylon ist Adams Fußspur, große Steine sind Würfel der Riesen, Erdaufhäufungen Riesengräber, Felsen, die von ferne Thiergebilden gleichen, versteinerte Heerden, eine Säule, die einem stehenden Weibe ähnelt, Niobe oder Lots

Weib, rothe Blumen sind mit Blut gefärbt, schlanke, traurige Pflanzen verwandelte Mädchen. Im Feuer der Vulkane sieht man der Cyclopen oder Welands Werkstätte, im Rollen des Donners hört man Jupiters oder Thors Wagenräder u. s. w. So lange noch Unwissenheit die Schönheiten, die Schrecken der Natur personificirt, so lange der Araber sein Haupt vor ihnen verhüllt, da herrscht die poetische Anschauung; bringen die Völker in das Wesen der Natur ein, naht die Erkenntniß, so ist der Zauber für ewig verschwunden.

Wie der einzelne Mensch, wenn das Alter naht, und seine Erkenntniß verblaßt, glaubt, die ihn umgebende Welt sei glanz-, sei freudenloser geworden, und die Gegenwart tadelnd, sich gerne seiner kräftigen Jugend und Gesundheit erinnert; so auch die Völker. Alle haben Traditionen, die mit Bewunderung auf das Glück, die Größe, den Ruhm der Vergangenheit zurückblicken, alle bewegt Sehnsucht nach der Wiederkehr der Zeiten des Saturnus, Asgard's, Arthur's, Friedrich Barbarossa's u. A. Was man sich am meisten wünscht: Kraft, Jugend, langes Leben, ist freigiebig diesen Volkshelden zugemessen. Oder sehnt man sich aus der Gegenwart sogar in die fabelhaft glücklichen Länder der Aethiopier, Hyperboräer, nach den Inseln des Westens, nach Cocaigne, dem Schlaraffenlande.

Was nun diese Stereotypen der Volks-Phantasie betrifft, welche mit den Wurzeln der Sprachen verglichen werden können, so zeigt sich in der Geschichte ihrer Anwendung zu verschiedenen Perioden der Gesellschaft dasselbe häufige Zurückgehen auf gewisse ursprüngliche Bilder, und dieselbe Reihe immerwechselnder Analyse und Combination, welche das Wachsthum und den Fortschritt der Sprachen selbst bezeichnet. Viele der Gesetze, nach welchen sich die Sprachen bilden, sind ganz analog denjenigen, welche die Entfaltung der Geistesschöpfungen der Völker leiten, und mag man auch über die Ursachen dieser wichtigen Phänomena streiten, ihre spätere Ausbildung ist weniger in Dunkel gehüllt. Die Urwörter (primitiva) jeder Sprache bilden nur eine sehr geringe Anzahl und doch müssen die Elementar-

begriffe, die sie ausdrücken, zu einer Zeit der menschlichen Gesellschaft ausgereicht haben, die Bedürfnisse zu bezeichnen und einen Gedankenaustausch zu vermitteln. Als neue Bedürfnisse entstanden und die Grenzen des Wissens sich erweiterten, waren die Urwörter in ihrer einfachen Grundbedeutung unzureichend, man legte denselben also verschiedene, neue Bedeutungen bei und all' die Verwicklung der Analysis und Synthesis, die den Sprachen Reichthum, Würde und Ausdruck geben, kam zum Vorschein. Doch steht aus unserer Kenntniß vergangener und gegenwärtiger Zeit die Thatsache fest, daß die Wörter nicht erfunden wurden, noch erfunden werden, sondern immer aus schon bestehenden Sprachwurzeln sich bilden oder einer verwandten Quelle entlehnt werden, und dies ist auch natürlich, denn jedes andere Verfahren würde den Zweck jeder Sprache: Mittheilung unserer Wünsche, Gefühle und Meinungen vereiteln; unverständlich wäre jedes oktroyirte Wort.

Der Fortschritt der Volksdichtung hat einen ähnlichen Weg verfolgt. Die Verleihung menschlicher Attribute an unbelebte Gegenstände ist keine neue Schöpfung, sondern Uebertragung. Das prophetische Schiff, der dankbare Baum ändern ihre physischen Eigenschaften nicht, sie erhalten nur geistige Attribute beigelegt, welche, gleich der doppelten Bedeutung der Wörter einer Sprache, ihre Kraft vermehren, ohne ihre natürliche Erscheinung zu verändern. Selbst die Personification immaterieller Dinge ist nur eine Ausdehnung desselben Princips, obgleich sie sich am meisten der plastischen Natur wirklich schaffender Kraft nähert; denn obgleich hier die äußerliche Form ganz der Phantasie überlassen ist, so liefern doch die inneren Eigenschaften des personificirten Gegenstandes die Umrisse seines geistigen Inhaltes und der Unterschied zwischen dem ursprünglichen abstracten Gegenstande und dem lebenden, ihn vorstellenden Bilde ist nicht auffallender, als der zwischen verschiedenen Gegenständen, die in der Sprache durch Ein gemeinsames Symbol ausgedrückt sind. Die willkürlichsten Versuche der Einbildungskraft vermögen nicht mehr, als uns eine neue

Combination wohlbekannter Typen aus der Vorrathskammer der Natur vorzuführen, und nur die Art der neuen Zusammenstellung, des glücklichen Aneinanderreihens fremder Elemente in einer neuen Beziehung zu einander ist es, welche das Genie des Künstlers zeigt und den Abstand z. B. zwischen einem Shakspeare und einem Brooke, welcher ebenfalls einen Romeo gedichtet.

Dieselbe Sparsamkeit, welche die Entwicklung der Sprachen leitet, ist auch sichtbar in der Geschichte der Volksdichtungen und, gleich dem Wörterbuch einer Nation, entstehen, wenn schon ein Vorrath eigenthümlicher Vorstellungen und Begriffe vorhanden ist, alle folgenden Hinzufügungen nur sehr langsam. Je weniger die geistigen Fähigkeiten einer Nation bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte entwickelt sind, desto ärmer wird auch ihr Sprachschatz sein, und der spätere Reichthum eines jeden Dialekts steht immer im Verhältniß zum Fortschritte ihrer Bildung und der Entwicklung und Aneignung neuer Ideen. Das eigentliche Volk behält unter allen Wechselfällen und Revolutionen stets mehr oder weniger seinen primitiven Charakter und die Ausdrücke für den Kreis seiner Bedürfnisse; seine geistigen Ansprüche sind sehr bescheiden; fern von der Lust am Neuen und dem fieberhaften Jagen nach starken Reizmitteln der Phantasie, verlangt der Volksgeschmack nur Wiederholung seiner Lieblingsdichtungen und lauscht mit kindlicher Einfalt und Begier der zweimal erzählten Mähre. Dieses Princip erklärt, daß jedes Volk Europa's seine Dichtungen in dieselben Wunder eingekleidet hat, daß jedes dieselben übernatürlichen Kräfte: die Elfen, Feen, Riesen, Zauberer, Amulete herbeirief, die der Grenzen des Raumes, der Natur spotten und alle Wünsche gewähren.

Dies waren die Allen gemeinsamen, immer wiederkehrenden Typen der Volksdichtungen lange vor den Arabern und der Einwanderung der Gothen.

Man erinnere sich nur der Nereiden des Alterthums, sind sie nicht die Meerjungfrauen der Britischen und nordischen Küsten? Welcher

Unterschied ist zwischen Najaden und Nixen, zwischen den Mören oder Parzen und den Nornen, zwischen Musen und Walkyren? Die Urisks der Hochlande, die wendischen Berstuks mit ihrem Haupte Zlebock sind es nicht die Panisci Arkadiens? sind die Laren Latium's, die Gutchen, Brownie, der englische Puck, die französischen Goblins und der deutsche Kobold nicht veränderte Namen für den griechischen Kobalus? Die Nachtmähre, Incubus, Ephialtes, Lamiae, die Leichenfresserinnen des Orients sind gleiche Gegenstände des Schreckens, auch die weißen Weiber, welche verspätete Wanderer, Schäfer, Weiber, die vor Kurzem geboren haben, in ihre Höhlen schleppen oder als schöne Mädchen die Jünglinge zur Liebe verführen und dann aufzehren. Die Feen (fairies) der Romantik mögen von den persischen Peris abzuleiten sein, wie die Morgana und Urganda der italienischen Dichter; wahrscheinlich aber auch, daß der Name fée, fairy vom lateinischen fatum abstammt, gleich pratum, pré, prairie. Im Allgemeinen gleichen sie den persischen Peris und den griechischen Nymphen, wenn sie auch in weniger wesentlichen Punkten sich von ihnen unterscheiden. Auch sie verdanken ihren Ursprung dem Volksglauben, der die Elemente mit Wesen reinerer Art, mit einem Mittelgliede zwischen Mensch und Gottheit bevölkert, und ihnen die balsamischen Wolken, die Farben des Regenbogens, die Wohlgerüche der Blumen zur poetischen Nahrung ihres zartgebildeten Daseins anweist. Die Feen der italienischen Romantik sind weniger den Peris des Orients, als der griechischen Circe oder Kalypso verwandt, dagegen besitzen die Feen des Britischen Sagenkreises, in den Romanzen der Melusine, Partenopex de Blois, oder Lanvals und Graelents weder die wilde Leidenschaftlichkeit, noch die Macht und den hohen Rang jener griechischen Zauberinnen. Sie gleichen mehr den bescheidenen Nymphen, die sich dem Menschen in Liebe ergeben und nur zu oft die Nichtigkeit seiner Schwüre zu beweinen haben.

Auch die ritterlichen Probestücke, welche die Helden der griechischen Fabel zu bestehen hatten, sind, wenn auch nicht der Form, doch dem

Wesen nach das Urbild jener, welche die Ritter der französischen Romantik ausgeführt, gleichfalls hiezu veranlaßt durch die Bitten Anderer, durch das Gefühl der Kraft wie durch die Lust an Abenteuern. Auch das Hinabsteigen in die Unterwelt und ihre Beschreibung entlehnt die neuere Romantik (von Thomas, den Reimer, an) gerne den griechischen Quellen. Chaucer nennt Pluto den König der Feen und Dunbar betitelt ihn den Elfischen Incubus im grünen Kleide; seine Elfen-Königin Proserpina beherrscht mit ihm (nach anderen Romanzen sogar allein) das Elfenreich. Strahlend von Schönheit meidet sie oft ihren grämlichen Gemahl, um auf der Erde zu jagen im Kleide und mit den Attributen der Diana; der Ruf ihrer Schönheit brachte den liebesbethörten Sir Thopas zur selben kühnen Idee wie Pirithous.

Die Elfen und Feen der ländlichen Sage, welche um Mitternacht, bei dem Rauschen und Tönen des Windes ihren Reigen tanzen, wovon der Wanderer die Spuren am Morgen auf den Wiesen entdeckt, zeichnen sich durch ihre kleine Statur und ihre gemeinsame Tracht aus. Was die erstere betrifft, so finden wir in den Traditionen aller Völker die Hausgötter, die niederen Gottheiten von kleiner Statur z. B. die Pataeci der Phönicier, die Anaces Athens, die Laren Roms, doch gestattete der Volksglaube ihnen gelegentlich auch eine größere Form und selbst eine Verwandlung derselben.

Die Attribute, die Wohnung und Lebensdauer dieser Feen sind die der griechischen Nymphen. Wie diese einen geheiligten, unerschöpflichen Kelch besaßen, so finden wir auch bei den Elfen Trinkhörner oder Gläser, welche dem Kühnen, der sie ergriff, Füllhörner des Glücks wurden (z. B. das der Musgrave-Familie von Edenhall). Wie die Nymphen wohnten auch die Feen im Innern grüner Hügel, oder auf Inseln eines Gebirgssees, und auch ihre Lebensdauer war gleich der der Töchter des Oceans eine zwar lange im Vergleich zur Lebensspanne des Menschen, aber keine ewige.

Der verfeinerte Geschmack der Griechen hatte allen Vorstellungen

eine plastische, schöne Form verliehen; das Christenthum in Europa aber, bestrebt, heidnische Einflüsse, heidnische Erinnerungen zu brechen, hat mehr oder weniger diese Fictionen verdorben oder herabgewürdigt. Seit Einführung der christlichen Lehre findet man den Volksglauben im Widerspruch mit sich selbst und es trat eine Veränderung der Meinungen ein, über die Befugnisse und die Macht, welche diese fabelhaften Gottheiten über die Geschicke der Menschen ausüben könnten. In den alten, noch vor Einführung des Christenthums abgefaßten isländischen Sagen, waren die Macht und der Rang der kleineren Gottheiten noch unverringert. So lange die Quelle der Tradition noch rein fließt, werden sie als wohlthätige Freunde und Beschützer der Menschen betrachtet und führen ein entzückendes, festliches Leben in immerblühenden Gärten oder Palästen von Edelgestein bei überirdisch schöner Musik. In den späteren Sagen aber macht sich schon der Einfluß des Christenthums bemerkbar. Die Hausgötter werden hauptsächlich nur vorgeführt, um auf die Bösartigkeit ihres Characters, die Lächerlichkeit, Ohnmacht ihrer Ansprüche zu verweisen, und damit sie mit Widerstreben selbst das Zeugniß abgeben, daß der neue Glaube den Vorzug verdiene. Feen, Zwerge suchen für ihre Sprößlinge die Taufe nach; denn das Glück ihres Zustandes ist nur scheinbar, in der Wirklichkeit aber nur eine Maske zur Verhüllung ihres Elends. So zeichnet der spätere Gäle seinen Daoine Shi, während der Cymry, dem Glauben seiner Väter treuer, behauptet: sein Tylwyth Teg sei noch so mächtig, so glücklich, wie früher, und nur die Thorheit des jetzigen Geschlechts hindere es, dessen Glück zu theilen.

Es steht fest, daß lange, nachdem Odins und Thors Altäre gefallen waren, der Glaube an die kleineren Heidengötter sich erhielt; im Walde, auf dem Berge spuckten sie noch eine geraume Zeit, besonders aber am häuslichen Herde huldigte man ihnen unbeobachtet noch lange um Unheil abzuwenden, Glück herbeizuziehen. Das Christenthum temporisirte und blickte dem Aberglauben, den es nicht zerstören

konnte, durch die Finger. Die Meinung der Kirchenväter, daß die heidnischen Gottheiten Teufel seien, befestigte natürlich die Dauer ihrer Existenz.

Die Zauberei, die magischen Kräfte, die Wahrsagerkünste sind im Grunde auch überall dieselben. Wartons Unterscheidung ist künstlich und unrichtig. Die Magie des Nordens wurde uns von einer Zeit überliefert, in der sie noch wirklich bestand; sie ist aus dem wirklichen Leben gegriffen, deshalb nicht so poetisch ausgeschmückt, wie die imaginären Zaubereien der Armida Tasso's. Auch ihre Wiege sind die griechischen Tempel, wo die Anrufungen, die Zaubersprüche geheiligte Gebräuche waren, während das Christenthum ein Verbrechen daraus machte und ihre Priester zu Bösewichtern stempelte. Die Asclepiaden heilten so gut Wunden wie die Zauberinnen des Nordens; der Priester von Pergamus sang so gut seine Epode wie der finnische Viehentzauberer seinen Runenspruch.

Noch andere beliebte und häufig in die Decorationen der Romantik eingreifende Symbole sind zu erwähnen, und ihre Aehnlichkeit mit denen der griechischen Mythologie wird Jedermann einleuchten. Der Talisman, durch welche die Schwächen beider Geschlechter an den Tag kommen: der Mantel, der nur den Keuschen paßt, das Horn, aus dem nur die Reinen trinken können, der Magnet, der unter das Kissen gelegt, die Unkeusche aus dem Bette wirft, die Blume, die auf dem Haupte der Treuen blüht und auf jenem der Untreuen welkt, Florimels Gürtel u. s. w. sind alles Varianten derselben Idee, die den Spiegel des Cerestempels zu Patras, die Quelle beim Orakel des Apollo zu Thurxis in Lycien mit dieser wunderbaren Eigenschaft begabte und schon in den griechischen Romanen des Kaiserreichs ausgesprochen wurde. Auch ist der Gurt Thors von dem Hippolyts wenig verschieden, und Freyia besitzt unter anderer Bezeichnung den Schönheitsgürtel der Venus; der Aegishialmr der Edda ist offenbar die Aegis der Minerva.

Die Pfeile, welche die Zwerge für An, den Pfeilschwinger und

für Orvar Odd fertigten, erinnern an die des Prokris, des Philoktet, welche nie fehlten, stets tödtliche Wunden beibrachten und dann zur Sehne zurückflogen. Desgleichen ist Freya's Schiff, welches den ganzen Stamm der Asen mit Waffen und Ausrüstung in sich aufnehmen und doch wie ein Taschentuch gefaltet und eingesteckt werden konnte, dessen aufgezogene Segel sogleich einen günstigen Wind herbeiriefen, wie auch ein anderes Fahrzeug der isländischen Fabel „Ellide", das die Sprachen verstand, verwandt mit der Flotte des Alcinous, mit Schiffen griechischer Heroen. Eines der 13 Wunderwerke Britanniens: der Wagen Morgans, der seinen Besitzer fuhr, wohin er es wünschte, Fortunatus Kappe, die Siebenmeilenstiefel u. A. sind dem Pfeile des Abaris, der talaria der Nymphen nachgebildet, womit Perseus zur Medusa flog. Im Schleier Arthurs, der den Träger unsichtbar machte, im Ringe Eluneds, in den Zaubermänteln und Nebelkappen können wir den Helm Pluto's, den gleichfalls Perseus trug, und den Ring des Gyges wiedererkennen.

Die Fabel vom Orpheus, von der Macht der Töne finden wir fast bei allen Völkern. Bei den Finnen ist Wainämöinen der Erfinder der Leyer; er spielte und sang so schön, daß die Vögel der Luft und die Thiere des Feldes um ihn lauschten und er selbst so gerührt wurde, daß ihm Thränen wie Perlen auf's Kleid fielen. Bei den Briten vertritt Glenkindie's Harfe Oberons Horn, bei den Skandinaven Sigurds Harfe die Stelle der Leyer des Orpheus.

Auch die Wünschelruthe, das Tischchen deck dich Rhydderchs, das Horn Huons und Brans, das jede gewünschte Flüssigkeit herzauberte, Fortunats unerschöpfliche Börse, Gwyddno's Korb, der das Hineingelegte hundertfach wiedergab, sind Modificationen des Pfeiles des Abaris, der alle Früchte der Jahreszeit brachte, des Horns Amalthäa's, des kostbaren, jede künftige Mahlzeit entbehrlich machenden Gerichtes, welches die Nymphen Epimenides dem Kreter, gaben.

Als Beleg, daß auch der Liebe hervorrufende Ring oder Stein, die Macht, in Gold zu verwandeln, in Schlaf zu versenken, durch

eine Salbe unverwundbar zu machen, den Alten bekannt waren, brauchen wir nur den Liebesstein Helena's und die Namen Midas, Jason, Achilles anzuführen.

Alle diese Aehnlichkeiten berechtigen wol, die griechische Mythologie als die Mutter der Romantik anzuerkennen, wenn man durchaus annehmen will, daß fremde Einflüsse auf die Elemente der Volksmythen in Europa eingewirkt und zur Verschönerung der romantischen Dichtung beigetragen haben. Einzelne Aehnlichkeiten sind auch zu auffallend, um für das Resultat des Zufalls oder gleicher Geistesentwicklung angesehen zu werden, und fließen sicher, wenn auch auf Umwegen, aus classischen Quellen; „denn die Dichtkunst (wie Campell sagt) wandert auf noch leichteren Schwingen, als die Wissenschaft und streut unsichtbar ihre Saat über die Welt, der dann die wilden Blumen entsprießen, die denen weit entfernter Zonen ganz ähnlich sehen.“ Aber im Allgemeinen erkennt man sowohl in diesen Mythen, als auch in anderen, Griechen und Barbaren gemeinsamen Puncten des Volksglaubens die Fragmente der Traditionen einer weit älteren Zeit, eines weit älteren Volkes, die weder von Herrscher-Dynastien, noch von Banden herumziehender Minstrels eingeführt und verbreitet wurden. In ihren Einzelheiten modificirten sich natürlich diese Traditionen im Laufe der Zeit, je nach dem Character, den Sitten, Verhältnissen, Einrichtungen, kurz nach der Geschichte der verschiedenen Volksstämme.

Neunter Abschnitt.

Minstrels.

Die Minstrels waren die Barden oder Skalden des Mittelalters, die sich durch Dichtkunst und Musik ihren Lebensunterhalt verschafften und zur Harfe Verse sangen, die sie entweder selbst gedichtet hatten, oder die von Anderen verfaßt worden waren. In späterer Zeit scheinen sie auch ihre Dichtungen nur vorgelesen zu haben. Manche derselben (Jongleurs) waren auch Künstler in der Mimik, in Gesticulationen und allerlei Kunststücken und Possen, die in jenen ungebildeten Zeiten bewundert wurden und zur Unterhaltung in Ermangelung von etwas Besserem dienten. Auf dem Continente, woher die Normannen kamen, war unter dem allgemeinen Namen Minstrel der Barde begriffen, der die Dichtung verfaßte, der Harfner, der sie sang und dazu spielte und der Tänzer und Mime, sie Alle gehörten gleichsam zu Einem Orden. Es gab unter ihnen Improvisatoren, Erzähler, Sänger. Ihre Kunst wurde die lustige „science gaie, gay saber“, im Englischen „glee“ geheißen. Ihren Stammbaum mögen die Minstrels von den Mimi des Alterthums, deren Nachfolger noch zur Zeit Karls des Großen in Franken sehr häufig waren, oder von den Possenreißern der Hunnen und Gothen, oder von edleren Ahnen: von den Barden und Skalden ableiten. Sie selbst waren eine Schmarotzerpflanze an den Höfen der Fürsten und des Adels, welche ohne sie keine Festlichkeit begehen konnten, von denen sie geschützt und gehätschelt wurden, so lange der Geist des

Ritterthums währte, dessen herrschenden Leidenschaften sie schmeichelten, dessen Lob sie sangen, dessen kriegerischen Geist sie ermuthigten und unterhielten.

Im Mittelalter wimmelte es an den Höfen der Fürsten von Minstrels und enorme Summen wurden für ihren Unterhalt und für ihre Belohnungen verschwendet, so daß diese Poeten, in dieser Hinsicht sehr prosaisch, häufig die Schatzkammern der Fürsten, besonders solcher, die ihren Schmeicheleien recht zugänglich waren, bis auf den Grund leerten. Gold, Silber, Pferde, prachtvolle Kleidungen empfingen sie im Ueberfluß; ja bisweilen wartete ihrer noch weit schönerer Lohn; denn edle Damen, selbst vom höchsten Range, waren gegen sie nicht unempfindlich, ja zeigten sich häufig geistreichen Minstrels gegenüber schwach, woher wol auch die häufigen Romanzen von liebenden Königstöchtern u. s. w. ihren Ursprung haben mögen. Hoffnung auf solchen Minnesold veranlaßte auch wieder Ritter, ja selbst Fürsten, sich in den Sänger-Orden aufnehmen zu lassen. Weniger poetischer Impuls wohnte den jüngeren Söhnen großer Häuser inne, welche Minstrels wurden und eine Zeit lang als solche die Welt durchzogen, um reich heimzukehren und sich ankaufen zu können.

So lange der Hof und der Adel Englands unter den Normannen französisch war, hatten natürlich nur französische Minstrels Ehre und Lohn zu erwarten. Diese schmeichelten dem Adel, malten ihre Helden als weit über den gewöhnlichen Menschenschwarm erhaben, schilderten die Feste, Kämpfe, Sitten dieser Zeit, veränderten gegenseitig ihre Producte, und paßten sie dem Geschmack ihrer Zuhörer an.

Sächsische und Britische Harfner hatten nur die Klöster, die niedere Geistlichkeit, die nicht französisch verstand, zu Gönnern. Und große Gönner der Minstrels waren die Mönche, wenn auch einzelne Klöster sich das Verbot auferlegt hatten, keine Minstrels über die Schwelle zu lassen, wenn auch andere Geistliche, die mit Neid jede Freigiebigkeit, die nicht zu ihren Gunsten ausgeübt wurde, betrachteten, schadenfroh jubelten, als Kaiser Heinrich bei Gelegenheit

seiner Vermählung (1044) die armen Minstrels täuschte, und eine unzählige Menge derselben, welche die Hoffnung auf gute Beute hingelockt hatte, ohne Speise und Geschenke wieder heimgehen hieß, wofür er ohne Zweifel von den Balladensängern seiner Zeit hart mitgenommen wurde.

Im Allgemeinen aber wurden die Klosterpforten den Minstrels stets gern geöffnet: die Mönche, welchen in ihrer Abgeschlossenheit jeder Anlaß zur Unterhaltung willkommen war, gestatteten den Minstrels den Zutritt zu ihren Festen und belohnten sie reichlich, ja größere Klöster besoldeten eigene Minstrels zu ihrem Vergnügen. Namentlich waren die Klöster von Wales Hauptsammelplätze der Britischen Barden.

Häufig excerpirten auch die Mönche für die Minstrels, die poetischen Perlen, die in ihren lateinischen Folianten begraben lagen, theilten sie den Minstrels mit und durch diese wurden sie Gemeingut des Volkes. So soll die schöne Romanze vom Herzog Guy von Warwick den Franziscanermönch Walter von Exeter (1292) zum Verfasser haben. Die Klosterbibliotheken lagen voll Romanzen, und die Mönche waren (wie ein Satyriker ihnen vorwirft) besser bekannt mit den Reimen von Robin Hood oder Randal von Chester, als mit ihrem Brevier.

Die Minstrels selbst waren dem Aeußern nach wenig von den Geistlichen unterschieden, denen sie auch häufig beim Kirchengesange assistirten. Sie hatten eine Art Tonsur und trugen keinen Bart (gleich den alten Mimen). Diese Aehnlichkeit gab bisweilen Anlaß zu drolligen Verwechslungen. So wurden (wie Wood erzählt) im Jahre 1224 zwei wandernde Priester von einem Benedictinerkloster bei Oxford aufgenommen, weil man sie ihrem Aussehen nach für vom Adel besoldete Minstrels hielt, die auf Gastrollen in den Klöstern herumzogen. Sobald aber der Kellermeister, der Sacristan und die anderen Brüder in Erfahrung brachten, daß die Gäste statt lustiger

Künste nur geistlichen Trost spenden konnten, schlugen sie die Armen und warfen sie zum Kloster hinaus.

Wir wollen nun die Geschichte der Minstrels in England chronologisch an uns vorübergehen lassen.

Daß die Trouvères der Normandie schon fast ein Jahrhundert vor den Troubadours berühmt waren, daß ein solcher, Namens Taillefer, sich von Wilhelm dem Bastard die Erlaubniß erbat, zuerst die Feindesreihen durchbrechen zu dürfen, und der Armee voranschreitend, und mit lauter Stimme Heldenlieder von Roland und Karl dem Großen singend, sie auch wirklich durchbrach, aber tapfer fechtend sein Leben verlor, wurde schon erwähnt. Wilhelm der Eroberer hatte auch einen Joculator, dessen Land im Domesday book verzeichnet ist, auch Heinrich I. hatte einen Minstrel, Namens Royer, der im Jahre 1102 ein Kloster und Hospital gründete, und Jeffrey ist der Name des Minstrels Heinrich II.

Unter Richard Löwenherz, dem gefeierten Helden der Kreuzzüge, der Blüthe der Ritterschaft, gewann das Amt der Minstrels neuen Glanz. Richard, der lange in der Provence gelebt hatte, war selbst ein provençaler Poet; Guilham Briton singt von ihm:

Coblas a teira faire adroitement Pou voz oillez enten dompna gentilz. (Er konnte Couplets geschickt machen auf die Augen hübscher Damen.)

Es existirt nur noch Ein Fragment seiner französischen Sonette, welches er während seiner Gefangenschaft an seine Unterthanen gerichtet hatte, und worin er ihnen vorwarf, daß sie ihn so lange schmachten ließen. Die romantische Geschichte mit dem treuen Blondel hält die nüchterne Neuzeit, die alle schönen Mythen abstreift, für fabelhaft, aber selbst dies Märchen zeigt, daß die Minstrels leicht überall Zutritt gewinnen konnten, hatte ja auch ein Ritter aus der Familie Talbot, als Harfner vermummt, Zutritt zu der in der Normandie heimlich verwahrten jungen Erbin des Herzogs Salisbury erhalten und diese für den natürlichen Bruder Richards entführt!

Nicht allein Richard, auch sein Kanzler Wilhelm, Bischof von Ely, war ein großer Gönner der Sänger und Minstrels, die er aus Frankreich zu sich einlud, und mit Belohnungen überhäufte. Die Minstrels verherrlichten ihn dafür. Aber von anderer Seite hatte der Kanzler, wie sein König und ihr gemeinsamer Freund Raymund, Graf von Toulouse, auch wieder mit Verleumdungen zu kämpfen. Auch sind sie sämmtlich von etwas provençalischer Ketzerei nicht freizusprechen.[1] Unter Richards französischen Minstrels sind die vorzüglichsten: Guillaume Blondel (nicht Blondel de Nesle, der aus angesehenem Hause und weder Unterthan noch Vasall Richards war), der gute Musiker Anselme Fayditt und vor Allen Fouquet von Marseille. Dante und Petrarca priesen und benützten die beiden letzteren Troubadours vielfach.

Fayditts Zunge war nach Petrarca zugleich Schild, Helm, Schwert und Speer. Er war sehr schön, aber verschwenderisch und wollüstig und reiste mit seinem schönen Weibe nach Richards Tod noch zwanzig Jahre lang zu Fuße durch die Welt.

Fouquet war, gleich Boccacio anfangs Kaufmann, vertauschte aber diesen Stand mit dem Umgange mit Adeligen und Großen, denen er sich durch seine politischen Talente empfahl. Er war sehr schön, scharfsinnig und ein guter Sänger, und erregte als solcher Aufsehen an den Höfen Richards, Raymonds von Toulouse und Bera de Baulx. Noch sind uns fünfundzwanzig seiner Liebeslieder erhalten; sie feiern vorzüglich Adalazia, das Weib Barrals, Grafen von Marseille unter dem allegorischen Namen „Magnet“; feiner und tactvoller, als Petrarch seine Laura, so daß keinerlei Verdacht auf seine Dame fiel. Nach manchen herben Lebenserfahrungen, und nach dem Tode Barrals, den er in einem herrlichen Trauerliede beklagte, seiner geliebten Adalazia und aller seiner Patrone: Raymond V., Alphons II. und Richards von England, ließ er sich Absolution für seine poetischen Sünden ertheilen, wurde Mönch und zwang auch sein Weib und seine beiden Söhne, in's Kloster zu gehen. Nach einigen Jahren wurde er

zum Abt von Touronet und im Jahre 1205 zum Bischofe von Toulouse erhoben. Als solcher ward der einst so herrliche Troubadour der schreckliche Verfolger der Albigenser. Wir erinnern hier an Lenau's treffliche Schilderung. Richards Bruder, Gottfried, war der Patron Rudells, des Troubadours, der sich auf bloße Erzählungen von Kreuzfahrern hin schwärmerisch in eine Gräfin von Tripolis verliebte, und zu ihr schiffte, um fieberkrank vor ihren Augen zu sterben. Eines seiner auf dieser Seereise verfaßten Gedichte existirt noch, es beginnt! „Yrat et dolent m'en partray" und jede vierte Zeile schließt mit dem Seufzer „so weit entfernt!" (du luench.) Pathos und warmes Gefühl sind diesem Gedicht nicht abzusprechen.

Ueberhaupt war zu jener Zeit die Kunst der provençalen Troubadours auf ihrem Höhepuncte, und ihre Anzahl in Frankreich so groß, daß sie dem Gemeinwesen verderblich zu werden drohte, weßhalb schon im Jahre 1200 ein Edict ihre Beschränkung anstrebte, freilich, weil gegen den Zeitgeist, ohne Erfolg. Auch auf den Landstraßen und in den Städten Italiens schwärmten sie herum, und nicht weniger als fünfzehnhundert derselben fanden sich z. B. am Ostersonntage des Jahres 1334 zu Rimini ein, beim Ritterschlage einiger italienischen Adeligen.

Doch das Gute ist ihnen nicht abzusprechen, daß sie viel zur Entwicklung der italienischen Literatur beitrugen, da sie zuerst bewiesen, daß sich die neuere Sprache so gut zur Composition eigene, als die alte, auch daß sie jenem Publicum, dem die gelehrten Sprachen nicht verständlich waren, Lust zum Lesen und Geschmack an der Dichtkunst beibrachten, da sie in einer auch den Damen und dem Volke verständlichen Sprache schrieben. Die Poesie der ersten Troubadours bestand in Satyren, moralischen Fabeln, Allegorien und sentimentalen Liebessonetten. Die Dichter der metrischen Romanzen folgten später.

Während der Regierung König Johanns befreiten die Minstrels den von den Welschen in seiner Burg Rhuddland belagerten Grafen

von Chester, indem sie während des Jahrmarktes in Chester die Gauner, die während dessen Dauer freies Geleite hatten, und viel ander loses Volk durch ihre Musik herbeilockten, die dann der Constable gegen die Welschen schickte. Diese im Glauben, es nahe eine regulaire Armee, hoben die Belagerung sogleich auf. Zum Lohne dafür erhielten die Minstrels, der Pöbel und die Buhlerinnen in Chester gewisse Privilegien. Selbst zur Zeit Elisabeths, als die Minstrels allgemein als ein Landschaden verfolgt wurden, blieben die zu Chester geschützt.

Als Heinrichs III. Harfner finden wir einen Master Ricard erwähnt, welcher nebst vierzig Schillingen auch ein Faß Wein und ein ditto für seine Frau Beatrice erhielt.

König Eduard I., der die welschen Barden aus politischen Gründen, der Einheit der Monarchie zu lieb, so grausam verfolgte, überhäufte die Englischen Minstrels mit Ehren und Belohnungen, namentlich bei der glänzenden Feier der Heirath seiner Tochter und des Ritterschlags des Prinzen Eduard, nach Robert de Brunne dem größten Feste seit Arthurs Zeit zu Carleon.

Als Prinz war König Eduard im heiligen Lande von einem Meuchelmörder bedroht worden, hatte ihm aber das vergiftete Messer entrissen und ihn damit getödtet. Sein Harfner, der post festum hinzulief, schlug dem Todten mit einem Stuhle das Gehirn aus, über welchen unzeitigen Eifer der Prinz ihn zurechtwies.

Schon vor dem 14. Jahrhundert waren die Minstrels auch Bestandtheile des Haushaltes der Adeligen geworden, aber ihr Uebermuth ward so groß, daß allgemeine Klage über sie herrschte und im Jahre 1315 durch ein Edict Abhülfe versucht wurde. Nichts destoweniger bediente sich noch im darauf folgenden Jahre ein weiblicher Minstrel des Vorrechtes, beliebig vor dem König erscheinen zu dürfen und ritt auf reich geschmücktem Pferde, prächtig gekleidet, in die Westminsterhalle, und übergab dem Könige Eduard II. eine Klageschrift

wegen Begünstigung seiner Favoriten und Vernachlässigung treuer Diener.

Unter der Regierung Richards II. errichtete John of Gaunt in Tutbury in Straffordshire einen Gerichtshof für Minstrels nach dem Vorbilde jenes, der jährlich zu Chester abgehalten wurde. Dieser konnte Gesetze geben, Streitigkeiten schlichten und die Widerspenstigen verhaften. Sie hatten eine Art Charta magna, die ihnen die Wahl eines Königs der Minstrels nebst der Ernennung von vier Ministern gebot, was auch jedes Jahr unter vielen Ceremonien geschah. Die Minstrels scheinen überhaupt in vieler Hinsicht auf derselben Rangstufe wie die Herolde gestanden zu sein, und Könige der Minstrels wie Wappenkönige waren in England, wie auf dem Continent gewöhnlich im Dienste der Höfe, beide nahmen stolze Titel an, z. B. Norrey, ein rex heraldorum, der sich Wappenkönig des Nordens nannte (roy d'Armes de North), während der Minstrel William de Morlee, um nicht zurückzubleiben, sich lieber kurzweg als „König des Nordens" proclamirte. Ein gewisser John Caumz, „König der königlichen Minstrels" konnte sogar einen ihm von Richard II. 1387 ausgestellten Empfehlungsbrief vorweisen, der ihn während einer Seereise dem Schutze und der guten Behandlung aller seiner Unterthanen und Verbündeten empfahl.

Als Heinrich V. seine Heldenfahrt nach Frankreich unternahm, wurde seinen fünfzehn Minstrels ausdrücklich befohlen, ihn zu begleiten; und daß sie nicht säumig waren, geht daraus hervor, daß statt fünfzehn sich achtzehn derselben einstellten! Ein Jeder erhielt 12 Pence den Tag. Als dieser liebenswürdige König später als Sieger nach der Schlacht von Agincourt triumphirend in London einzog, gestattete er aus Bescheidenheit nicht, daß die Festlichkeit und Gesänge, die man zu seinen Ehren vorbereitet hatte, aufgeführt wurden. Er gab Gott allein die Ehre, ließ nicht einmal seinen Helm, der vom Tage der Schlacht her noch ganz zerschlagen war, dem Volke zeigen und verbot den Minstrels, Balladen auf diesen glorreichen Sieg zu dichten oder

zu singen. Doch geschah dies nicht aus Abneigung gegen die Minstrels; denn im Jahre 1416 bei Gelegenheit eines Festes, bei dem der Kaiser als Gast gegenwärtig war, beschenkte er dieselben mit reichen Kleidern und noch vor seinem Tode vermachte er jedem seiner Minstrels eine Pension von hundert Schillingen jährlich. Einer derselben hieß Thomas Chatterton, gleich dem durch sein Unglück und seine Talente bekannten jugendlichen Dichter. Da unter der Regierung Eduards IV. (1469) Klagen einliefen: „daß verschiedene rohe Bauern und Handwerker sich den Titel und die Livree der königlichen Ministrels angemaßt und durch diesen Betrug in verschiedenen Theilen des Königreichs Geld gesammelt, auch noch andern Unfug verübt hätten", so ertheilte der König seinem Marschall der Minstrels, Walter Haliday und sieben anderen derselben ein Patent, kraft dessen eine Bruderschaft oder ewige Gilde unter einem lebenslänglichen Marschall und zwei jährlich gewählten Wardens wiederhergestellt und ermächtigt wurde, Brüder und Schwestern aufzunehmen, die Anrechte derjenigen, welche die Profession eines Minstrels ausübten, zu prüfen und Ordnung herzustellen, sie zu regieren und zu bestrafen und zwar im ganzen Königreiche. Dieser Gerichtshof war dem der Herolde ähnlich. In demselben Jahre rettete den König ein Sergeant der Minstrels, Namens Carlile, welcher Eduard IV., der auf einem Zuge nach dem Norden begriffen war und vom Schlafe überwältigt wurde, mit der Nachricht weckte, daß der Feind kaum einige Meilen entfernt sei. Das eben erwähnte Patent erneuerte Heinrich der VIII. seinen Minstrels. Dieser König und nicht weniger der Adel bewies sich gegen diese Sänger sehr freigebig, und, wie uns Erasmus erzählt, unterhielten der Hof und der Adel sich oft damit, Verse oder moralische Reden von ihnen zu hören, welche sie zu diesem Zwecke auswendig gelernt hatten, Sie drängten sich noch ohne viele Umstände in jede Gesellschaft, nicht nur in Wirthshäuser, sondern auch in die Wohnungen der Adeligen. Unter der Regierung Elisabeths hörte man sie noch häufig auf öffentlichen Plätzen die Abenteuer Arthurs, Guy's von Warwick und

Anderer in kurzen und langen Versmaßen und in Abtheilungen (fits), damit sie bequemer zur Harfe gesungen werden konnten, vortragen. Sie waren noch immer das Entzücken des niedern Volkes, obgleich sie schon ihre alte Würde verloren hatten, und blinde Harfner, Schenkenminstrels, Possenreißer und Canta banqui, die auf Bänken und leeren Fässern den fit für einen Groschen sangen (was immerhin in Anbetracht, daß ein Groschen damals den jetzigen Geldwerth eines Schillings hatte, manche Ballade in acht bis neun solcher Abschnitte (fits) eingetheilt war und nach jedem derselben gesammelt wurde, eine gute Einnahme gewährte) an die Stelle der „Marschälle und Könige des Nordens" getreten waren.

Ein schönes Bild eines Minstrel aus der guten, alten Zeit erscheint uns bei dem Feste zu Killingworth, welches im Jahre 1575 der Herzog von Leicester der Königin Elisabeth gab, wo ein tonsirter, schön gekämmter und mit Kapaunenfett pomadisirter Minstrel mit geschorenem Bart, gestärkter Hemdkrause, langem kendalgrünen Talar und rothem Gürtel, worin zwei Messer hingen, sich vorstellte. Aus seiner Brust sah der Zipfel seines Taschentuchs, mit Spitzen und einer ein treuliebendes Herz darstellenden Stickerei geziert. Seine Harfe nebst Stimmschlüssel hingen an seiner Seite, auch war der Wappenschild seines Hauses durch eine silberne Kette an seiner Brust befestigt. Dieser Harfner machte drei tiefe Verbeugungen, reinigte seine Stimme durch ein hem! hem! fuhr mit der hohlen Hand über seine Lippen, stimmte die Saiten und sang nach einem kleinen Vorspiele die Thaten Arthurs.

Gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts hatte diese Menschenclasse so vollständig allen Credit verloren und war so tief in der öffentlichen Meinung gesunken, daß eine Verordnung im 39. Jahre der Regierung Elisabeths herumwandernde Minstrels, Spitzbuben, Vagabunden und unverschämtes Bettelvolk in eine Categorie stellte und ihnen gleiche Strafe androhte. „Das ist das Loos des Schönen

auf der Erde.“ Dieses grausame Edict scheint nun wirklich der ehrenwerthen Profession der Minstrels den Todesstoß versetzt zu haben. Unter Elisabeths Nachfolger Jakob I. waren sie verschwunden und ihre Balladen begann man unter dem Titel „Girlanden“ (garlands) zu sammeln.

Zehnter Abschnitt.

Die Märchen- und Geschichtenbücher des Mittelalters, besonders die Gesta Romanorum.

Unsere Vorfahren im Mittelalter kannten auf ihren einsamen Burgen weder die Geschäftigkeit, noch die manchfachen Zerstreuungen unserer Zeit. Besonders im Winter nach eingenommener Abendmahlzeit, wenn alle Spiele erschöpft, und jede Thurmspitze bestiegen war, würde sie an ihrem Herde die ermüdendste Langweile ergriffen haben, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Jongleur oder Minstrel sich eingefunden, oder in deren Ermangelung sie sich unter einander mit Erzählungen von Märchen und Abenteuern unterhalten hätten. Es ist also geschichtlich sehr wohl begründet, daß Chaucer, wie Boccacio den Plan und Faden ihrer Erzählungen an diese allgemeine Sitte anknüpften. Mitunter mag auch manche leichtfertige Liebesgeschichte mit unterlaufen sein, weßhalb den Oxforder Studenten solche Unterhaltungen verboten wurden.

Parabeln, Fabeln, Geschichten bilden die Literatur eines ungebildeten Zeitalters; denn nur in gebildeten Perioden stellt sich Forschung und Kritik ein. Zuerst aber muß eine Grundlage von Thatsachen, ob nun wirklichen oder fingirten, in den Geistern gelegt sein, ehe sich eine Gedankenreihe entwickelt und Consequenzen verfolgt werden. Dies wußte die Geistlichkeit des Mittelalters sehr gut und ein Theil derselben machte es sich zum Geschäfte, dem Alterthume, den Legenden, der Romantik und selbst den gehaßten Minstrels nach-

zujagen, um Fabeln, Parabeln und Anecdoten aufzuspeichern, die mehr den Ruf eines großen, volksthümlichen Predigers feststellen konnten, als das Prunken mit Gelehrsamkeit und scholastischer Theologie. Deßhalb wurden auch die Heiligenlegenden in's Rituale aufgenommen; denn religiöse Romanzen waren den Ritterromanzen verwandt und hervorgerufen durch dieselbe Unwissenheit des Volkes, welche so manche Aeußerlichkeit und theatralische Ceremonie, so manchen sichtbaren Pomp in den ersten Jahrhunderten des Christenthums erheischte. Diese geistlichen irrenden Ritter der Legenden unterhielten durch ihre Beispiele frommen Edelmuthes nicht weniger, als früher die Geschichten von der unbeschreiblichen Kraft und der Kampfeslust anderer Ritter. Den Mönchen ward es aber zu beschwerlich, auf die Anecdotenjagd zu gehen, sie zogen mehrentheils die Hirschjagd und das Waldesgrün dem Staube alter Bücher vor und bedienten sich zur Würze ihrer Predigten sogenannter Eselsbrücken, Compilationen aus der Geschichte und der Poesie aller Völker, von welchen noch viele im Manuscript und gedruckt auf uns gekommen sind.

Das beliebteste von allen diesen Geschichtenbüchern war eine lateinische Compilation, betitelt „Gesta Romanorum“, welches später in's Englische, auch Französische und Holländische übersetzt und häufig gedruckt wurde. Am populärsten war es noch zu Elisabeths Zeiten und gab nicht nur den alten Dichtern Chaucer, Gower und Lydgate, sondern auch vielen späteren das Material zu ihrem geistigen Aufbau. Es stand in so hohem Rufe, daß noch George Chapman in einem Lustspiele einen berühmten Schöngeist so charakterisirt: „Ein Mann, der Marcus Aurelius, die Gesta Romanorum und den Spiegel der Obrigkeiten gelesen hat, wird wie ein blinder Bär an der Nase herumgeführt!“ Im Grunde aber ist dieses Werk nichts weniger als eine römische Geschichte, sondern eine Sammlung von größtentheils fabelhaften Erzählungen, oder solchen, die die römische Geschichte nichts angehen und sie nur entstellen. Die vergessenen Chronikschreiber des spätern römischen oder vielmehr deutschen Reiches und die Heiligen-

legenden haben das größte Contingent geliefert, und die Romantik gab ihm eine noch buntere Färbung. Auch der Orient fand seine Vertretung durch Mythen der arabischen Literatur, besonders sind die meisten orientalischen Fabeln der clericalis disciplina entnommen, einem Buche von Peter Alphonsus, einem getauften Juden, zu Anfang des 12. Jahrhunderts compilirt. (1827 in Berlin von F. W. V. Schmidt, aber nicht, wie auf dem Titelblatte steht, zum Ersten Male herausgegeben.) Jeder Geschichte ist die moralische Nutzanwendung beigefügt. Ich will zur Probe einige dieser 181 Geschichtchen citiren und zwar vorzugsweise solche, die entweder zur Charakterisirung des Mittelalters dienen, oder das Material für spätere Dichter geliefert haben, vorher aber noch erwähnen, daß als Verfasser der Gesta Romanorum Petrus Berchorius oder Pierre Bercheur anzusehen ist, (geboren zu Poitou und † 1362 als Prior des Benedictinerklosters St. Eloi in Paris) einer der gelehrtesten Theologen und fruchtbarsten Schriftsteller seines Landes. Außer drei großen Werken: Reductorium, Repertorium und Dictionarium morale, welche unendliche Schätze verschiedenartigen Wissens enthalten, und den Autor der Gesta nicht verkennen lassen, schrieb er auch in seiner Eigenschaft als Präceptor der Novizen des Klosters Clugny eine Abhandlung über Prosodie (welche lange als Schulbuch in Frankreich diente), moralische Nutzanwendungen zu jeder der Ovid'schen Metamorphosen und die Gesta Romanorum, letztere in der Absicht, die Erlernung der lateinischen Sprache seinen Schülern angenehm und in Hinblick auf die jedesmaligen religiösen Nutzanwendungen, die mit der väterlichen Ansprache: „carissimi“ beginnen, auch nützlich zu machen, was freilich spätere Theologen für sehr unpassend hielten. Dies letztere Werk ist wahrscheinlich um das Jahr 1340 entstanden, also 18 Jahre vor dem Boccacio's. Zu Bercheurs Zeit verlangte der literarische Geschmack Frankreichs vor Allem Uebersetzungen aus der römischen Geschichte, fast alle Historiker, unter denen auch Livius auf besondern Wunsch König Johanns von Bercheur übertragen wurde, waren den Franzosen

zugänglich gemacht und dies mag den sonderbaren Titel Gesta Romanorum erklären, indem Bercheur sowohl aus besonderer Hochachtung für die römische Geschichte, als vielleicht, um sein Buch dadurch dem Publicum zu empfehlen, diesen Titel wählte. — Doch zu den Erzählungen selbst. — Gleich die erste Erzählung in einem Buche, welches Thaten des römischen Volkes enthalten soll, ist ein Gemälde feudaler Sitten, mit offenbar orientalischem Gepräge am Schlusse. Eine Tochter des Königs Pompejus, deren Zimmer von fünf bewaffneten Rittern und einem Hunde bewacht wird, darf einem öffentlichen Aufzuge beiwohnen und wird da von einem Herzoge verführt, welcher aber später von einem Kämpen am Hofe ihres Vaters getödtet wird. Ihr Vater versöhnt sich mit ihr und verlobt sie einem Edelmanne, bei welcher Gelegenheit er ihr ein gesticktes Kleid und eine goldene Krone schenkt. Andere Geschenke und besonders Ringe, welche mit passenden Inschriften versehen sind, erhält sie von anderen Verwandten, von dem Weisen, der ihren Vater versöhnte u. s. w. —

Das 8. Capitel handelt von drei mit einem goldenen Ring, mit Bart und Mantel geschmückten weiblichen Statuen, welche Kaiser Leo anfertigen läßt mit der Drohung, daß Jeder, der diesen Schmuck stiehlt, eines schmählichen Todes sterben soll. Gower copirte diese Geschichte in seiner confessio amantis.

Cap. 11 ist dem secretum secretorum des Aristoteles entnommen und erzählt, daß eine Königin des Südens ihre Tochter von ausgezeichneter Schönheit dem Könige Alexander als Concubine schickt. Aristoteles jedoch, der wußte, daß sie von Jugend auf mit Gift ernährt worden war, ließ sie von einem verurtheilten Verbrecher küssen, was dessen augenblicklichen Tod zur Folge hatte. Der König belohnte Aristoteles und sandte die Königstochter ihrer Mutter zurück.

Cap. 13 stammt aus dem speculum historiale des Vincent von Beauvais (1250). Eine verwittwete Kaiserin ist so voll Liebe zu ihrem 3jährigen einzigen Sohn, daß sie seine Abwesenheit keinen Augenblick ertragen kann und in demselben Bette mit ihm schläft. Der Jüngling

aber wird mannbar und sie schwanger. Sie mordet das Kind, wird an ihrer linken Hand mit Blut gezeichnet und bereut nach einer Erscheinung der heiligen Maria ihre That.

Den Legenden des Mittelalters fehlte es weder im Plane, noch in der Ausführung ihrer Geschichte an Phantasie. Sie stammen größtentheils aus dem Orient und sind von griechischen Mönchen erfunden, so z. B. die Legende vom heil. Alexius, welcher siebzehn Jahre lang, als Pilger, unerkannt in seines Vaters Hause lebte, oder die vom heil. Julian, der seine Eltern, die ohne sein Wissen in seinem Bette schliefen, aus Irrthum tödtete, und sich dann zur Buße der Pflege der Wanderer widmete.

Auch die Parabeln können ihre orientalische Abstammung nicht verleugnen, so die von Barlaam und Josaphat, von dem Eremiten, mit dem, als er an der Gerechtigkeit Gottes zweifelte, ein Engel reiste, der verschiedene scheinbar schlimme Thaten verübte, von denen er aber beweist, daß sie schließlich zum Guten führen, — eine Parabel, welche später Parnell poetisch bearbeitete; ferner die vom König Ganterus dessen Ruhelager Löwen, Drachen, Schlangen und scharfe Messer umgeben, und der nicht eher Glück findet, bis ihm ein Eremit (die Religion) einen Stab (die Reue) gibt, mit dem er an einen prächtigen Palast (den Himmel) anklopft. Auch die Parabel von dem Zauberer (Papst Sylvester II. soll es gewesen sein), der in Rom einen unterirdischen wunderbaren Palast entdeckt, den ein Karfunkelstein erleuchtete, welchen aber ein gegenüberstehender Schütze mit einem Pfeile zersplittert, sobald Jemand etwas von den kostbaren Geräthschaften entwendete. Die Parabeln von der Weltlust und ihrem Honig, während das Schwert an einem Haare über dem Genießenden hängt, der Drache in der Tiefe lauert; endlich die vielen, das bei den Orientalen so beliebte Thema von der Dankbarkeit behandelnden Parabeln: von der Schlange, die, als sie vom Könige Gerechtigkeit gegen die feindliche Kröte gefunden, einen kostbaren Stein brachte, der die Blindheit heilte (den Schlangenaugen und Edelsteinen schrieb man verwandte

Eigenschaften zu); dann von dem undankbaren Seneschall, den ein armer Mann aus einer tiefen Grube erlöste und welcher, statt sich ein Beispiel an der Dankbarkeit ebenfalls befreiter Thiere zu nehmen, seinen Retter mißhandelt, tragen deutliche Zeichen ihrer Abstammung. Aus römischen und griechischen Quellen stammen die Geschichten von dem Geist, der am Rubikon Cäsar bedroht (nach Lucan); die frei bearbeiteten Mythen der Atalante, Medea, des Androklus, Argus, Achilles, des Riesen Pallas mit seiner nach tausend Jahren noch brennenden Lampe, von den Wundern vor dem Tode Cäsars, ferner die mit orientalischem Beiwerk versehenen Fabeln von Arion, Jovinian, vom Zauberer Virgil, der dem Kaiser Titus vermittelst eines Bildes die täglichen Vergehungen Roms erzählt, vom Kaiser Claudius, der seine Tochter mit dem Philosophen Sokrates verheirathet; Maxentius u. A.; auch Justin, Valerius Maximus, Macrobius, Plinius, Aulus Gellius, Joseph werden citirt, vorzüglich aber die secreta secretorum des Aristoteles, dieses im Mittelalter sowohl wegen seiner Philosophie, als wegen seiner Beziehungen zu Alexander dem Großen so populären Gelehrten, dem man selbst eine romantische Liebschaft mit einer griechischen Königin andichtete. Auch der heilige Augustin, dessen „Stadt Gottes“ in dem galanten Zeitalter eine „Stadt der Damen“ zur Copie hatte, war ein beliebter Schriftsteller.

Dem „Gesta Longobardorum“ entnommen sind: Alboins Geschichte, die Geburt Kaiser Heinrichs und seine wunderbare Erhaltung; die Herzogin Rosmilla, die dem Könige von Ungarn ihre Stadt verrieth unter der Bedingung, daß er sie heirathe, was dieser auch vollzog, aber am dritten Tage darauf sie verstieß und seiner Armee preisgab mit den Worten: „Ein solches Weib verdient einen solchen Mann.“

Eigentlich romantische Erzählungen in diesen Gestis Romanorum sind folgende: Ein Ritter rettet einer Jungfrau ihr Erbe unter der Bedingung, daß, wenn er bei diesem Wagniß erschlagen würde, sie seine blutige Rüstung stets in ihrem Zimmer aufgehängt

ließe. Dies that sie auch und wies mit einem traurigen Blicke auf dieselbe jede Werbung ab. Das ehebrecherische Weib eines Ritters im gelobten Lande wird durch einen Zauberspiegel und eine Wachsfigur entlarvt. (Dieses auf die Lehre von der Sympathie gegründete Zaubermittel kannte noch König Jakob I. von England.) Darius vermacht seinem Sohne einen Ring, der Liebe gewinnen, einen Halsschmuck, der jeden Wunsch gewähren und ein Kleid, auf welchem man überall hingelangen konnte. Occleve, der Schüler Chaucers bearbeitete diese Fabel. Alexander tödtet durch einen Spiegel einen Basilisken, der schon einen Theil seiner Armee vernichtet hatte.

Ferner sind noch zu erwähnen: der Garten des Magiers, den dieser nur seinen Feinden zeigt; die nackten Jungfrauen, die einen Elephanten in den Schlaf lullen, tödten und sein Blut dem Könige bringen; Amys und Amelion, die sich wunderbar ähnlich waren; die Geschichte des Apollonius und vor Allem die Guido's von Warwick.

Eilfter Abschnitt.

Mysterien.

Unter Mysterien oder Mirakelstücken sind die während des Mittelalters in den meisten Städten Europa's bei kirchlichen Festen aufgeführten theatralischen Werke zu verstehen, deren Inhalt der Bibel, dem Pseudoevangelium oder der Geschichte der Heiligen und Märtyrer entnommen ist. Die Geistlichen verfaßten sie und waren bis zu einer verhältnißmäßig späten Zeit auch hauptsächlich die Leiter und Darsteller bei ihrer Aufführung. Mancher Mönch hieß sich Professor der heiligen Schauspielkunst und war auf ihre Ausbreitung eifrig bedacht. Es ist kein Zweifel, daß der junge Klerus in dem Verfassen solcher Stücke geübt wurde. Die Päpste und Bischöfe nahmen sie unter ihren Schutz, ertheilten den Besuchern der Mirakelstücke Ablaß und verdammten die unverbesserlichen Sünder, die sie stören würden. Und mit Recht. Denn diese Schauspiele lehrten nicht allein eine Art von Religion Leuten, die nicht lesen konnten, sondern sie verbannten auch die Lust an den kriegerischen Spielen, den blutigen Turnieren, die so lange das einzige Volksvergnügen gewesen waren, sie milderten also die öffentlichen Sitten. So roh und lächerlich ihre Form auch erschien, so wendeten sie sich doch an die geistigen Eigenschaften, nicht an die rohe Körperkraft. Später nahmen auch Laien, fromme Bruderschaften, Pilgrime, Studirende an den Unterrichtsanstalten, Gemeindeschreiber und die Gewerbs- und Handelsgilden die Aufführung und theilweise Bestreitung der Kosten (oft

wurde auch Geld gesammelt) in die Hand, noch später gab es sogar herumziehende Gesellschaften. Die Scenen waren Kirchen, freie Plätze, Straßen, Kirchhöfe, die Dauer erstreckte sich oft auf mehrere Tage.

Aus diesen Mysterien entwickelte sich das neuere Theater. Mag man die Uranfänge der Schauspielkunst von den Mohrentänzern und Gauklern ableiten, die wir schon bei Gastmählern der Barbaren finden, die das römische Reich stürzten, und die durch lächerliche Stellungen, Gesänge, Tänze, Possen und Gesichtsverzerrungen ihre Gönner belustigten, oder von den Mimi, von denen Italien nie ganz verlassen war; sicher ist jedoch, daß nebst anderen Bischöfen schon Gregor von Nazianz in Konstantinopel die Leiden Christi und ähnliche religiöse Dramen schrieb, in der Absicht, die Kenntniß der classischen Literatur dadurch entbehrlich zu machen, die griechischen Tragödien durch biblische zu paralysiren. Dies Bemühen hatte aber nicht den gewünschten Erfolg; denn sie wurden so wenig wie die der deutschen Nonne Roswitha aufgeführt. Die späteren Mirakelschreiber verzichteten darauf, der griechischen Literatur ebenbürtige Tragödien zu schaffen und verfolgten lediglich den Zweck, den Ausschweifungen an Meßtagen und den Lustbarkeiten, den noch aus heidnischer Zeit herstammenden Freudenfesten des Volkes, von den Bischöfen zu lange tolerirt, eine weniger unsittliche und dabei auch belehrende Richtung zu geben, was auch in so fern von Wirkung war, als das Volk seine ganze religiöse Anschauung und Bildung lediglich aus diesen Schauspielen schöpfte, und die Geheimnisse der Religion, der Glaube an die wunderbare Empfängniß und Auferstehung Christi dem Volke im sinnlichen Gewande beigebracht wurden. Nebenbei dienten diese Vorstellungen auch zur Verherrlichung des neu eingeführten Frohnleichnamfestes. In England hatten sie noch den besondern Zweck, die Verbreitung der französischen Sprache, die der Hof, der Adel und höhere Klerus sehnlich wünschte, beim Volke zu begünstigen.

Das Volk hatte in der Feudalzeit nichts, woran es sich halten konnte, als die Kirche. Vom Hof, vom Adel getreten und gedrängt,

ward es von der Kirche, besonders von den Klöstern genährt und nöthigenfalls auch beschützt; die Kirche war es, die half, tröstete, beruhigte und auf den Himmel wies. Die Kirche und ihr Gepränge (wie zum Theil jetzt noch in katholischen Ländern) war auch die einzige Erholung der Armen. Die Pilgerfahrten, die vielen Heiligen- und Marienfeste gaben immer zu sehen, zu genießen, und ersetzten dem Volke die Turniere. Ja der Klerus ließ sich sogar soweit herab, wirkliche Possen zur Unterhaltung des Volkes aufzuführen; z. B. am Christtage das Narrenfest, an dem die Geistlichen in Weiberkleidern und anderen Vermummungen „plusieurs mocqueries, spectacles publics, farces“ und „rigmereis“ aufführten, oder das Eselsfest zu Ehren von Bileams Esel, der von Holz und wie das trojanische Pferd mit einem Manne im Leibe von einem mit großen Sporen versehenen Geistlichen geritten wurde, während die übrigen, als Propheten gekleidet und singend, ihn begleiteten, oder das Knabenbischofsfest, an dem Kinder die Kirche in Besitz nahmen und die kirchlichen Funktionen ausübten. Diese Farcen stammten wol aus Konstantinopel und wurden zuerst von den Kaisern eingeführt, um die Kirche des Westens und ihre Gebräuche lächerlich zu machen, späterer hielten sie Zutritt in die Kirchen und Bürgerrecht von Jenen, die sie verspotten sollten. Der Genuß war freilich grobsinnlich und wenig geeignet, die rechte Ahnung des Göttlichen zu beleben, doch wer will mit der finstern Zeit rechten! Die Einzigen, die noch dem Volke ein Vergnügen, unabhängig von der Geistlichkeit bieten konnten, waren die Kaufleute. Das Feudalsystem mit seiner Verachtung des Handels und aller nützlichen Gewerbe lag sehr drückend auf diesem Stand. Die Barone riefen die Kaufleute zu sich, beraubten sie, sperrten ihnen die Brücken, bezahlten sie aber fast nie. Deßhalb reisten sie in Caravanen und gingen bewaffnet nach den Plätzen, wohin die Märke verlegt waren. Dort wandten die Kaufleute Alles an, um sich die Gunst des Volkes zu erwerben. Sie waren begleitet von Gauklern, Musikanten, Possenreißern. Da es damals keine großen Städte gab und man fast gar

keine Zerstreuung kannte, so war die Zeit der Messen die des Vergnügens, der Ausgelassenheit, und wo sich nur immer Mummenschanz blicken ließ, lief das Volk zusammen, um zu sehen und ließ alles Andere liegen und stehen.

Die Klerisei, die manchfachen Ausschweifungen mißbilligend und besorgt um ihren Einfluß, excommunicirte häufig die Kaufleute und verfolgte die „mummers,“ sah aber recht gut ein, daß sie dem Volke Etwas dafür bieten müsse, und wie sie früher die meisten heidnischen Feste umgeformt und unter anderm Namen beibehalten hatte, so zog sie auch dem Mummenschanz ein religiöses Gewand an und stellte ihn unter ihre Oberaufsicht oder Controle. An Ausschweifungen mancher Art fehlte es auch nach dieser Umwandlung nicht, besonders an Orten, wo Handwerker, nicht Geistliche, spielten, wie z. B. zu York.

Die Mirakel wurden auf eigens dazu construirten Erhöhungen aufgeführt, die man Schaffote (von eschafaud), stages (von estage) und pageants (vielleicht πηγνυμι) nannte. Mit letzterer Benennung bezeichnete man auch die Schauspiele selbst. Manche dieser, bisweilen auch bemalten Schaffote, ruhten auf Rädern, um sie nach anderen Theilen der Stadt fahren zu können. Sie bestanden gewöhnlich aus zwei Abtheilungen. Die untere diente als Ankleideraum für die Schauspieler, auch wohl zur Darstellung der Hölle, woraus die Teufel kamen, oder wohin die Verdammten geschleudert wurden. Auf der obern wurde gespielt. Manche Schaffote aber, besonders die bei den Chester-Mysterien gebrauchten, müssen complicirter gewesen sein, oder aus mehreren Abtheilungen bestanden haben; auch muß öfter die Straße benützt worden sein, da Reiter in den Schauspielen vorkommen. Bei anderen Vorstellungen wurden zwei bis vier Schaffote um eine Central-Bühne gestellt; die Schauspieler stiegen, wie es das Stück erforderte, von einer zur andern; dies wird z. B. der Fall gewesen sein bei dem Wunderstück Maria Magdalena, worin eine Burg und ein Schiff vorkommen. Wurden die Mirakel in Kirchen aufgeführt, so wurden Musik und Orgelspiel als Intermezzo

benützt; im Freien aber gebrauchte man, besonders wenn kein komischer Charakter im Stücke vorkam, Harfner, um Einförmigkeit und Langeweile zu verscheuchen.

In England lassen sich die Mirakelstücke auf eine frühere Zeit zurückdatiren als in allen anderen Ländern, nämlich bis zur Zeit Wilhelm des Eroberers. Fitz-Stephen sagt in seiner Beschreibung Londons, daß diese Stadt statt gewöhnlicher Possen heilige Stücke aufführe: Wunder, welche von Bekennern gewirkt wurden, oder Leiden, worin die glorreiche Unerschütterlichkeit der Märtyrer sich zeige. Da dieser Mönch unter Heinrich II. lebte und 1191 starb, und auch der Mysterien als keiner Neuerung erwähnt, so kann man sie getrost bis zu Wilhelm dem Eroberer zurückleiten. Obgleich den Franzosen zufällig jeder Nachweis fehlt, daß sie früher, als im 13. Jahrhundert Mirakel gekannt haben, so ist doch anzunehmen, daß diese aus der Normandie nach England kamen, und daß namentlich das älteste bekannte Mirakel, die heilige Katharine, in der Sprache d'Oil geschrieben, nicht in England entstanden, sondern von dem normannischen Prälaten, der Mitglied der pariser Universität war, mit hinüber gebracht wurde.

Gottfried, der Abt von Sct. Alban, ließ nämlich dies Mirakel 1110 in einer Kirche zu Dunstable aufführen, und lieh hierzu aus seiner Abtei die Kapuzen, um die Spielenden zu vermummen. Zudem sind alle Mysterien bis zur Zeit Eduards III. in französischer Sprache geschrieben, und erst als dieser Fürst das Englische zur Landessprache erhoben und Ralph Higden dreimal nach Rom gesandt hatte, bis er vom Papste um das Jahr 1338 die Erlaubniß erhielt, sie in Englischer Sprache aufführen zu lassen, wurden sie, zum großen Theil von Higden selbst, in die Volkssprache übertragen. Fast alle volkreichen Districte und Städte hatten ihre Mysterien, vor allen Chester, wo sie 1268 ihren Anfang nahmen, Coventry, York, Newcastle, Durham, Tewkesbury, Lancaster, Leeds, Preston, Kendall, Wymondham, Bristol, Witney, Cambridge, Manningtree u. a. auch in Cornwall

wurden sie in der celtischen Ursprache auf einem Amphitheater im freien Felde aufgeführt. Nur allmälig trotz aller Verbote der Reformation entwöhnte sich das Volk derselben, in manchen Städten kamen sie noch bis zu einer spätern Zeit zur Aufführung, z. B. in Chester bis 1577, in Coventry bis 1591, in Newcastle bis 1598, und in Lancaster, Preston und Kendall bis zum Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, natürlich verändert, und den Zeitumständen und Sitten angepaßt, um sie unterhaltender zu machen.

Außer einigen einzelnen Mirakelstücken in der Digby'schen Manuscriptensammlung der Bodleian'schen Bibliothek und wenigen gedruckten, die Bale zum Verfasser haben, sind in England noch 3 Serien dieser Art Schauspiele vorhanden, welche die hervorragendsten Begebenheiten des alten und neuen Testaments ihren Zuhörern vorführten:

1) die Towneley-Sammlung, aus dreißig Stücken bestehend, wahrscheinlich vordem Eigenthum der Widkirk-Abtei und um die Zeit der Regierung Heinrichs VI. geschrieben.

2) die „ludi Conventriae", einundzwanzig Mysterien, die zu Coventry am Frohnleichnamsfeste in der frühsten Morgenstunde aufgeführt wurden. Dies Manuscript ist wol vor Heinrich VII. geschrieben.

3) die Chester-Pfingststücke, vierundzwanzig an der Zahl, die von Pfingstmontag bis Mittwoch dargestellt wurden. Jeder frommen Seele, die alljährlich zuhören würde, ertheilte Papst Clemens VI. einen tausendjährigen Ablaß. Von ihnen existiren noch zwei Handschriften im Britischen Museum aus den Jahren 1600 und 1607.

Gestatten wir uns zuerst einen allgemeinen Ueberblick über diese achtzig Mirakelstücke und suchen wir dann das Characteristische aus den einzelnen heraus.

Sie sind durchgängig gereimt, und zwar gewöhnlich die erste mit der dritten und die zweite mit der vierten Zeile. Will der Verfasser recht kunstfertig sein, so macht er Alliterationen und gereimte Zeilen, die halb Englisch, halb Mönchslatein sind, Spuren des Fran-

zösischen findet man noch häufig in ihnen. Was die Handlung betrifft, so hatten die Verfasser leichtes Spiel. Sie war schon fertig, sie hatten nur den Dialog zu besorgen. Unwahrscheinlichkeit, Unmöglichkeiten konnte es bei Wunderstücken keine geben; sie waren verbürgt durch die heilige Schrift. Aber auch bei jenen Mirakeln, die von ihr abwichen, hatte dies nichts zu sagen, da das Wort Wunder eine göttliche Mitwirkung voraussetzt und nur der bloße Glaube der Zuhörer an die Macht derselben erfordert wurde. Im Anfange waren die Mirakel wol bloße Pantomimen, in die man einzig die betreffenden Worte der heiligen Schriften einlegte, später wurde man selbstständiger und erfand, ja man brachte zur Unterhaltung des Publicums locale Anspielungen hinein, wie z. B. in die Niedersteigung Christi zur Hölle, wo, nachdem alle armen Seelen erlöst sind, nur noch die Wirthin der Stadt, in welcher das Stück spielte, in Belzebubs Gesellschaft bleiben mußte, weil sie schlechtes Maaß und Getränke hatte. Ueberhaupt wurden die Weiber gewöhnlich hart mitgenommen; jeder Mönch ist in dieser Beziehung wenigstens ein Euripides, schon Noa prügelt seine Frau in die Arche und dies Verfahren wird zur Nachahmung empfohlen. Prügel vertreten den Humor und fehlen nebst ausgelassenen Späßen nicht bei der tragischsten Handlung; z. B. die Weiber Bethlehems zerschlagen ihre Spinnräder an einem Ritter Herodes.

Bisweilen wird auch der Boden der heiligen Schrift fast vollständig verlassen und dieses Verfahren damit entschuldigt, daß man habe Spaß machen und die Zuhörer belustigen wollen. In der That sind einzelne Stücke nichts anderes als profane Possen und von ihnen bis zur niedern Comödie war nur ein Schritt. Wir nennen hier z. B. ein Stück der Widkirk-Sammlung, „die Anbetung der Schäfer" betitelt, welches verdient näher beleuchtet zu werden. Die drei Schäfer, nachdem sie über ihre bösen Weiber losgezogen, wollen eben Etwas singen, als ein Bekannter, Namens Mak sie besucht, der eben nicht im besten Rufe der Ehrlichkeit steht. Nach dem Abendessen begeben

sie sich zur Ruhe, und die Schäfer lassen Mak zwischen sich legen, damit er nichts stehle. Nichts desto weniger gelingt es diesem, während die Schäfer schnarchen, einen fetten Widder zu entführen und seiner Frau nach Hause zu bringen, die jedoch besorgt ist: der Krug werde so lange zum Brunnen gehen, bis er bricht. Mak schleicht sich wieder zwischen die Schäfer. Seine Frau will den Widder in die Wiege legen und vorgeben, sie sei eben in die Wochen gekommen. Die Schäfer vermissen ihren Widder und schwören beim heiligen Thomas von Kent, daß sie Mak im Verdacht haben, sie gehen deßhalb in seine Hütte. Er und seine Frau beschwören sie aber keinen Lärm zu machen, da jeder Ton der Wöchnerin durch den Kopf gehe. Die Schäfer, im Begriffe wieder fortzugehen, wollen noch das Kind sehen troß aller Vorstellungen Maks und erkennen nun ihren Widder an einem Zeichen am Ohr. Obgleich nun Maks Frau sie überreden will, das Kind sei verhext worden, so prügeln sie doch Mak, bis sie müde sind. Dann legen sie sich nieder, und es erscheint der Stern im Osten und der Engel singt: gloria in excelsis. Die Schäfer eilen nach Bethlehem und bringen dem Christuskinde Kirschen, einen Vogel, einen Spielball, einen Obstbrecher und ein paar alte Hosen.

Man muß zur Entschuldigung der Rohheit, Unwissenheit, ja offenbarer Blasphemien in manchem dieser Wunderstücke wol die Zeit im Auge behalten, in der und für die sie geschrieben wurden. Was jetzt abgeschmackt, profan, unanständig ist, war damals fromm, eindringlich, rührend. Man war so naiv, so wenig Unschicklichkeiten zu fühlen, daß vor zahlreichen Zuschauern beiderlei Geschlechts sogar Adam und Eva im Stande der Unschuld, vollständig unbekleidet erscheinen durften, um sich später mit Feigenblättern zu bedecken und ihrer Nacktheit zu schämen. Der Gegenstand, der Zweck heiligte Alles. Selbst die Gottheit erlaubte man sich darzustellen. Mit vergoldetem Antlitz und Haar versehen, eröffnete sie gewöhnlich mit einem Satze in Mönchslatein das Schauspiel. Sie war nicht zu verwechseln mit dem kleinen Gotte (wie man Jesus Christus hieß) der zwar von einem

Erwachsenen dargestellt wurde, aber um zu zeigen, daß er bei der Flucht nach Egypten noch ein Kind war, mit Brei gefüttert wurde. Oft mußte aber auch an der Stelle der Gottheit Herodes, Pilatus (die Vettern Mahounds), der Teufel oder sonst eine Schrecken einjagende Person das Stück eröffnen und den Zuhörern unter furchtbaren Drohungen Stille gebieten, da sich von einem solchen Auditorium erwarten ließ, daß es nicht zurückhaltend sein würde mit Aeußerungen des Erstaunens, Hasses oder Beifalls.

Die Schicklichkeit und der Raum verbieten mir, die groben Anachronismen, Unsauberkeiten und Lächerlichkeiten einzeln anzuführen, von denen diese Schauspiele strotzen. Man muß sich wundern, daß, während man dem Volke das Lesen der Bibel verbot, in der doch die religiösen Ereignisse treu und schön erzählt sind, man diese gefälscht, mit lächerlichen Zusätzen, absurden Allegorien und Personificationen versehen und in der Ausdrucksweise und mit den Gesticulationen der niedersten Posse ihm vor Augen führte, ja sogar Zoten und Blasphemien nicht beiseit ließ, die Sittenlosigkeit und Unglauben nur befördern konnten. Jedoch kommen auch schon Spuren von wahrem Gefühl in ihnen vor, z. B. in der Scene zwischen Abraham und Isaak. Die Bitten des Letztern um Schonung sind kindlich und rührend und der Schmerz des Vaters wahr und tief. Auch allegorische Personen finden sich, z. B. die Wollust, die Betrachtung, welche die Stelle des griechischen Chorus vertritt; sie bildeten den Uebergang zu den Moralstücken.

Von den späteren, gedruckten Mirakeln sind die von Bale verfaßten, durch die er die Reformation zu befördern glaubte, um wenig besser als die alten, von den geschmähten Mönchen verfaßten. Eines jedoch von einem unbekannten Verfasser, Jacob und Esau betitelt, 1568 gedruckt und wol unter der Regierung Maria's verfaßt, ragt weit über die übrigen hervor. Es ist in Acte und Scenen eingetheilt, der Plan ist gut ausgesponnen, die Charactere sind richtig gezeichnet, die Einheiten beobachtet, auch der Humor ist fein und die Versification fließend.

Zwölfter Abschnitt.

Die Epopöen oder metrischen Romanzen des Mittelalters.

Ich nenne sie Epopöen; denn wenn sie auch nicht alle vom Umfange der deutschen Heldengedichte Gottfrieds von Straßburg oder Wolframs von Eschinbach sind, so entsprechen sie doch so ziemlich den Hauptanforderungen, die man an ein Heldengedicht stellen muß. Ihre Fabeln flößten Bewunderung und Liebe zur Tugend ein (freilich nur zu den damaligen Rittertugenden!), indem sie die Thaten von Helden beschrieben, die, vom Himmel begünstigt, ein großes Werk trotz aller sich aufthürmenden Hindernisse vollbrachten. Und dies ist ja die Definition eines Epos nach Fenelon. Percy hat eine solche Romanze Libius Disconius (le beaux Disconus, der schöne Unbekannte) zum Belege hiefür vollständig analysirt.

Die Engländer im Allgemeinen ignoriren diese Erzeugnisse einer Zeit, in der ein fremder Adel mit seinem Anhange abhängiger Minstrels, in der ein ihnen jetzt fremder Glaube, für dessen Poesie und Wunder sie keinen Sinn haben, in England herrschten. Diese Heldengedichte modern größtentheils defect, zerschnitten um die Verzierungen herauszunehmen, ohne eine kritische Sichtung und ungelesen im Staube des Britischen Museums, der Cottonschen Bibliothek und jener von Cambridge und Edinburgh. Doch mit Unrecht; denn von der Arthursage gar nicht zu sprechen, die doch rein national ist, sind sicher auch Theile der Mythen von Guy, Sir Bevis, Horn u. A.

in England entstanden, wenn auch vielleicht von französischen Minstrels zuerst kunstgerechter bearbeitet. Von der Zeit der Eduarde an, als sich die Englische Sprache bildete, besonders bei Beginn des 14. Jahrhunderts, in dem viele solche Romanzen geschrieben wurden, haben die französischen Minstrels so gut die Englischen copirt, wie Letztere die französischen. Ihre Namen kennt man nicht: Kendale, Thomas der Reimer von Ercildoune u. A. sind mythische Personen. „Comme dit le parchemin" heißt das Lieblingscitat. Ihre Stoffe nahmen sie aus den Märchenbüchern, von den Geschichtschreibern jener leichtgläubigen Zeiten, die alle populären Sagen und Abgeschmacktheiten ohne Zusammenhang und Einheit überlieferten, sicher, daß alles was geschrieben stand und lieber das Wunderbare, als die einfache Thatsache geglaubt wurde. Zweifelte doch noch vor dem 16. Jahrhundert Niemand, daß die Franken von Francus, einem Sohne Hectors, die Briten von Brütus, die Schotten von Fergus abstammten und wurde doch Turpin für so authentisch und classisch wie Cäsar und Suetonius gehalten! Das Material zum Ueberbau der Romanzen lieferten die Phantasie, die Sitten der Zeit, ihre Religion, Gebräuche, Einrichtungen, die alle poesiereich waren; vor allen die Religion mit ihrer romantischen Frömmigkeit, mit ihrem Pomp und ihren Ceremonien, welche die Phantasie erregten und Personificirungen und Allegorien veranlaßten, ferner ihr poetischer, malerischer Gottesdienst, endlich die wundervolle religiöse Scheu erweckende Architectur ihrer Kirchen u. s. w. Ihre Wunder, Legenden, Erscheinungen autorisirten die Leichtgläubigkeit, verbreiteten Lust am Wunderbaren, und bestärkten das Volk in seinem Aberglauben im Betreff der Gespenster, Bezauberungen u. s. w. Dann kamen die feudalen Sitten der Ritterzeit, mit ihrer unlenksamen Selbstständigkeit, mit dem excentrischen Heldenmuth und der rohen Pracht, welche Verhältnisse Originalität, außerordentliche Ereignisse, widerstreitende Neigungen und interessante Situationen erzeugten, die den Minstrels überreiches Material boten. Als nun endlich gar die Kreuzzüge zu so heldenmüthigen und auf-

opfernden Thaten begeisterten, wurde alles Wunderbare der Romanzen für möglich gehalten.

Wer diese Epopöen aufschlägt historischer, geographischer Forschungen wegen, oder um Characterzeichnung, Reflexion und Betrachtungen zu finden, sucht vergebens. Von Geographie hatten diese Minstrels gar keine Begriffe, und die historischen Sagen, die mancher Romanze das Leben gaben, verschwinden unter dem feudalen Schmuck, in dem Arthur und Alexander der Große, Richard Löwenherz und Theseus nicht von einander zu unterscheiden sind. Manche Ritter haben zwar einen stereotypen Charakter in allen Romanzen, wie z. B. Ulysses stets listig, Achilles zornig ist; so schildern sie Sir Gawain immer höflich und artig, Sir Kay dagegen ungeschliffen und grob, das ist aber auch der ganze Anlauf zu einer Charakterzeichnung. Es ist keine Spur von Reflexionen, scharfsinnigen Gedanken zu entdecken; wir sind noch in einem naiven, nicht sentimentalen Zeitalter; nur in den Beschreibungen von gegenständlichen Erscheinungen, in den Aufzählungen von Namen, in der Schilderung von Festen, Schlachten und Zweikämpfen sind sie stark, blos der Umriß und der Fortgang ihrer Fabel allein interessirt und spannt. Die Minstrels hatten kein Talent dafür, eine zarte Situation zu beschreiben oder fortzuspinnen. Die Volkssitten waren noch roh und die Kunst der Composition erst im Entstehen. Aber gerade die Naivetät spricht oft mehr an, als alle Kunst. Auch interessiren die frisch nach dem Leben gezeichneten Sitten und Gebräuche, der Reichthum der Phantasie und die oft lebhaften Beschreibungen. Oft sind diese Gesänge kunstvoll gereimt. Freilich besaß keiner dieser Minstrels den Genius eines Chaucer, aber immerhin sind ihre Schöpfungen geistreicher und unterhaltender, als die langweiligen Allegorien Gower's oder die abgeschmackten Legenden Lydgate's, die in manchen Englischen Literaturgeschichten sich so breit machen. Das Gold eines Tasso's und Ariost's liegt unter dem Schutte einer barbarischen Zeit, in mancher Schöpfung eines unbekannten Minstrels begraben.

Die älteste und unter den französischen Poeten beliebteste Romanze war die von Karl dem Großen und seinen zwölf Pairs. Aber schon um das Jahr 1200 pflegten die Minstrels so stark aufzutragen, daß sich mehrfach das Bedürfniß nach einfacheren Prosaerzählungen nach Art Turpin's wieder aussprach: „et pur ces que Estoire rimee semble mensunge“ oder „tot mensonge ce qu'ils dient.“ Im Britischen Museum befindet sich das Manuscript einer wahrscheinlich im 12. Jahrhundert verfaßten metrischen Romanze über die Expedition Karls nach Jerusalem. Michel veröffentlichte sie 1836, analysirte eine zweite, welche Karls Abenteuer im Oriente behandelt, und stellte auch alle diesen fabelhaften Zug betreffenden Notizen zusammen.

Der Held Roland bildet einen integrirenden Theil der Karlssagen, desgleichen Oddegir, der Däne, über dessen Aufenthalt im Feenreiche besondere Romanzen existiren. Ein Manuscript der königl. Bibliothek umfaßt den ganzen Lebenslauf dieses Helden und ist verschieden von der französischen Version. Ferner existirt eine histoire du preux Meurvin, fils d'Ogier.

Der zweite Sagenkreis, der die früheste und weiteste Verbreitung gefunden, ist der Arthurs und seiner Tafelrunde. Im Anfange waren Brut, Lancelot, Tristram, Graal u. s. w. getrennte Gedichte, noch vor dem Jahre 1200 erschienen sie bereits so in einander verschlungen und durcheinander geworfen, daß sie schwer zu trennen waren. In diesen Kreis gehören die Romanzen Morte Arthur, Iwain, Gawain and Gologras, Lancelot, Greene Knight, Carle of Carlisle, Syr Launfal, Merline, Galahad, Tristram, Percival, und die Graalsage überhaupt, die den Uebergang bildet zu den legendenartigen Romanzen von religiöser Tendenz als Sir Gowther, Robert, Kynge of Cysyll, Ipotis, Owaine, Myles u. A.

„La Morte Arthure“ ist trotz des französischen Titels Englischen Ursprungs und behandelt die Thaten Sir Lancelots vom See und seine Intriguen mit Arthurs Gattin Genevra. Lancelot, der die

schöne Tochter des Grafen von Ascalot verschmähte, bereut schließlich seine Sünden und geht wie die gleichfalls reuige Genevra in's Kloster.

In Sir Launfal wird eine Schäferscene sehr lebendig geschildert: „Im Pavillon stand ein prächtiges, mit Purpur behangenes Bett. Darin ruhte die schöne Dame, die nach Sir Launfal gesandt hatte. Sie hatte sich bis zum Gürtel entkleidet und lag da, ohne Decke, so weiß wie eine Lilie im Mai, wie Schnee an einem Wintertage.“

Walter Scott hat sich alle Mühe gegeben „Sir Tristram,“ ein Epos der Auchinleck-Sammlung, einem Thomas von Ercilboune, auch der Reimer genannt, einem mythischen Nationalhelden und Landespropheten zu vindiciren, der zur Zeit der anglo-schottischen Kriege unter Eduard I., unter dessen Regierung viele gereimte Prophezeiungen in Umlauf waren, welche man doch Merlin, dem Briten, nicht zuschreiben durfte, zu Ansehen kam. Auch Gottfried von Straßburg und ein französisches Fragment erwähnten Thomas als Verfasser Tristrams, das kann aber nicht der Schotte gewesen sein, da Tristrams Geschichte lange vor dessen Zeit bekannt war, auch die jetzt noch existirende eine moderne Copie einer alten northumberischen Romanze ist, ohne eine Spur des schottischen Dialekts, wahrscheinlich zwischen 1260—1300 geschrieben, und keineswegs eine Originalcomposition, sondern aus normännischer Quelle entnommen. Möglich, daß unter Thomas von Britannien der Verfasser einer Chronik von Cornwall verstanden ist.

Possevin, ein gelehrter Jesuit gegen das Ende des 16. Jahrhunderts klagt bitter über Lancelot, Tristram, Bocaccio und Ariost, in welche alle europäischen Höfe verliebt seien, ja geht sogar soweit zu behaupten: der Teufel habe Luther eine französische Uebersetzung des Amadis verschafft, um dadurch die katholische Kirche über den Haufen zu werfen. Er bedenkt nicht, wie nahe der Geist der Romantik mit dem der mittelalterlichen Gottesverehrung verwandt war, wie einer

dem andern Nahrung und Stärke gab. Namentlich verpflanzte die römische Kirche im romantischen Gewande esoterische Lehren aus Heidentempeln und aus dem Oriente in ihre Länder und hauptsächlich machte sie ihre Wunder dem Volke durch die Romantik faßlich und annehmbar, wie z. B. das Geheimniß der Transsubstantiation vollständig im Graal zur Verwirklichung kommt. Das Mittelalter war das Zeitalter der Visionen, der Geheimnisse. Von jedem Werke glaubte man, es enthalte einen doppelten Sinn; die Bibel, die Geschichte des Alterthums wurden allegorisch gedeutet, selbst Ovids Metamorphosen sollten moralische und religiöse Wahrheiten enthalten. Auch die Allegorien selbst z. B. der Roman der Rose wurden im religiösen Sinne ausgelegt. Verfiel ja noch Spenser dieser allegorisch-moralischen Mode! Die römische Kirche accommodirte sich den Vorurtheilen, die sie nicht verscheuchen konnte, wie sie den Zweikampf bei Einführung neuer Meßbücher als Gottesgericht entscheiden ließ, so verschmolz sie auch die druidische und orientalische Sagenwelt mit der ihrigen zu einem Ganzen, dem sie das Colorit gab, das ihren Zwecken diente. Frömmigkeit und Zauberei, Christenthum und Heidenthum, Christus und Merlin stehen da nicht weit auseinander. Ein Beweis hiefür ist die Sage vom heiligen Graal, welcher nach der Britischen Tradition der Becher oder die Schüssel war, deren der Heiland beim Abendmahle sich bedient hatte. Joseph von Arimathia, ein heimlicher Christ, fand sie und fing das Blut aus den Wunden des Erlösers darin auf. Später kam sie auf wunderbare Weise nach Britannien und wurde im Palaste des Königs Pecheur täglich zur Essenszeit in der Hand einer Dame dreimal um den Tisch getragen, welcher darauf mit allen, von den Gästen nur gewünschten Leckereien sich bedeckte. Die deutschen Bearbeiter dieser Sage folgten aber der orientalischen Tradition, nämlich dem provençalischen Roman von Kyot oder Guiot, der die Sage einem arabischen Manuscripte entlehnte. Nach diesem ist der heilige Graal ein Edelstein, der aus der Krone Satans fiel, als er aus dem Himmel gestürzt wurde; die Scene ist größtentheils

der Orient, auch die Namen sind orientalischer Abstammung (Parcifal = Parse Fal, Flegetanis = Felek-daneh) und von den Sarazenen wird stets mit Achtung gesprochen, die christlichen Ritter leben mit ihnen auf gutem Fuße, ja fechten selbst unter der Fahne des Chalifen. Den Persern war der Sonnenbecher ebenso das Symbol der Natur, der Welt, Weissagung, wie dieses Gefäß dem Alterthum überhaupt ein Typus der Gottheit war (da der Demiurgus des Universums die Welt nach seinem Bilde schuf) und der Wiedergeburt, der Rückkehr zum bessern Leben, gleich dem Graal. Zwei solche Becher standen an entgegengesetzten Seiten des Firmaments und sind die Symbole der Erzeugung oder des Herabsteigens der Seele zu den Gebieten der Sinnlichkeit und der Rückkehr zu den himmlischen Höhen, denen sie entsprossen ist. Der erste Becher steht zwischen den Himmelszeichen des Krebses und des Löwen, der zweite an der Milchstraße, wird von Ganymed, oder dem Wassermann, dem Wächter der Fische (king Pecheur) gehalten. Nur ein glückliches Loos aus der Schicksalsurne läßt der Seele den Rückweg durch die Götterpforte in den Sitz ewiger Glückseligkeit finden. Eben so schwer war die Anschauung des heiligen Graals zu erringen. Nur Reinheit und eine völlig tadellose Laufbahn ließen den Menschen in Gemeinschaft mit ihm treten und dadurch Erlösung und ewiges Leben erwerben. Tapferkeit ohne jungfräuliche Reinheit vermochte es nicht. Dem Unberufenen aber, der dem Graal zu nahen wagte, strafte Blindheit.

Eine weniger tiefe, mehr legendenartige Sage ist die von König Robert von Sicilien, den der Stolz verführte. Sie wird in den Gestis Romanorum dem Kaiser Jovinian zugeschrieben, da aber im 11. Jahrhundert Sicilien von den Franzosen erobert und seiner Lage wegen häufig von den Kreuzfahrern berührt wurde, so fand die Sage mit dieser Oertlichkeit verbunden, ihren Weg in die romantische Poesie.

Robert war die Blüthe der Ritterschaft. Einer seiner Brüder

war Papst, der andere Kaiser. Darob ergriff ihn Stolz und als er in der Abendandacht die Worte des Psalms vernimmt: „deposuit potentes de sede et exaltavit humiles“ so äußert er sich: dies könnte nicht sein, Niemand vermöge ihn zu erreichen Da sendet Gott einen Engel, der die Gestalt des Königs hatte und von seinem Hofe für denselben gehalten wurde, während der wirkliche Herrscher, Robert, verlassen war und vom Engel zum Hofnarren gemacht wurde. Man setzt ihm eine Narrenkappe auf und läßt ihn bei den Hunden liegen, die er beneidet. Auch der Papst und der Kaiser, die Brüder Roberts, die der Engel, reichgeschmückt und mit prächtigen Geschenken versehen, besucht, erkennen den Engel für ihren Bruder, während der wirkliche Bruder und König im Narrenkleide, mit Fuchsschwänzen behangen, wie ein Affe nebenherläuft. Erst nach der Rückkehr nach Sicilien und langer, schmählicher Buße wurde er wieder König. (Eine zur Zeit Gregors VII. und Canossa's sehr zeitgemäße Romanze!) Auch die Sagen von Sir Gowther und Robert den Teufel sind von ähnlicher Tendenz. Das Mittelalter glaubte, je größer der Sünder, um so größer die Buße und dann um so größer der Heilige. Die Sage von Robert dem Teufel hat nicht, wie man früher glaubte, eine historische Grundlage; denn weder Rollo, noch Robert, der Vater des Eroberers, noch Robert Courte-Heuse, können die gemeinte Persönlichkeit sein, höchstens wäre dies von Robert dem Starken, einem Fürsten Neustriens vor Rollo möglich. Robert der Teufel, den die Sage bald in Jerusalem, bald in einer Klause bei Rom, bald nach einer Heirath mit des Kaisers Tochter als guten Fürsten seines Heimathlandes, das er reich an Jahren und Ehren seinem Sohne, Richard ohne Furcht, übergibt, sterben läßt, bleibt bis auf Weiteres eine Mythe.

Zum Schlusse sei hier der Romanze von Sidrac, dem Philosophen erwähnt, den Chaucer in einem Athem mit Seneca und König Salomon nennt. Sie ist eher ein System der arabischen Philosophie und

Naturwissenschaften als eine Romanze des Ritterthums zu nennen. Vorzüglich handelt sie von den Eigenschaften der Pflanzen. Sibrac soll der Astronom eines orientalischen Königs gewesen sein, lebte 847 Jahre nach Noa, dessen Werke über Sternkunde er besaß, bekehrte Bocchus, einen heidnischen König von Indien zum Christenthume und erbaute auf dessen Wunsch einen mächtigen Thurm gegen seine Feinde.

Dreizehnter Abschnitt.

Metrische Romanzen. Fortsetzung.

Etwa gegen das Ende des 13. Jahrhunderts, zur Zeit Eduards I. nahmen diese poetischen Schöpfnngen ein verändertes Colorit an. Vollständig erfundene Abenteuer wurden von den Minstrels an die Stelle der aus historischen oder traditionellen Quellen geschöpften gesetzt, und die frühere Einfachheit wurde von einer schmuckreichen und selbst exotischen Sprachweise verdrängt; mit einem Worte: die Kreuzzüge machten ihren Einfluß auf diese Ritterromanzen geltend. Die unzähligen Wundergeschichten und Uebertreibungen, welche die in Masse sich dem Adel anhängenden Troubadours im Oriente auffischten, hatten den Reiz der Neuheit für sich und spannten um so mehr, da sie aus weiter Ferne kamen. Die Folge war, daß Arthur und Karl, daß Wales und Rouncevalles vor dem heiligen Lande mit seinen Chalifen und „Soulbans" in den Hintergrund traten. Die Zeiten wurden etwas gebildeter, der Reichthum, die Pracht des Orients spiegelte sich wieder an den Höfen der europäischen Fürsten. Edelsteine, Schmuck, Leckerbissen, schönere Gebäude wurden allgemeinere Bedürfnisse. Der unbeschreibliche Wetteifer, mit dem sich die Fürsten, Barone, Bischöfe, Ritter im heiligen Lande nicht allein im Heldenmuthe, sondern auch in glänzenden Aufzügen, prächtigen Zelten, Fahnen, Wappen überboten, erregte neu die Lust am Kriege und militärischem Glanze und selbst alle Vergnügungen nahmen ein kriegerisches Gepräge an.

Die Turniere, die Kampfspiele, die längere Zeit geruht hatten, lebten unter der Regierung des ersten Eduard in erhöhter Pracht wieder auf. Selbst die Tafelrunde Arthurs setzte Roger, Graf Mortimer von Neuem auf seinem prächtigen Schlosse Kenelworth ein, wo er stets hundert Ritter mit Gefolge unterhielt und wohin er die irrenden Ritter der ganzen Christenheit einlud. Auch das sonst so unzugängliche Wales nahm normännische Sitte an. Rhees ap Gryffyth, König von Südwales, gab glänzende Karousels, schrieb prächtige Feste in ganz Großbritannien aus, bei denen er die Fremden reich bewirthete und Wettkämpfe in der Dichtkunst und Musik.

Zur Zeit der ersten Eduarde begann man auch die Dichtungen der provençalischen Troubadours zu verändern, zu bearbeiten und in das sich allmählich bildende Englische zu übertragen.

Seit Richard I. tauschten die Minstrels beider Länder ihre Compositionen aus, da der Englische Adel und Hof ja auch ursprünglich französisch war, und so findet man in den Dichtungen beider Länder die gleichen Phrasen, Charaktere und Begebenheiten. Bei dem beständigen Wechselverkehr wurden die Traditionen und Helden beider Länder den Minstrels gleich geläufig und Bevis und Guy, deren Thaten vielleicht anfangs in sächsischen Volksgesängen verherrlicht wurden, können doch zuerst durch französische Troubadours zu Romanzen verarbeitet worden sein. Diese Ritterromanzen waren sämmtlich ein mehr oder weniger treues Abbild der damaligen Sitten, Gebräuche und Lieblingsbelustigungen des Adels in Frankreich und England, ausgeschmückt mit allem möglichen Reichthum der Phantasie. Sie schmeichelten den Leidenschaften des Tages mit ihrer Verherrlichung idealer Ehre und fabelhafter Körperstärke und waren so populär, daß sie nicht allein überall gesungen wurden, sondern daß man sogar die Hauptscenen derselben auf Tapeten anbrachte, um sie beständig vor Augen zu haben.

Wie billig beginnen wir einen Auszug aus den späteren metrischen Romanzen mit der des Helden der Kreuzzüge, Richards Löwenherz,

des Schreckens der Sarazenen, die, wenn ihr Pferd scheute, es frugen: „Siehst du König Richard?“ Seine Heldenthaten waren schon unter seinem zweiten Nachfolger Heinrich III. so berühmt, daß Abbildungen davon in den königlichen Palästen zu Clarendon und Westminster existirten, (in letzterm ein eigenes Antiochia-Zimmer mit seinen Verrichtungen bei Belagerung dieser Stadt). Nicht unwahrscheinlich ist es, daß einer oder der andere der vielen Troubadours, die Richard aus der Provence zu sich nach England lud, diesen heldenmüthigen Gönner selbst zum Gegenstande einer Romanze machte, die bei der europäischen Popularität Richards auch in Frankreich volksthümlich wurde. Wir haben noch eine, aus dem Französischen zur Zeit Eduards I. übersetzte Englische Romanze: „Richard, cuer du lyon.“ Sie war bald die beliebteste:

„King Richard is the beste
That is found in any geste.“

Sie beginnt mit der Heirath von Richards Vater, Heinrich II. mit der Tochter von Carbarryne, eines Königs von Antiochien. Eleonora, die geschiedene Königin Ludwigs von Frankreich, war den Minstrels zur Mutter Richards nicht gut genug, es durfte niemand Geringeres als eine orientalische Fürstin sein. Gesandte, in alle Welt geschickt, das schönste Weib für den König zu suchen, fanden sie auf einem Schiffe, welches geziert war, gleich dem der Cleopatra und brachten sie nach London in den Tower.

Nachdem Richard seine erste Ritterthat bei einem glänzenden Turniere zu Salisbury vollbracht, zog er ins heilige Land, bewaffnet mit Arthurs berühmtem Schwerte Caliburne, das er als unschätzbare Reliquie dem Könige Tankred von Sicilien schenkte und einer Streitaxt, mit der er die eisernen, das Einlaufen der Schiffe in den Hafen von Acre hindernden Ketten zerschlug. Er warf auch griechisches Feuer (fyr gregeys, feu gregois) auf Saladins Schiffe. Bei der Belagerung Babylons (in der Geographie scheinen die alten Franzosen so wenig stark gewesen zu sein, wie die neuen) sendet der Sultan dem

Könige ein höllisches Pferd, aber ein Engel unterrichtet Richard, wie er es zu behandeln habe, und so durchbohrt er den Sultan von Damaskus, dessen Pferdegeschirr voll Glöcklein hing (ein mittelalterlicher Luxus) und der hochmüthig einen Falken auf der Faust trug. Die Scene, wie Richard seine Rüstung anlegt, ist ein schönes gothisches Gemälde. Wie er den Namen Löwenherz erhielt, wird folgendermaßen erzählt: Richard ward im Pilgerkleide in Deutschland entdeckt und als Spion in's Gefängniß geworfen. Des Königs Sohn hört von seiner Stärke und will sich mit ihm messen. Jeder soll von dem Andern einen Schlag aushalten. Der Richards schlug seinem Gegner die Kinnbacken entzwei und tödtete ihn auf der Stelle. Der König, um den Tod seines Sohnes zu rächen, läßt einen hungrigen Löwen auf Richard los, aber dieser reißt ihm mit Hülfe seidener Tücher, die ihm die in ihn verliebte Königstochter schickte, das Herz und die Eingeweide aus dem Leibe. —

Ehe wir zu den folgenden Romanzen übergehen, wollen wir noch einer Episode aus Richards Kriegsführung erwähnen, die den Romantikern und noch Tasso Stoff zu schönen Schilderungen gab und in Verbindung mit der beliebten Zauberkraft gebracht wurde. Richard war, wie seine Vorfahren die Normannen, welche sich schon bei der Belagerung von Paris ungeheurer, sehr künstlich construirter Maschinen bedient hatten, vorzugsweise Artillerist und nahm eine fabelhafte Menge von Belagerungswerkzeugen mit in den Orient: ungeheuere Mauerbrecher, Maschinen zum Steinwerfen, die unsere Kanonen ersetzten und gleich diesen Namen hatten (eine derselben hieß Mate griffen, Schach den Greifen, wie die Sarazenen als orientalische Ungeheuer heraldisch bezeichnet wurden) und vor Allem eine sehr complicirte Höllenmaschine Mangonell (*Μαγγανον*) geheißen. Er arbeitete oft persönlich mit an der Bedienung dieser Instrumente und lehrte auch den Franzosen ihren Gebrauch, obgleich der Papst dieselben im Jahre 1139 verboten hatte. Daß er in der Folge selbst durch den Schuß eines französischen Arkubalisten starb, wurde als Gottesurtheil

Die älteste und unter den französischen Poeten beliebteste Romanze war die von Karl dem Großen und seinen zwölf Pairs. Aber schon um das Jahr 1200 pflegten die Minstrels so stark aufzutragen, daß sich mehrfach das Bedürfniß nach einfacheren Prosaerzählungen nach Art Turpin's wieder aussprach: „et pur ces que Estoire rimee semble mensunge“ oder „tot mensonge ce qu'ils dient.“ Im Britischen Museum befindet sich das Manuscript einer wahrscheinlich im 12. Jahrhundert verfaßten metrischen Romanze über die Expedition Karls nach Jerusalem. Michel veröffentlichte sie 1836, analysirte eine zweite, welche Karls Abenteuer im Oriente behandelt, und stellte auch alle diesen fabelhaften Zug betreffenden Notizen zusammen.

Der Held Roland bildet einen integrirenden Theil der Karlssagen, desgleichen Oddegir, der Däne, über dessen Aufenthalt im Feenreiche besondere Romanzen existiren. Ein Manuscript der königl. Bibliothek umfaßt den ganzen Lebenslauf dieses Helden und ist verschieden von der französischen Version. Ferner existirt eine histoire du preux Meurvin, fils d'Ogier.

Der zweite Sagenkreis, der die früheste und weiteste Verbreitung gefunden, ist der Arthurs und seiner Tafelrunde. Im Anfange waren Brut, Lancelot, Tristram, Graal u. s. w. getrennte Gedichte, noch vor dem Jahre 1200 erschienen sie bereits so in einander verschlungen und durcheinander geworfen, daß sie schwer zu trennen waren. In diesen Kreis gehören die Romanzen Morte Arthur, Iwain, Gawain and Gologras, Lancelot, Greene Knight, Carle of Carlisle, Syr Launfal, Merline, Galahad, Tristram, Percival, und die Graalsage überhaupt, die den Uebergang bildet zu den legendenartigen Romanzen von religiöser Tendenz als Sir Gowther, Robert, Kynge of Cysyll, Ipotis, Owaine, Myles u. A.

„La Morte Arthure“ ist trotz des französischen Titels Englischen Ursprungs und behandelt die Thaten Sir Lancelots vom See und seine Intriguen mit Arthurs Gattin Genevra. Lancelot, der die

schöne Tochter des Grafen von Ascalot verschmähte, bereut schließlich seine Sünden und geht wie die gleichfalls reuige Genevra in's Kloster.

In Sir Launfal wird eine Schäferscene sehr lebendig geschildert: „Im Pavillon stand ein prächtiges, mit Purpur behangenes Bett. Darin ruhte die schöne Dame, die nach Sir Launfal gesandt hatte. Sie hatte sich bis zum Gürtel entkleidet und lag da, ohne Decke, so weiß wie eine Lilie im Mai, wie Schnee an einem Wintertage."

Walter Scott hat sich alle Mühe gegeben „Sir Tristram," ein Epos der Auchinleck-Sammlung, einem Thomas von Ercildoune, auch der Reimer genannt, einem mythischen Nationalhelden und Landespropheten zu vindiciren, der zur Zeit der anglo-schottischen Kriege unter Eduard I., unter dessen Regierung viele gereimte Prophezeiungen in Umlauf waren, welche man doch Merlin, dem Briten, nicht zuschreiben durfte, zu Ansehen kam. Auch Gottfried von Straßburg und ein französisches Fragment erwähnten Thomas als Verfasser Tristrams, das kann aber nicht der Schotte gewesen sein, da Tristrams Geschichte lange vor dessen Zeit bekannt war, auch die jetzt noch existirende eine moderne Copie einer alten northumberischen Romanze ist, ohne eine Spur des schottischen Dialekts, wahrscheinlich zwischen 1260—1300 geschrieben, und keineswegs eine Originalcomposition, sondern aus normännischer Quelle entnommen. Möglich, daß unter Thomas von Britannien der Verfasser einer Chronik von Cornwall verstanden ist.

Possevin, ein gelehrter Jesuit gegen das Ende des 16. Jahrhunderts klagt bitter über Lancelot, Tristram, Bocaccio und Ariost, in welche alle europäischen Höfe verliebt seien, ja geht sogar soweit zu behaupten: der Teufel habe Luther eine französische Uebersetzung des Amadis verschafft, um dadurch die katholische Kirche über den Haufen zu werfen. Er bedenkt nicht, wie nahe der Geist der Romantik mit dem der mittelalterlichen Gottesverehrung verwandt war, wie einer

dem andern Nahrung und Stärke gab. Namentlich verpflanzte die römische Kirche im romantischen Gewande esoterische Lehren aus Heidentempeln und aus dem Oriente in ihre Länder und hauptsächlich machte sie ihre Wunder dem Volke durch die Romantik faßlich und annehmbar, wie z. B. das Geheimniß der Transsubstantiation vollständig im Graal zur Verwirklichung kommt. Das Mittelalter war das Zeitalter der Visionen, der Geheimnisse. Von jedem Werke glaubte man, es enthalte einen doppelten Sinn; die Bibel, die Geschichte des Alterthums wurden allegorisch gedeutet, selbst Ovids Metamorphosen sollten moralische und religiöse Wahrheiten enthalten. Auch die Allegorien selbst z. B. der Roman der Rose wurden im religiösen Sinne ausgelegt. Verfiel ja noch Spenser dieser allegorisch-moralischen Mode! Die römische Kirche accommodirte sich den Vorurtheilen, die sie nicht verscheuchen konnte, wie sie den Zweikampf bei Einführung neuer Meßbücher als Gottesgericht entscheiden ließ, so verschmolz sie auch die druidische und orientalische Sagenwelt mit der ihrigen zu einem Ganzen, dem sie das Colorit gab, das ihren Zwecken diente. Frömmigkeit und Zauberei, Christenthum und Heidenthum, Christus und Merlin stehen da nicht weit auseinander. Ein Beweis hiefür ist die Sage vom heiligen Graal, welcher nach der Britischen Tradition der Becher oder die Schüssel war, deren der Heiland beim Abendmahle sich bedient hatte. Joseph von Arimathia, ein heimlicher Christ, fand sie und fing das Blut aus den Wunden des Erlösers darin auf. Später kam sie auf wunderbare Weise nach Britannien und wurde im Palaste des Königs Pecheur täglich zur Essenszeit in der Hand einer Dame dreimal um den Tisch getragen, welcher darauf mit allen, von den Gästen nur gewünschten Leckereien sich bedeckte. Die deutschen Bearbeiter dieser Sage folgten aber der orientalischen Tradition, nämlich dem provençalischen Roman von Kyot oder Guiot, der die Sage einem arabischen Manuscripte entlehnte. Nach diesem ist der heilige Graal ein Edelstein, der aus der Krone Satans fiel, als er aus dem Himmel gestürzt wurde; die Scene ist größtentheils

der Orient, auch die Namen sind orientalischer Abstammung (Parcifal = Parse Fal, Flegetanis = Felek-daneh) und von den Sarazenen wird stets mit Achtung gesprochen, die christlichen Ritter leben mit ihnen auf gutem Fuße, ja fechten selbst unter der Fahne des Chalifen. Den Persern war der Sonnenbecher ebenso das Symbol der Natur, der Welt, Weissagung, wie dieses Gefäß dem Alterthum überhaupt ein Typus der Gottheit war (da der Demiurgus des Universums die Welt nach seinem Bilde schuf) und der Wiedergeburt, der Rückkehr zum bessern Leben, gleich dem Graal. Zwei solche Becher standen an entgegengesetzten Seiten des Firmaments und sind die Symbole der Erzeugung oder des Herabsteigens der Seele zu den Gebieten der Sinnlichkeit und der Rückkehr zu den himmlischen Höhen, denen sie entsprossen ist. Der erste Becher steht zwischen den Himmelszeichen des Krebses und des Löwen, der zweite an der Milchstraße, wird von Ganymed, oder dem Wassermann, dem Wächter der Fische (king Pecheur) gehalten. Nur ein glückliches Loos aus der Schicksalsurne läßt der Seele den Rückweg durch die Götterpforte in den Sitz ewiger Glückseligkeit finden. Eben so schwer war die Anschauung des heiligen Graals zu erringen. Nur Reinheit und eine völlig tadellose Laufbahn ließen den Menschen in Gemeinschaft mit ihm treten und dadurch Erlösung und ewiges Leben erwerben. Tapferkeit ohne jungfräuliche Reinheit vermochte es nicht. Dem Unberufenen aber, der dem Graal zu nahen wagte, strafte Blindheit.

Eine weniger tiefe, mehr legendenartige Sage ist die von König Robert von Sicilien, den der Stolz verführte. Sie wird in den Gestis Romanorum dem Kaiser Jovinian zugeschrieben, da aber im 11. Jahrhundert Sicilien von den Franzosen erobert und seiner Lage wegen häufig von den Kreuzfahrern berührt wurde, so fand die Sage mit dieser Oertlichkeit verbunden, ihren Weg in die romantische Poesie.

Robert war die Blüthe der Ritterschaft. Einer seiner Brüder

war Papst, der andere Kaiser. Darob ergriff ihn Stolz und als er in der Abendandacht die Worte des Psalms vernimmt: „deposuit potentes de sede et exaltavit humiles“ so äußert er sich: dies könnte nicht sein, Niemand vermöge ihn zu erreichen Da sendet Gott einen Engel, der die Gestalt des Königs hatte und von seinem Hofe für denselben gehalten wurde, während der wirkliche Herrscher, Robert, verlassen war und vom Engel zum Hofnarren gemacht wurde. Man setzt ihm eine Narrenkappe auf und läßt ihn bei den Hunden liegen, die er beneidet. Auch der Papst und der Kaiser, die Brüder Roberts, die der Engel, reichgeschmückt und mit prächtigen Geschenken versehen, besucht, erkennen den Engel für ihren Bruder, während der wirkliche Bruder und König im Narrenkleide, mit Fuchsschwänzen behangen, wie ein Affe nebenherläuft. Erst nach der Rückkehr nach Sicilien und langer, schmählicher Buße wurde er wieder König. (Eine zur Zeit Gregors VII. und Canossa's sehr zeitgemäße Romanze!) Auch die Sagen von Sir Gowther und Robert den Teufel sind von ähnlicher Tendenz. Das Mittelalter glaubte, je größer der Sünder, um so größer die Buße und dann um so größer der Heilige. Die Sage von Robert dem Teufel hat nicht, wie man früher glaubte, eine historische Grundlage; denn weder Rollo, noch Robert, der Vater des Eroberers, noch Robert Courte-Heuse, können die gemeinte Persönlichkeit sein, höchstens wäre dies von Robert dem Starken, einem Fürsten Neustriens vor Rollo möglich. Robert der Teufel, den die Sage bald in Jerusalem, bald in einer Klause bei Rom, bald nach einer Heirath mit des Kaisers Tochter als guten Fürsten seines Heimathlandes, das er reich an Jahren und Ehren seinem Sohne, Richard ohne Furcht, übergibt, sterben läßt, bleibt bis auf Weiteres eine Mythe.

Zum Schlusse sei hier der Romanze von Sidrac, dem Philosophen erwähnt, den Chaucer in einem Athem mit Seneca und König Salomon nennt. Sie ist eher ein System der arabischen Philosophie und

Naturwissenschaften als eine Romanze des Ritterthums zu nennen. Vorzüglich handelt sie von den Eigenschaften der Pflanzen. Sidrac soll der Astronom eines orientalischen Königs gewesen sein, lebte 847 Jahre nach Noa, dessen Werke über Sternkunde er besaß, bekehrte Bocchus, einen heidnischen König von Indien zum Christenthume und erbaute auf dessen Wunsch einen mächtigen Thurm gegen seine Feinde.

Dreizehnter Abschnitt.

Metrische Romanzen. Fortsetzung.

Etwa gegen das Ende des 13. Jahrhunderts, zur Zeit Eduards I. nahmen diese poetischen Schöpfungen ein verändertes Colorit an. Vollständig erfundene Abenteuer wurden von den Minstrels an die Stelle der aus historischen oder traditionellen Quellen geschöpften gesetzt, und die frühere Einfachheit wurde von einer schmuckreichen und selbst exotischen Sprachweise verdrängt; mit einem Worte: die Kreuzzüge machten ihren Einfluß auf diese Ritterromanzen geltend. Die unzähligen Wundergeschichten und Uebertreibungen, welche die in Masse sich dem Adel anhängenden Troubadours im Oriente auffischten, hatten den Reiz der Neuheit für sich und spannten um so mehr, da sie aus weiter Ferne kamen. Die Folge war, daß Arthur und Karl, daß Wales und Rouncevalles vor dem heiligen Lande mit seinen Chalifen und „Soulbans" in den Hintergrund traten. Die Zeiten wurden etwas gebildeter, der Reichthum, die Pracht des Orients spiegelte sich wieder an den Höfen der europäischen Fürsten. Edelsteine, Schmuck, Leckerbissen, schönere Gebäude wurden allgemeinere Bedürfnisse. Der unbeschreibliche Wetteifer, mit dem sich die Fürsten, Barone, Bischöfe, Ritter im heiligen Lande nicht allein im Heldenmuthe, sondern auch in glänzenden Aufzügen, prächtigen Zelten, Fahnen, Wappen überboten, erregte neu die Lust am Kriege und militärischem Glanze und selbst alle Vergnügungen nahmen ein kriegerisches Gepräge an.

Die Turniere, die Kampfspiele, die längere Zeit geruht hatten, lebten unter der Regierung des ersten Eduard in erhöhter Pracht wieder auf. Selbst die Tafelrunde Arthurs setzte Roger, Graf Mortimer von Neuem auf seinem prächtigen Schlosse Kenelworth ein, wo er stets hundert Ritter mit Gefolge unterhielt und wohin er die irrenden Ritter der ganzen Christenheit einlud. Auch das sonst so unzugängliche Wales nahm normännische Sitte an. Rhees ap Gryffyth, König von Südwales, gab glänzende Karousels, schrieb prächtige Feste in ganz Großbritannien aus, bei denen er die Fremden reich bewirthete und Wettkämpfe in der Dichtkunst und Musik.

Zur Zeit der ersten Eduarde begann man auch die Dichtungen der provençalischen Troubadours zu verändern, zu bearbeiten und in das sich allmählich bildende Englische zu übertragen.

Seit Richard I. tauschten die Minstrels beider Länder ihre Compositionen aus, da der Englische Adel und Hof ja auch ursprünglich französisch war, und so findet man in den Dichtungen beider Länder die gleichen Phrasen, Charaktere und Begebenheiten. Bei dem beständigen Wechselverkehr wurden die Traditionen und Helden beider Länder den Minstrels gleich geläufig und Bevis und Guy, deren Thaten vielleicht anfangs in sächsischen Volksgesängen verherrlicht wurden, können doch zuerst durch französische Troubadours zu Romanzen verarbeitet worden sein. Diese Ritterromanzen waren sämmtlich ein mehr oder weniger treues Abbild der damaligen Sitten, Gebräuche und Lieblingsbelustigungen des Adels in Frankreich und England, ausgeschmückt mit allem möglichen Reichthum der Phantasie. Sie schmeichelten den Leidenschaften des Tages mit ihrer Verherrlichung idealer Ehre und fabelhafter Körperstärke und waren so populär, daß sie nicht allein überall gesungen wurden, sondern daß man sogar die Hauptscenen derselben auf Tapeten anbrachte, um sie beständig vor Augen zu haben.

Wie billig beginnen wir einen Auszug aus den späteren metrischen Romanzen mit der des Helden der Kreuzzüge, Richards Löwenherz,

des Schreckens der Sarazenen, die, wenn ihr Pferd scheute, es frugen: „Siehst du König Richard?“ Seine Heldenthaten waren schon unter seinem zweiten Nachfolger Heinrich III. so berühmt, daß Abbildungen davon in den königlichen Palästen zu Clarendon und Westminster existirten, (in letzterm ein eigenes Antiochia-Zimmer mit seinen Verrichtungen bei Belagerung dieser Stadt). Nicht unwahrscheinlich ist es, daß einer oder der andere der vielen Troubadours, die Richard aus der Provence zu sich nach England lud, diesen heldenmüthigen Gönner selbst zum Gegenstande einer Romanze machte, die bei der europäischen Popularität Richards auch in Frankreich volksthümlich wurde. Wir haben noch eine, aus dem Französischen zur Zeit Eduards I. übersetzte Englische Romanze: „Richard, cuer du lyon.“ Sie war bald die beliebteste:

„King Richard is the beste
That is found in any geste.“

Sie beginnt mit der Heirath von Richards Vater, Heinrich II. mit der Tochter von Carbarryne, eines Königs von Antiochien. Eleonora, die geschiedene Königin Ludwigs von Frankreich, war den Minstrels zur Mutter Richards nicht gut genug, es durfte niemand Geringeres als eine orientalische Fürstin sein. Gesandte, in alle Welt geschickt, das schönste Weib für den König zu suchen, fanden sie auf einem Schiffe, welches geziert war, gleich dem der Cleopatra und brachten sie nach London in den Tower.

Nachdem Richard seine erste Ritterthat bei einem glänzenden Turniere zu Salisbury vollbracht, zog er ins heilige Land, bewaffnet mit Arthurs berühmtem Schwerte Caliburne, das er als unschätzbare Reliquie dem Könige Tankred von Sicilien schenkte und einer Streitaxt, mit der er die eisernen, das Einlaufen der Schiffe in den Hafen von Acre hindernden Ketten zerschlug. Er warf auch griechisches Feuer (fyr gregeys, feu gregois) auf Saladins Schiffe. Bei der Belagerung Babylons (in der Geographie scheinen die alten Franzosen so wenig stark gewesen zu sein, wie die neuen) sendet der Sultan dem

Könige ein höllisches Pferd, aber ein Engel unterrichtet Richard, wie er es zu behandeln habe, und so durchbohrt er den Sultan von Damaskus, dessen Pferdegeschirr voll Glöcklein hing (ein mittelalterlicher Luxus) und der hochmüthig einen Falken auf der Faust trug. Die Scene, wie Richard seine Rüstung anlegt, ist ein schönes gothisches Gemälde. Wie er den Namen Löwenherz erhielt, wird folgendermaßen erzählt: Richard ward im Pilgerkleide in Deutschland entdeckt und als Spion in's Gefängniß geworfen. Des Königs Sohn hört von seiner Stärke und will sich mit ihm messen. Jeder soll von dem Andern einen Schlag aushalten. Der Richards schlug seinem Gegner die Kinnbacken entzwei und tödtete ihn auf der Stelle. Der König, um den Tod seines Sohnes zu rächen, läßt einen hungrigen Löwen auf Richard los, aber dieser reißt ihm mit Hülfe seidener Tücher, die ihm die in ihn verliebte Königstochter schickte, das Herz und die Eingeweide aus dem Leibe. —

Ehe wir zu den folgenden Romanzen übergehen, wollen wir noch einer Episode aus Richards Kriegsführung erwähnen, die den Romantikern und noch Tasso Stoff zu schönen Schilderungen gab und in Verbindung mit der beliebten Zauberkraft gebracht wurde. Richard war, wie seine Vorfahren die Normannen, welche sich schon bei der Belagerung von Paris ungeheurer, sehr künstlich construirter Maschinen bedient hatten, vorzugsweise Artillerist und nahm eine fabelhafte Menge von Belagerungswerkzeugen mit in den Orient: ungeheuere Mauerbrecher, Maschinen zum Steinwerfen, die unsere Kanonen ersetzten und gleich diesen Namen hatten (eine derselben hieß Mate griffen, Schach den Greifen, wie die Sarazenen als orientalische Ungeheuer heraldisch bezeichnet wurden) und vor Allem eine sehr complicirte Höllenmaschine Mangonell (*Μαγγανον*) geheißen. Er arbeitete oft persönlich mit an der Bedienung dieser Instrumente und lehrte auch den Franzosen ihren Gebrauch, obgleich der Papst dieselben im Jahre 1139 verboten hatte. Daß er in der Folge selbst durch den Schuß eines französischen Arkubalisten starb, wurde als Gottesurtheil

angesehen. Da diese beweglichen Thürme fürchterlich bemalt und mit Hörnern und Flammen versehen waren, um den Sarazenen Furcht einzujagen, so lag es nahe, sie als belebte Zauberwesen in den Kreis der Romantik zu ziehen.

Sir Beavis of Southampton heißt eine Uebersetzung einer ziemlich alten Romanze der provençalischen Dichterschule, Beuves de Hanton betitelt. Es existirt auch ein alter französischer Prosa-Roman: Beufres de Hanton.

Aus derselben Quelle haben die Italiener ihren Buovo d'Antona und die Welschen ihren Boun o Hamtun.

Diese Romanze ist offenbar nach den Kreuzzügen geschrieben; denn Bevis wird vom Könige von Armenien zum Ritter geschlagen und wirkt als einer der Feldherren bei der Belagerung von Damaskus mit. Einer der darin vorkommenden Riesen, Ascapart, erscheint in sehr alten französischen Romanzen.

Bevis, Graf von Southampton nennt die Mythe einen sächsischen Häuptling, der seine Herrschaft längs der Südküste Englands ausdehnte und sie gegen die normännischen Eroberer vertheidigte. Als seine Residenz wird Dowuton in Wiltshire genannt. Nahe an dieser Stadt ist ein künstlicher Hügel, welcher wahrscheinlich früher eine Befestigung war und Bevisberg heißt. Das sechs Fuß lange Schwert des Helden zeigt man noch auf Arundelcastle, von dessen Mauern aus es Bevis ungefähr eine Meile weit in ein Thal warf, wo er begraben zu sein wünschte. Diese Romanze hatte sich auch noch in späterer Zeit einer großen Popularität und eines starken Absatzes zu erfreuen, wie die folgende Jeremiade Withers vom Jahre 1627 beweist: „Die Buchhändler haben ihre Druckereien und Läden so verpestet mit unnützem Quark, daß die alten und berühmten Schriftsteller fast vergessen unter ihnen begraben liegen, und bald wird man uns nichts mehr verkaufen, als Bevis von Hampton oder ähnlichen Plunder".

Eine andere sehr populäre Romanze war die von Guy (Guyon, Guido) Grafen von Warwick; sie war es selbst bei den Sarazenen,

in deren Sprache sie übertragen war, wenn wir dem Statthalter des Sultans Glauben schenken dürfen, der unter der Regierung Heinrichs IV. den Lord Beauchamp seiner angeblichen Abstammung von Guy wegen bewirthete und reich beschenkte. In ihrer jetzigen Gestalt, in der sie auf die Nachwelt kam als ansehnliche, wenn auch defecte französische Romanze im Britischen Museum, oder als ihre Copie in Englischer Sprache, oder als umfangreicher französischer Prosa-Roman, erkennt man das Conglomerat dreier oder noch mehrerer Romanzen, auch abgesehen davon, daß die Abenteuer von Harold aus den Ardennen und die von Guy's Sohn, Raynburne, oft mit denen Guy's verwechselt werden.

Die ursprünglichen sächsischen Traditionen von Athelstan, und vom Kampfe Guy's mit dem dänischen Riesen Colbronde, dem Ungeheuer von Dunsmoreheath und dem Drachen von Northumberland wurden in Verbindung gebracht mit einer etwas langweiligen Liebesgeschichte, die mit einer Heirath endigte. Die späteren Minstrels konnten aber einen solchen Helden nicht ohne Weiteres in's Privatleben zurücktreten sehen, er mußte schon drei Tage nach seiner Heirath in Folge einer Erscheinung in's gelobte Land abreisen und dort unter Kaiser Friedrich den Sarazenen Trophäen abnehmen und überhaupt Thaten verrichten, gegen welche seine bisherigen Kämpfe nur Kinderpossen waren. Er erschlug den Sultan selbst in seinem Zelte.

Eine dritte früher vielleicht selbstständige Geschichte ist die Erlösung eines lange Zeit in einem bezauberten Schlosse gefangenen Ritters „Amis of the mountain". Dieser Ritter vom Berg zeigt Raynburne (Guy's Sohn), auf welche Weise er ein wunderbares Schwert finden könne, das in der Halle des Palastes hing. Damit bewaffnet besiegt Letzterer den Zauberer, der unter der Bedingung das Leben geschenkt erhält, daß er den Sieger über den gefährlichen See fahre und alle seine Gefangenen freigebe.

Eine Zeit, die Frömmigkeit und kriegerischen Sinn so verschmolz, daß sogar die Apostel ihre Romane bekamen und als Ritter gegen Un-

gläubige und zur Befreiung bedrängter Damen fechten mußten, gab auch den frommen Erzählungen von Pilgerfahrten alter Krieger ein romantisches Colorit und der Pilger ging im irrenden Ritter auf und umgekehrt. Den Schluß der meisten Romanzen, nach Abenteuern, Liebewerbungen und Krieg im heiligen Lande, bildete das Kloster, in dem der Ritter endete.

Und so auch Guy, ein zweiter Ritter Toggenburg. Nach sieben Jahren war Guido im Pilgerkleide nach England zurückgekehrt. Er sieht seine Gemahlin an der Schloßthüre Almosen austheilen, um für seine Zurückkunft beten zu lassen. Ihr sehr schönes und reichgekleidetes Knäblein fragt: ob der Pilger sein Vater sei? Guido, der auch Almosen annahm, schließt den Kleinen in seine Arme, küßt ihn und ruft aus: „O mein süßer Sohn, möge dir Gott Gnade ertheilen, ihm zu gefallen!“ Die Umstehenden, ihn so wenig erkennend, wie seine Gemahlin, tadelten seine Keckheit, aber die Gräfin schenkt dem armen Fremdling eine Hütte im benachbarten Walde. Dort erkrankt er bald darauf, schickt seiner Gattin den Ring, den sie ihm beim Scheiden gab, und läßt ihr melden: sie möge schleunig kommen, wenn sie ihn noch einmal sehen wolle. Die Gräfin findet ihn aber schon todt und sich auf seine Leiche werfend, ruft sie mit Thränen aus: „Was nützen mich nun meine täglichen Almosen? Was habe ich gethan, daß ich Dich nicht mehr sehen sollte? Warum gabst Du Dich nicht zu erkennen, als Du Dein Söhnlein umarmtest und küßtest?“ Drauf ließ sie ihn glänzend bestatten.

Die Umrisse des Gedichts vom Grafen von Toulouse (earl of Thoulouse) sind folgende: Diocletian, ein mächtiger deutscher Kaiser, hat mit Barnard, dem Grafen von Toulouse Grenzstreitigkeiten, die er gegen den Willen seiner sehr schönen und treuen Kaiserin den Waffen zur Entscheidung überläßt. Der Graf siegt und führt viele Gefangene fort, unter ihnen Sir Tralabas, einen Türken, den er als Gesellschafter behandelt und der bei einem Feste ihm so viel von der

Schönheit der Kaiserin erzählt, daß der Graf ihm die Freiheit verspricht, wenn er ihn an den kaiserlichen Hof brächte, daß er dort die Kaiserin sehen könnte, ohne entdeckt zu werden. Der Graf als Eremit gekleidet, zieht hin; aber Sir Tralabas verräth ihn der Kaiserin, damit sie ihn, den Feind, tödte. Sie aber entrüstet, verbietet dem Verräther, noch Jemandem diese Mittheilung zu machen und wünscht den Grafen während der Messe zu sehen, woselbst sie ihm, als Eremiten, vierzig Silberstücke und einen Ring gibt. Letztern nimmt der Graf sehr freudig an als ein Pfand späterer Liebe und zieht heimwärts. Der Kaiser muß in ein fremdes Land; zwei Ritter, die seine Gemahlin schützen sollten, wollen sie verführen und werfen sie in den Kerker. Der zurückgekehrte Kaiser glaubt den Verräthern und verurtheilt seine Gattin zum Flammentod, wenn nicht ein Kämpfer für sie die zwei Ritter besiegen würde. Dies vollbringt nun der Graf von Toulouse, der zuvor, als Mönch verkleidet, sich von der Reinheit der Kaiserin in der Beichte überzeugt hatte. Der Kaiser versöhnt sich mit ihm und macht ihn zu seinem Seneschall, ist auch so freundlich bald zu sterben, worauf der Graf die Kaiserin heirathet.

Die Romanze vom Knappen von niederm Stand „der des Königs von Ungarn Tochter liebte," nennt Ritson ein eigenthümliches wunderliches, aber echt Englisches Product.

Die Scene, wie die Prinzessin hinter ihren gemalten Glasfenstern den Klagen des Knappen lauscht, ist schön beschrieben, noch schöner aber und interessanter, weil sie uns in lebhaften Farben die Vergnügungen, die Sitten jener Zeit schildert, ist die Aufzählung der Mittel, durch die der König die Melancholie seiner Tochter zu verscheuchen hofft, welche untröstlich über den Verlust ihres Geliebten ist:

„Morgen (sagt er) sollst Du auf die Jagd getragen werden, meine Tochter, auf einem mit rothem Sammt ausgeschlagenen Sessel, geschmückt mit goldgestickten Kleidern aus weißem und azurblauem

Damast, mit Lilien durchwirkt. Dein Sattelknopf, Deine Ketten sollen von Gold sein, Dein Mantel ein Purpurtalar mit Hermelin. Du sollst spanische Pferde erhalten, die so überaus flüchtig sind, mit Decken von glänzendem Sammt, die bis zum Boden reichen. Harfen, Gesang, Tanz sollen Dich erfreuen. Als Getränke erhältst Du griechischen, Muskateller-, Rochelle- und süßen gewürzten Wein, auch Rothwein, der dem Magen gut ist; zur Speise Wildpret und die besten wilden Vögel, die zu fangen sind. Hirsche und Rehe sollen Dir zuerst zum Schuß kommen, an solch' guten Stand sollst Du gesetzt werden. Die schönsten Jagdhunde und das Blasen der Hörner sollen Deine Krankheit bald verscheuchen. Auf dem Heimwege sollst Du an der Flußseite mit großen Habichten und zierlichen Falken jagen. Nach Deiner Rückkehr nach Hause soll Dich Dein Hofstaat mit Lustbarkeiten aller Art unterhalten. Kinder sollen vor Dir singen gleich Nachtigallen. Hierauf wirst Du zum Abendgottesdienste gehen. Deine Tenor- und Discantsänger sollen sechzig Chorröcke von hellem Damast, mit Perlen gestickt, erhalten. Die Weihrauchgefäße sollen von Gold sein. Ein Theil wird Orgel spielen, der andere Chor singen. Hierauf sollst Du zum Abendessen gehen und in einem Zelte zwischen grünen Bäumen sitzen auf Teppichen, die von Saphiren und Diamanten funkeln. Hundert Ritter sollen dabei Ball spielen, um Deine Schwermuth zu vertreiben. Dann sollst Du Fische im Teiche spielen sehen. Hierauf führe ich Dich an eine Zugbrücke, halb von Stein, halb von Holz. Eine Barke mit vierundzwanzig Rudern, mit Trompeten und Clarinetten soll Dich das frische Wasser auf- und abrudern. Vierzig Fackeln sollen dabei auf der Brücke hellen Glanz verbreiten. Man wird Dich dann in Dein Schlafgemach führen unter heiteren Gesprächen. Deine Bettücher sollen von Barchent sein, Deine Hemden von der feinsten Leinwand aus Rennes, und das schönste darunter ist mit Perlen, Diamanten und Rubinen gestickt. Wenn Du in dem sanften Bette ruhst, soll ein goldenes Gefäß aufgehängt werden, in dem langes, schön glimmendes Papier, wohlriechende Nelken und Weihrauch

brennen, damit Du sie im Schlafe riechst; solltest Du aber keine Ruhe finden können, dann mögen jede Nacht Minstrels bei Dir wachen!"

Das Ende vom Liede ist, daß der König bei Gelegenheit eines großen, vierzig Tage währenden Festes den Knappen in Gegenwart seiner zwölf Lords zum Ritter schlägt, und dieser dann die liebeskranke Prinzeß mit leichter Mühe heilt.

Auch „Sir Degore" (Dégaré), eine zweiunddreißig Quartseiten starke Romanze, ist spätern Datums, wie schon aus dem kunstreichen Plane hervorgeht, mit dem die späteren gewandteren Minstrels die Aufmerksamkeit eines schon etwas gebildetern Publicums zu fesseln suchten, während die älteren Romanzen weniger zusammenhängend sind. Eine ausgezeichnet schöne Königstochter von England, die viele Potentaten fruchtlos zu gewinnen suchten, verirrt sich von ihren Damen im Walde, auf dem Wege nach einer Abtei, wo sie einer jährlichen Seelenmesse für ihre Mutter beiwohnen will. Ein Ritter in reicher Rüstung bewegt sie durch viele Zudringlichkeiten zum Opfer ihrer Keuschheit, und gibt ihr beim Abschied ein Schwert ohne Spitze und Handschuhe, die Niemandem, außer ihr, passen. Mit diesen Hinterlassenschaften und vielem Gelde versehen, wird das Kind, welches in Folge dieses Abenteuers heimlich geboren wurde, in der Nähe einer Einsiedelei ausgesetzt. Der Eremit erzieht den Knaben Degore, bis derselbe zwanzig Jahre alt wird, Abenteuer sucht, Drachen tödtet, Ritter wird, die Handschuhe seiner Mutter mehrfach den Damen anprobirt, den Vater seiner Mutter im Zweikampfe besiegt und zur Belohnung seine eigene Mutter zur Ehe erhält. Aber während der Festlichkeiten zieht er seiner Braut die Handschuhe an und erkennt diese als seine Mutter. Sie gibt ihm das ungeheuer breite und lange Schwert ohne Spitze, und er zieht mit diesem aus, seinen Vater zu suchen. Von den in allen Romanzen unvermeidlichen Sirenen oder Zauberinnen an der Erreichung seines Zieles lange

aber fruchtlos gehindert, kämpft er endlich mit einem Ritter, der das Schwert erkennt und die Spitze desselben besitzt, welche im Kampfe mit einem Riesen vordem abgebrochen war. Es ist Niemand anders als sein Vater, der hierauf die Prinzessin heirathet.

„Der König von Tars und der Sultan von Dammias" (wohl Tarsus und Damaskus!) sind in Krieg verwickelt, weil Ersterer die Bewerbung des Sultans um seine Tochter abgewiesen und ihn einen Heidenhund gescholten hat, weßhalb der Letztere schwur: das Herzblut des Königs und seiner Großen zu vergießen. Viele christliche Kämpfer fallen in der Schlacht, die zum Glücke des Königs persönlicher Muth wieder herstellt. Um ferneres Blutvergießen zu verhindern, erklärt die Prinzessin freiwillig, sie wolle den Sultan heirathen, obgleich er ein Heide sei, und da ihr Vater seine Einwilligung verweigert und die Fortsetzung des Krieges beschließt, flieht sie nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten in's Lager des Sultans, um so eine baldige dauernde Versöhnung herbeizuführen. Zur Feier ihrer Hochzeit findet ein großes Turnier statt. Die neue Sultanin genest eines Sohnes, der aber einem Ungeheuer gleicht und erst dann urplötzlich ein wunderschöner Prinz' wird, als der Sultan auf die Ueberredungen seiner Gemahlin hin Christ wird und auch den Sohn taufen läßt, hierauf schreitet der Sultan zur Zerstörung seiner sarazenischen Götzen: des Jovyn, Plotoun, Tirmagaunt, Apollin und vor Allen des Hauptgötzen „lord seynt Mahoun," schenkt auch dreißigtausend gefangenen Christen die Freiheit und vereinigt sich mit seinem Schwiegervater zur Besiegung von fünf sarazenischen Königen, die ihn, den Renegaten, angegriffen haben.

Das Versmaß dieser Romanze gleicht dem, welches Chaucer zu seiner Travestie von Sir Topas gebraucht. Es reimen sich zwei aufeinander folgende Zeilen, und dann die dritte mit der sechsten, die neunte mit der zwölften.

Ipomydon, der außerordentlich schöne Königssohn von Apulien bedient die Gäste in seines Vaters Halle bei einem großen Feste, eine Verrichtung, die beiläufig gesagt, damals weit entfernt war, gegen das Ritterthum zu verstoßen, im Gegentheil als Vorbereitung dazu angesehen wurde. Er hört von der schönen Erbin von Calabrien sprechen, und um sie zu gewinnen, sucht er sie verkleidet auf, und bittet sie, in ihre Dienste treten zu dürfen. Die Prinzessin, die als Feudalherrin alle Geschäfte in Person abmacht, zweifelt zwar, ob dies seine wahre Absicht sei, schon seines herrlichen Anzugs wegen; erlaubt ihm aber zu bleiben, wenn er sich gut aufführen wolle, was er auch in jeder Hinsicht thut, so daß die Dame ihm ihr Herz schenkt.

Die Geschichte vom König Horn (von welcher die des Königs Poethus von Galyce eine vergrößerte Auflage mit veränderten Namen ist) hält Percy für echt Englischen Ursprungs. Es ist in der That nicht anzunehmen, daß sie aus dem Französischen übersetzt wurde, da im Gegentheil das Gedicht in letzterer Sprache sich als Copie ausgibt und im Englischen Horn alle Namen gut sächsischen und dänischen Klangs sind. Der Inhalt ist folgender:

Mury, König der Sarazenen, landet im Königreich Suddene, wo er den König Allof tödtet. Die Königin Godylt entkömmt, aber ihr schöner, fünfzehnjähriger Sohn Horn fällt in die Hände des Eroberers, der ihn nebst zweien seiner Spielkameraden Athulph und Fykenyld, dem Spiele der Wellen preisgibt. Das Schiff wird an die Küste des Königreichs Westnesse getrieben, woselbst der König, Aylmer, den Prinzen findet, an seinen Hof führt und seinem Haushofmeister, Athelbrus, übergibt, um ihn in der Falkenjagd, im Harfenspielen, Turnieren und ähnlichen Kenntnissen unterrichten zu lassen. Die Prinzessin Rymenild verliebt sich ihn, gesteht ihm ihre Neigung und verlobt sich mit ihm. Horn aber muß dem Ritterbrauche Genüge leisten und durch Aufsuchen und Bestehen gefährlicher Abenteuer ihre Liebe zu verdienen suchen. Deßhalb verläßt er sie sieben Jahre,

während deren er sich als sehr tapferer, unbesieglicher Kämpe erweist, sein väterliches Reich wieder erobert, und den Usurpator tödtet. Seine Braut aber, die er schließlich noch aus den Händen seines verrätherischen Gefährten Fykenyld errettet, führt er im Triumphe heim und regiert mit Glück und Ruhm.

Als Probe des Versmaßes, in welchem diese und die meisten derartigen Romanzen geschrieben sind, mögen folgende Zeilen dienen:

„That on wes hoten Athulf chyld
And that other Fykenyld,
Athulf wes the beste
And Fykenyld the werste."

Die alte aus dem Französischen in Englische alliterative Verse übertragene Romanze vom Schwanenritter handelt vom König Orhant, der ein Land weit hinter dem Meer beherrschte und dem eine edle Dame sieben Kinder, sechs Söhne und eine Tochter auf einmal gebar, von denen jedes bei der Geburt eine silberne Kette um den Hals hatte, und die alle mit Ausnahme eines Sohnes Helyas, des Schwanenritters, in weiße Schwanen verwandelt wurden. Der erste Pair Englands, der Herzog von Buckingham, glaubte zur Zeit der Reformation noch fest, in gerader Linie, von diesem Schwanenritter abzustammen und ließ, um diese stolze Abstammung bekannter werden zu lassen, diese Romanze als Prosaerzählung bearbeiten.

Außer den eben angeführten Romanzen sind noch zu erwähnen: Libeaux Disconius, Plein d'amour (Blandamoure), Eger & Grime, Sir Isenbras, Emare, Sir Triamoure, Eglamoür of Artas (Artoys) the knight of Courtesy, Sir Topas, Lebone Florence of Rome, Amys and Amelion, Otuel u. s. w.

Vierzehnter Abschnitt.

Schluß der metrischen Romanzen. Helden aus der griechischen oder römischen Geschichte.

Die älteste Romanze dieser Art ist Orfeo und Heurodis, eine Uebersetzung der schönen Ovidschen Episode von Orpheus und Eurydice in's Gothische. Die kleineren Ausschmückungen des Gedichts, der Rang, die Attribute des Orpheus, das Bild seines Hofes, die Beschäftigungen des Elfenkönigs u. s. w. sind der griechischen Mythe fremd und verdanken ihr Entstehen theils der Phantasie des Dichters, theils dem Glauben, den Sitten seiner Zeit, aber das zauberhafte Beiwerk, die Macht des Feenkönigs und seiner Königin, die prächtige Beschreibung des Elfenlandes und des Lebens seiner Bewohner sind griechische Copien.

Außer Romanzen über die römischen Kaiser Octavian und Diocletian sind es vorzüglich Alexander der Große und die Helden des trojanischen Kriegs, später auch Herkules, Jason, Theseus, welche die Romantik zu ihren Lieblingen erkor. Alexanders Geschichte war nach Chaucer

„— — — so commune
That everie wight that hath discrecioune
Hath herde somewhat or al of his fortune,“

und das war kein Wunder; denn Alexander ist unstreitig der groß-

artigste irrende Ritter des Alterthums. Schon im 12. Jahrhundert soll ein gewisser Simon im alten Limousinschen Dialekte ihn besungen haben. Daß Gualtier de Chatillon im Jahre 1212 ihn zum Helden eines lateinischen Gedichtes machte, wurde bereits erwähnt. Ein zweites lateinisches Gedicht auf ihn verfaßte 1236 Aretinus Guilichinus nach einer lateinischen Uebersetzung des unter dem Namen des verloren gegangenen Callisthenes von Simeon Seth, einem Hofbeamten des griechischen Kaisers Michael Ducas, aus dem Persischen in's Griechische übertragenen Werkes über das Leben und die Thaten des macedonischen Helden. Durch Uebersetzung war dieses Buch bald in Frankreich, Italien und Deutschland bekannt geworden. Hatten schon alte griechische Autoren, ein Orthagoras, Onesicritus u. A. Alexanders Geschichte mit fabelhaften Erzählungen untermischt, hatte schon Julian Africanus im 3. Jahrhundert die Mythe von Nectanabus, einem egyptischen König beigefügt, den er zum Präsumtiv-Vater Alexanders erhebt, und auch die Gedichte Arrians, Hadrians und des Soterichus sich manche fabelhafte Verschönerungen erlaubt, so strotzten vollends die arabischen, türkischen und persischen Nachrichten über unsern Helden von den ausschweifendsten Wunderdingen. Sie erzählten z. B. daß Escander (wie sie ihn nennen, der Chalif mit seinen zwölf Pairs) seinen Armeen das Signal durch ein wunderbares Horn von außerordentlicher Größe gab, welches man sechzig Meilen weit hörte, und welches von sechzig Männern auf einmal geblasen wurde. Die späteren Romantiker gaben sich viel mit solchen und ähnlichen Hörnern ab; z. B. Turpin, Boyardo, Berni, Ariosto u. A. Auch die Fabeln, daß Alexander in einem gläsernen Gefäß sich auf den Meeresgrund niederließ, um die Fische und Seeungeheuer kennen zu lernen, oder mit vier Greifen nach dem Monde flog, stammen aus dieser Quelle. Ein weiteres Manuscript, welches im Mittelalter in hohem Ansehen stand, war betitelt: secretum secretorum Aristotelis, und soll aus dem Griechischen in's Arabische und aus dieser Sprache dann in's Lateinische übersetzt worden sein. Auch Quintus

Curtius wurde so bewundert, daß z. B. Alphons IX. von Spanien (wie Aeneas Sylvius erzählt), welcher, um Trost in einer langwierigen Krankheit zu finden, vierzehnmal die Bibel nebst allen Glossen fruchtlos gelesen hatte, durch die einmalige Lectüre dieses Schriftstellers so entzückt ward, daß er vollständig genas. Die alte französische Poesie besitzt kaum ein werthvolleres Document, als den Roman d'Alexandre, um das Jahr 1200 nach Seths Werk von vier Dichtern geschrieben, „associez en leur jonglerie“ (wie Fauchet sich ausdrückt). In der Bodleianschen Bibliothek zu Oxford ist noch ein prachtvolles Exemplar zu sehen, dessen Illustrationen und Malereien die Arbeit von sechs Jahren erforderten. Man hat die Behauptung aufgestellt, daß vor dem Erscheinen dieses Gedichtes, zu Romanen oder zur Erzählung von „Gests“ nur kurze Verse im Gebrauche waren, und zuerst im Roman d'Alexandre das zwölfsylbige Versmaß angewandt wurde, welches daher das alexandrinische genannt wurde, zu Ehren des Helden und eines der Verfasser des Buchs. Möglich, daß der Name der Alexandriner sich von diesem Gedichte ableiten läßt; dieses Versmaß selbst aber war sicher schon früher in Gebrauch und entstand durch die Sparsamkeit der Abschreiber, welche, um weniger Pergament zu verbrauchen, zwei Zeilen in Eine zusammenzogen.

Das berühmteste Gedicht in Englischer Sprache über das Leben Alexanders wird dem fruchtbaren Legenden-Dichter Adam Davie oder Davy zugeschrieben. Er lebte um das Jahr 1312. Nectabanus, ein König und Zauberer, entdeckt die Intriguen seiner Feinde, indem er ihnen ähnliche Wachsfiguren formt und sie in Schlachtordnung stellt. Später formt er auch das Bildniß der Olympias, während sie schläft und schwängert sie unter der Gestalt eines Drachen. Die Schäferscene, wie der Drache zu der reichgeschmückten, in Schönheit strahlenden Königin unter die Bettdecke schlüpft, und mit aller bei einem Drachen überhaupt möglichen Galanterie sie vielmals küßt und fest in seine Arme drückt, ist eben so komisch, als Gowers

Drache, welcher, indem er sich der Königin nähert, „courteis und debonaire" ist.

> „Bis er kam an ihr Bette dicht,
> Und sie lag ruhig und schrie nicht;
> Denn er machte alle seine Sachen schön,
> War gefällig, höflich und angenehm."

Olympias veranstaltet ein Fest und einen Umzug, um ihre Schönheit zu zeigen. Sie ritt allein ohne Mantel auf einem weißen Maulthiere mit goldenem Sattel und goldgestickter Decke, die bis zur Erde reichte und mit vielen silbernen Schellen behangen war. Jede ihrer Geberden war schön und zierlich. Ihr blondes Haar war mit Golddraht geziert. Tausend schöne Damen mit Edelfalken auf der Hand folgten ihr. Die Mädchen sangen, die Trommeten schmetterten. Es war ein Fest für Leute jedes Standes und Geschlechts. Kampfspiele aller Art, Löwenjagden, Bärenhetzen, Stiergefechte folgten auf einander. Die ganze Stadt war mit Teppichen und Fellen behangen.

Alexanders Erziehung gleicht der Sir Tristrams. Er wird zur Falkenjagd, zu Turnieren, zum Rossebändigen angehalten. Auf seiner narbonner Stute reitet er bei einem Feste durch die Halle an die Tafel. Buccephalus hatte ein Horn an der Stirne, das die härtesten Schilde zerbrach. Auch das schon erwähnte Wunderhorn und sein Abenteuer in der Wüste bei den Gymnosophisten werden geschildert.

Homers Werke waren vom vierten bis zum vierzehnten Jahrhundert in Europa unbekannt. Nur seinen Namen kannten einzelne Gelehrte und mißbrauchten ihn gelegentlich zu lächerlichen Citaten, so ruft z. B. Geoffroy den alten Griechen zum Zeugen auf der Verheerung Aquitaniens durch Brutus.

Was man vom trojanischen Krieg wußte, schöpfte man aus zwei lateinischen Schriften, bekannt unter den gefälschten Namen von Dares Phrygius und Dictys Cretensis. Die erstere, angeblich von

Cornelius Nepos übersetzt, ist eine erbärmliche Compilation aus den Zeiten des Verfalls der lateinischen Literatur. Was Dictys von Kreta anbelangt, so soll er Soldat während des trojanischen Kriegs gewesen, seine Schrift jedoch durch ein Erdbeben aus einem Grabe bei der Stadt Cnossus zur Zeit Nero's wieder an's Tageslicht gekommen und unter Constantin übersetzt worden sein. Es ist eine in Prosa geschriebene Geschichte des trojanischen Krieges, in sechs Büchern, frei nach Homer bearbeitet und mit vielen Fabeln ausgeschmückt. Um das Jahr 1260 compilirte auf den Wunsch des Erzbischofs von Salerno der gelehrte Guido de Colonna aus Messina*) aus diesen Schriften mit Beiziehung neuer romantischer Erfindungen, wie sie dem Geschmack der Zeit entsprachen, einen großen lateinischen Prosaroman in 15 Büchern über den trojanischen Krieg, dem er auch die Geschichte Thebens und des Argonautenzugs nach Ovid, Statius und Valerius Flaccus beifügte. Mit dem Erscheinen dieses Werkes erhielten Achilles, Theseus, Herkules und Jason das Bürgerrecht der Romantik, besonders Letzterer, dessen Fahrt nach Kolchis zu Ehren noch 1468 ein Herzog von Burgund den Orden des goldenen Vließes stiftete.

Guido's Werk strotzt von orientalischen Fictionen, Chaucer und Bocaccio entlehnten ihm ihre Helden des Alterthums und noch Shakspeare seinen Troilus und Kressida; der Mönch John Lydgate aber verarbeitete es um das Jahr 1420 auf Befehl Heinrichs V. zu einem Englischen Gedichte: „boke of Troye", von dem wir jetzt sprechen wollen. Das Werk erwähnt Homers, tadelt ihn aber ungeachtet „all seiner Rhetorik und fließenden Beredtsamkeit, seiner lustigen Gesänge

---

*) Eduard I. soll Guido de Colonna auf seiner Rückkehr aus Asien in Sicilien getroffen und nach England eingeladen haben, woselbst dieser Commentare zu seinem Werke verfaßte; denn dem Könige war der trojanische Krieg ein wichtiges Document, da er schon aus jener Zeit sein Anrecht auf Schottland ableitete und sich darauf selbst beim Papste Bonifacius berief. Die Schotten wußten Nichts zu erwidern.

und süßen Possen und seiner Bilder von Gold und Azur" als parteiisch zu Gunsten der Griechen; denn die Nationen des Westens glaubten bekanntlich von Trojanern abzustammen.

Schilderungen ländlicher Schönheit, des Sonnenaufgangs, des Frühlings gelingen unserm Dichter, auch hat er bisweilen Gefühl und Ausdruck z. B. bei dem Scheiden des Troilus und der Kressida. Sonst ist aber diese Romanze durchweg eine Schilderung feudaler Sitten. Selbst die Belagerungswerkzeuge sind die der Kreuzzüge nebst dem griechischen Feuer große Kanonen. Die Halle des Königs Priamus wird jede Nacht erleuchtet durch einen wunderbaren Karfunkelstein, der unter Saphiren, Rubinen und Perlen an der Krone einer riesigen Jupiterstatue funkelt. In dem Hofe seines Palastes steht ein durch Zauberei geschaffener Baum, dessen Stamm zwölf Fuß hoch ist, die weithin schattenden Zweige sind theils von gediegenem Gold, theils Silber, seine Blüthen von Edelsteinen verschiedener Farben wurden täglich erneuert. Priams Palast selbst, ebenfalls durch „Feeerei" geschaffen, ist mit Krystall belegt, gebaut aus Diamanten, Saphiren und Emeralden und durch Pfeiler aus Elfenbein gestützt. Unter den Kriegern, die Troja zur Hülfe eilen, ist Shakspeare's schrecklicher Pfeilschütze, halb Mann, halb Thier, das wiehert wie ein Pferd und dessen feuerfunkelnde Augen wie Blitzstrahle tödten. Troja hat drei Tagereisen im Durchmesser. Seine Mauern, 200 Kubikfuß hoch, sind von Marmor und Alabaster, auch die Häuser sämmtlich von Marmor. An jeder Straße sind bedeckte Gänge für die Spaziergänger. Auch ein Theater fehlt nicht, freilich ist dies keines in unserm Sinne; denn ein Dichter auf einer Art Kanzel recitirte dort die Trauerspiele. Die trojanischen Bürger sind Goldschmiede, Wollenweber, Goldsticker, Waffenschmiede. Das Schachspiel wurde durch gelehrte Magister während der Belagerung zuerst erfunden und in der Stadt eingeführt. Am wunderbarsten aber ist Hektors Grabmahl. Dieser Held ruht nach Lydgate in der Domkirche Troja's, nahe am Hochaltar. Goldene Engel tragen das Monument. Die Stufen sind von Krystall.

Im Innern befindet sich nicht nur ein Bild Hektors aus gediegenem Gold, sondern auch sein einbalsamirter Leichnam, der wie lebend aussieht, weil eine kostbare Flüssigkeit durch künstliche Röhrchen durch jeden Theil des Körpers circulirt.*) Vor der Leiche brennen vier ewige Lampen in goldenen Ampeln. Zum Ueberfluß stiftet Priamus noch einen eigenen Chordienst von Priestern, denen er in der Nähe der Kirche Wohnungen anweist und Pfründen ertheilt, damit sie für die Seele seines Sohnes singen.

*) Harvey's Lehre von der Circulation des Blutes scheint denn doch schon früher, theilweise wenigstens, bekannt gewesen zu sein!

Fünfzehnter Abschnitt.

Reaction des erwachenden Volksgeistes gegen die Fremdherrschaft, die Geistlichkeit und das Feudalwesen. Robin Hood. Pierce Plowman. Wikliffe.

Der Eroberer und seine Nachfolger bedrückten das angelsächsische Volk bekanntlich auf eine mehr als orientalische Weise, und wer aus dem Volke noch zu viel Unabhängigkeitssinn und Trotz hatte, um sich die Beraubung seines Eigenthums und seiner persönlichen Freiheit gefallen zu lassen, war gezwungen, als outlaw, Vogelfreier in die Wälder zu flüchten. Von allen Bedrückungen (die Polizeistunde vielleicht ausgenommen) schmerzte den Angelsachsen am meisten der Verlust seines langen Bogens; denn sowol die celtischen Völker (wie die Irländer), als auch die gothischen, schon von Odins Zeiten her, waren berühmte Bogenschützen, und gerade diese Waffenlosigkeit und Enthaltsamkeit vom Waidwerk forderten die Normannen, welche das Jagdrecht sich ausschließlich vorbehielten und noch eigene Wälder deßhalb anlegten, mit der blutigsten Strenge. Ist es also zu wundern, daß Alles was an Nationalgefühl und Opposition gegen einen fremden Adel und die fremde hohe Geistlichkeit sich wach erhalten hatte, in den grünen Wald flüchtete und sich in einem Nationalhelden, einem Volksheiligen, in Robin Hood personificirte? Robin Hood von Barnsdal, nicht in der Halle einer Ritterburg, im grünen Wald unter Lilienblumen als Kind der Liebe von niederen Eltern geboren, war der Ausdruck eines gegen den Untergang kämpfenden edlen Volkes

und lebt unsterblich in dessen schönen alten Balladen. Einem Könige gleich lebte der Gebannte mit seinen friedlosen aber freien Männern in Sherwood, dem großen Wald bei Nottingham und York und repräsentirte allein noch das alt angelsächsische, ich möchte sagen ächt deutsche Waldleben im Gegensatze zu dem üppigen Franzosenthum. Im Gegensatze zu der bedrückenden, geldgierigen hohen Geistlichkeit war er der freigebige Hort der Armen und Unterdrückten, der Wittwen und Waisen durch die Verwendung des von den reichen Aebten und Bischöfen erpreßten Lösegeldes; im Gegensatze zu der Sittenlosigkeit der normännischen Herrscher war er von den reinsten Sitten, einzig treu seiner Marian, die mit Bogen und Pfeil, mit zierlich geflochtenem Haar und aufgeschürzt bis an's Knie als Waldkönigin ihm folgte. Seine tapferen Mannen, alle gekleidet in lincoln Grün, mit rothen und blauen Mützen und schräg über die Schulter geworfenen, mit Nägeln beschlagenen Gurten, an denen ein kurzes Schwert und ein kaum spannenlanger Schild hing, erschreckten das Echo mit ihren kleinen Hüfthörnern und großen, wunderbar festen Bogen aus spanischem Eibenholz, die nur Pfeile von der Größe einer Elle versandten, keinen Hirsch im schnellsten Laufe fehlten und beim Abschießen dröhnten, daß man es eine Meile weit vernahm. Doch nicht nur der Hirsch, auch die normännische Obrigkeit: die Sheriffe, die Barone und Prälaten erzitterten vor der tapfern Schaar, deren Abenteuer und Streiche zu erzählen ein Menschenalter (wie Drayton sagt) nicht hinreichen würde. Der Humor und der Witz fehlten nie: weder Robin Hood in seinen manchfachen Verkleidungen, noch seinen Freunden: dem Waldbruder Tuck (als Repräsentanten der armen sächsischen Geistlichkeit), dem kleinen Hans oder den übrigen Kameraden George a Green und Much, dem Müllersohn. Damit eine Versöhnung zwischen den feindlichen Elementen zu Stande gebracht werde, mußte der edelste Repräsentant des Ritterthums selbst, Richard I., Freundschaft mit Robin Hood schließen. In diesem Robin Hood krystallisirte sich die älteste Opposition gegen die Aristokratie. Es ist möglich, daß er gleich Arthur

eine wirkliche historische Person war. Er soll im hohen Alter von einer Nonne beim Aderlaß getödtet worden sein.

Satyren gegen die Ueppigkeit des hohen Klerus gab es schon sehr frühe, besonders in Allegorien gekleidete, namentlich auch in Frankreich, meist von den provençalischen Troubadours verfaßt.

Eine Art satyrisches Drama „Heregia del Preyres“ (die Ketzerei der Väter), welches Anselm Fayditt zugeschrieben wird, verhöhnt das Concil, welches die Albigenser verdammte. Die päpstlichen Legaten versuchten oft vergebens durch große Versprechungen sich Befreiung von diesen Satyren zu erkaufen. Auch ein Mönch Hugues de Bercy schrieb im 12. Jahrhundert eine bittere, Niemand schonende Satyre, welche er die „Bibel“ nannte, da sie nichts als Wahres enthielte. Aehnliche Satyren gibt es auch im Englischen, die wahrscheinlich Uebersetzungen sind. Eine beschreibt das Schlaraffenland „Cocaygne“ und ist einem französischen Fabliau nachgebildet. Ein ähnliches „le ordre de bel Eyse“ und eine im 14. Jahrhundert geschriebene Disputation zwischen einem Christen und Juden hatten denselben Zweck: Bloßlegung der Schwelgereien und Unsittlichkeiten, namentlich der männlichen und gewöhnlich benachbarten weiblichen Klosterbewohner, die in den Klöstern Sempringham in Lincolnshire, Beverley in Yorkshire u. A. besonders herausfordernd gewesen sein sollen.

Das sächsische Volk, welchem die Religion, die einen seiner Landsleute Nikolaus Breakspear zum Nachfolger Petri und einen andern Thomas a Becket zum gefürchtetsten Kirchenfürsten gemacht hatte, zum Theil sein Selbstbewußtsein wieder gab, fing erst unter König Johann ohne Land an politische Rechte sich zu erwerben, als nämlich der aus der Normandie vertriebene Adel sich an's Volk anschloß, und mit ihm verbündet die magna charta errang. Aus dieser Vereinigung entstand erst die Englische Nation, die bald stolz auf ihren früher verachteten Namen, dem Lande ihrer früheren Dränger bei Cressy, Poitiers und Azincourt die Gewalt ihrer langen Bogen fühlen ließ. Der Englische Charakter erhielt seine eigenthümliche Prägung,

Englands Constitution, Gesetzgebung, Schifffahrt, Universitäten und schönen Bauten erhoben sich, mit den in Frankreich erbeuteten Schätzen bereicherten sich der Adel und die Gemeine und die Folge dieser materiellen Blüthe war auch eine geistige Aufklärung und Verfeinerung, die zur Zeit des dritten Eduard ihren Höhepunkt erreichte.

Das Volk hatte schon unter der Regierung Heinrich's III. den edlen Vertheidiger seiner Rechte, Simon Montfort, Graf von Leicester, gefeiert und seinen Feind, den bei Lewis besiegten deutschen König Richard, in Balladen verhöhnt, die freilich wenig poetischen Werth, aber etwas Witz und viel kecken Spott über locale Ereignisse in recht populärer Sprache enthalten. Adel und Volk hielten fest zusammen zum Schutz ihrer Freiheit und besonders Graf Simon von Montfort, der rechtschaffene, große Mann, der nicht nur sein Gut sondern auch sein Blut für die Unterdrückten hergab, der gerechten Sache und der Freiheit des Königreichs zu lieb, wurde als Volksheld und nach seinem Tode fast als Heiliger verehrt. Selbst Mönche, die viel Antheil an der Politik nahmen, priesen ihn und die Wunder, welche Gott nach seinem Tode zu seiner Verherrlichung wirkte.

Unter Eduard I., der in auswärtigen Schlachten und im Anstreben der Einheit des Reichs sein Volk erstarken ließ, zeigte sich schon das Selbstgefühl der Engländer und ihre Verachtung fremder Völker, besonders der Franzosen in zahlreichen politischen Satyren: namentlich verhöhnten sie die unglückliche Expedition Philipp's des Schönen gegen die freiheitsstolzen Bürger von Brügge (1301) und die Schotten, die sich verrätherisch gegen Eduard betragen hatten (1305). Doch wagten sie sich auch schon an einheimische Uebelstände, beklagten sich über die zahlreichen, schweren Taxen, die Richter, die das Land während der Abwesenheit des Königs verwalteten u. dergl., betrauerten aber auch den Tod ihres herrlichen Fürsten in Versen voll Kraft und Wohlklang. Als dieser erste Eduard starb (1307), war der Unterschied zwischen Sachsen und Normannen, der sich unter seinen Vorgängern noch so bemerkbar machte, bereits verschwunden: es gab nur

noch ein Englisches Volk mit einem scharf ausgeprägten Insulaner-Charakter. Dieses Volk war es jetzt, welches nach Ruhm und Schlachten begierig war, nicht wie früher nur die Fürsten oder der Adel: der Bogenschütze von Kent und Northumberland, der gemeine Mann war es, der die Siege über den französischen Adel erfocht, welcher ihn früher bedrückt und verachtet hatte; Englands Fußvolk war damals ohne Gleichen.

Unter Eduard III. aber blühte das Land und seine endlich emancipirte Sprache am herrlichsten auf. Dieser ruhmvolle Fürst, dessen zahlreiche Siege Lawrence Minot besang, verbreitete einen nie gekannten Glanz des Ritterthums und der Romantik. In Einem Jahre feierte er sieben Turniere mit unerhörter Pracht; an einem derselben, zu Ehren seiner siegreichen Rückkehr aus Schottland, nahmen zweihundert dreißig Ritter Theil. Die tapfersten Degen der Christenheit, die edelsten Damen, mit Dolchen bewaffnet und in kriegerischem Gewande verschönten seine Feste. In Windsor errichtete er eine Tafelrunde von vierundzwanzig Rittern, und gründete daselbst bald darauf den Hosenbandorden während eines prachtvollen fünfzehntägigen Festes, das seine Herolde in Deutschland, Frankreich, Schottland, Burgund und Brabant verkündet hatten. Seine phantastische Liebe zur Gräfin von Essex soll bekanntlich die Gründung dieses Ritterordens veranlaßt haben, wie ja auch der Orden der Annunciada und des goldenen Vließes denselben Ursprung hatten und selbst in den Insignien des Ordens vom heiligen Geist Liebesgeheimnisse unter heraldischen Zeichen verborgen waren. „Il y eut plus de mystères d'amourettes que de religion.“ Eduard's schöne Gemahlin Philippa war seiner werth: auch sie war von einem so heldenmüthigen Geiste beseelt, daß sie beim Beginn der Schlacht die Soldaten ermuthigte und kaum zu verhindern war, selbst Antheil am Kampfe zu nehmen. Letzteres that wirklich die Gräfin von Montfort, die in Waffen und Harnisch an einem Ausfall der Besatzung von Hennebond Theil nahm und das Feindeslager in Brand steckte; nach erfochtenem Sieg küßte sie den

Englischen General Walter Manny und seine Hauptleute nach einander mehrmals „comme noble et valliante dame.“ Die Galanterie gegen die Damen hatte zu dieser Zeit ihren Culminationspunkt erreicht. Die Damen bestimmten die Preise bei den Turnieren, eigene Liebesjäger „poursuivants d'amour“ kannten keinen andern Lebenszweck, als ihre Gunst zu erringen, ja selbst mitten im heftigsten Gewühl der Schlachten, in denen es sich um das Schicksal von Nationen handelte, kämpften oft englische und französische Ritter für die Schönheit ihrer Damen. Die Siegesbeute und der innere Friede Englands hatten Reichthum und Ueberfluß im Gefolge und vermehrten den aus Frankreich eingeführten Luxus. Fast alle Familien, selbst solche von bescheidenem Range, besaßen kostbare Kleider und Hausgeräthe, Seidenzeuge, Pelzwerke, Tapeten, gestickte Betten, goldene und silberne Becher, Halsketten, Armreife von Caen, Calais und anderen reichen Städten des Auslandes. Nicht weniger als acht Gesetze gegen den Luxus wurden in Einem Jahre vom Parlamente erlassen und alle, wie dies gewöhnlich und von jeher der Fall war, nicht befolgt. Auch französische feine Sitten und Unterhaltungen z. B. die Maskeraden nahmen überhand, leider aber auch das Sittenverderbniß. Ein Theil der Regierung Richard's II. fällt noch in diese glänzende Zeitepoche, in dieses merry old England und wen nimmt es da Wunder, daß Dichter wie Chaucer entstehen konnten?

Ein Beweis, wie weit das Englische Volk auch in geistiger Reife den übrigen voraus war, ist: daß es schon damals das Hohle der Romantik und die Nothwendigkeit der Kirchenreformation erkannte.

Während noch ganz Europa an den zauberhaften Reizen des Ritterthums und der Romantik hing, hatte des Englischen Volks nüchterner Mutterwitz lange vor Cervantes schon den Flitterglanz durchschaut und dem Ritterwesen die Maske, hinter der die Lächerlichkeit verborgen war, vom Gesichte gerissen. Chaucer parodirte in Sir Topas die Ritterromanzen, und ein Volksgedicht: das Turnier von Tottenham machte die Turniere lächerlich. Vagabunden, Kneiphelden

kämpfen mit Stöcken um des Vogts Tochter, die eine Bruthenne und gescheckte Sau nebst ihrer Person dem würdigen Sieger zubringen soll. Die Herausforderung, der anberaumte Tag, die Vorbereitungen, Wappen und Devisen, Eide und das Fest zur Verherrlichung des Siegers sind alles Parodien der wirklichen Turniere. Dies Gedicht mag von beißender Satyre gewesen sein, aus dem zu urtheilen, was uns noch verständlich ist, nachdem die Zeit die pointe abgebrochen hat.

Auch die Keime der Reformation, die freilich für eine Zeit noch zurückgehalten wurden, zeigten sich schon frühzeitig. Die Opposition des Volkes, bisher gegen das Franzosenthum gerichtet, kehrte jetzt ihre Schärfe gegen die Geistlichkeit; es gab sich in allen Volksschichten Unzufriedenheit mit dem üppigen, sittenlosen Klerus kund.

Denn die Klöster waren schon lange nicht mehr, was sie zur ersten Zeit der normännischen Herrschaft gewesen waren: Sitze der Wissenschaft. Schon lange vor dem 13. Jahrhundert waren in Folge ihrer reichen Einkünfte alle Eigenthum besitzenden Klöster in Ueppigkeit und Müssiggang versunken. Sie hatten längst verlernt: das Volk zu belehren, Ketzereien zu verhindern, ihrer Regel nach zu leben, und ihren Oberen zu gehorchen. Schamlos fröhnten ihre Bewohner allen ihren Lüsten. Ihre Unwissenheit und Trägheit machte sie verächtlich und unfähig für das Lehramt, welches die Universitäten jetzt fast ausschließlich übernahmen. Die Auszeichnungen und Ehren, welche diese den Studirenden ertheilten, die Einrichtung der Collegien und Einführung eines neuen Lehrplans, die bequeme und erfolgreiche Art, nach der die Wissenschaften gelehrt wurden, weckten neuen Eifer zum Studium.

Aber die Hierarchie sah ungern, daß den Geistlichen das ausschließliche Lehramt entging und da sich die Klöster als unverbesserlich zeigten, beschloß man die Bettelmönche zu begünstigen: sie sollten den Volksunterricht leiten und auch auf den Universitäten vorgeschoben werden und die Laien verdrängen. Die Minoriten,

Carmeliten, Augustiner und Benedictiner, mit strengeren Regeln, ohne feste Besitzungen und angeblich den Reichthum verachtend, voll Beharrlichkeit im Predigen und Beten sollten dem Volke wieder Achtung vor der Geistlichkeit einflößen und die Kirche wieder zu Ehren bringen. Sie übertrafen auch bald alle anderen Klostergeistlichen, sowohl durch die größere Reinheit ihres Lebenswandels, als durch die Menge ihrer Privilegien und Mitglieder, zu deren Vermehrung auch der Reiz der Neuheit beigetragen haben mochte. Die Päpste hatten ihnen u. a. die Freiheit ertheilt, zu reisen, wohin es ihnen beliebte, mit Personen jeden Rangs Umgang zu pflegen, die Jugend und das Volk zu unterrichten und Beichte zu hören mit unbeschränkten Vollmachten. Wenn sie öffentlich erschienen, war ihr Auftreten, waren ihre Mienen so ernst, so würdevoll, daß sie bald die größte Verehrung in ganz Europa genossen. Daneben verlegten sie sich mit allem Eifer und auch mit Erfolg auf die Wissenschaften. An den Universitäten von Neapel, Paris, Oxford und Cambridge machten sich Mitglieder der Bettelorden bemerkbar, besonders die Franziscaner, aus derem Orden namentlich der berühmte Roger Bacon hervorging, der inmitten einer finstern Zeit die Mathematik und die Naturwissenschaften wieder auferweckte und zu verhältnißmäßig großer Vollkommenheit brachte. Ihre Klöster besaßen die schönsten Bibliotheken; sie hatten diese theils zum Geschenk erhalten, wie z. B. vom Bischof Grosthead, theils mit einem solchen Feuereifer zusammengetragen, daß man beim Beginn des 14. Jahrhunderts kaum ein Buch über Kunst, Theologie, kanonisches Recht und dergleichen zu kaufen bekommen konnte. Selbst die hebräischen Manuscripte der aus England vertriebenen Juden hatten sie an sich gebracht; denn sie waren auch in fremden Sprachen bewandert, hatten sie ja doch auch durch Benützung besserer Uebersetzungen, als der arabischen, die Aristotelische Philosophie wieder zu Ehren gebracht, welche von der Pariser Universität im 11. Jahrhundert als ketzerisch verdammt worden war. Die Klöster der Bettelorden, besonders in England,

zeichneten sich durch ihre Pracht aus. Da sie kein Eigenthum besitzen durften, hatten ihre Gönner es auf sich genommen, sie zu schmücken und zu verschönern; denn die höchsten Personen suchten sich in den Kirchen dieser Orden ihre letzte Ruhestätte und vererbten ihnen große Summen; nebstdem war auch das Ablaßprivilegium als Einnahmsquelle nicht zu verachten. Kurz, die Dominicaner und Franziscaner regierten beinahe drei Jahrhunderte lang den Staat und die Kirche in Europa fast unumschränkt: sie waren vor der Reformation das, was die Jesuiten nach derselben waren; obgleich Mönche, wurden sie mit den wichtigsten, weltlichen Angelegenheiten betraut, sie schlichteten die Zwistigkeiten der Fürsten, schlossen Frieden und Bündnisse, führten den Vorsitz im geheimen Rathe der Fürsten, erhoben die Gelder des Staates, kurz, sie hatten die geheimen Fäden aller wichtigen Ereignisse der politischen und religiösen Welt in ihrer Hand. War ja auch noch Cardinal Ximenes ein Franziscaner! Aber diese Macht zog ihnen endlich einen allgemeinen Haß zu, nicht nur des übrigen Klerus und der anderen Ordensgeistlichen, sondern auch der Universitäten und des Volks im Allgemeinen. Ihr Ehrgeiz war ohne Grenzen, ihr Hochmuth unerträglich geworden. Sie hatten einestheils aus Politik den gröbsten Aberglauben in Umlauf gesetzt, anderntheils wieder, um ihren Scharfsinn und ihre Ueberlegenheit in der Theologie an den Tag zu legen, Neuerungen in der katholischen Lehre eingeführt, welche die gefährlichsten Irrthümer geboren und die Pfeiler der Orthodoxie zu untergraben drohten. Ihre stets wachsende Anzahl wurde in den meisten Ländern dem Gemeinwesen eine unerträgliche Last. Ihre Macht, ihre Privilegien mißbrauchten sie und mancher unredlichen Mittel bedienten sie sich, um ihre Klöster zu bereichern. Unter sich selbst lebten die Mitglieder der vier Orden fortwährend im heftigsten Streit. Die Dominicaner leugneten, um sich populär zu machen, die unbefleckte Empfängniß, aber ihre Scheinheiligkeit wurde sprüchwörtlich, ihre Gelehrsamkeit kam in Mißcredit. Auch die Carmeliter, deren scholastische Weisheit berühmt war, verloren ihr An-

sehen, als die Bildung allgemeiner wurde. Sie und die Augustiner waren auch unklug genug, sich in politische Controversen, in aufrührerische Predigten einzulassen. Die Franziscaner endlich hatten ihre unschätzbaren Bibliotheken verschleudert, und nur leere Hüllen, worin keine Bücher waren, fanden unter Spinngewebe und Staub die Reisenden, die ihre Klöster besuchten.

In England entbrannte der Kampf gegen sie zuerst und am heftigsten an der Universität Oxford, an der die Dominicaner sich fortwährend Eingriffe erlauben wollten. Die Lehrer, die Studenten und Bürger dieser Stadt widerstanden beharrlich und viele ihrer Theologen griffen alle vier Orden mit großer Heftigkeit, mit großem Ernste an. Oft blieb es nicht beim Wortgefechte; so z. B. überfielen im Jahre 1327 die Studenten und Bürger Oxfords die reiche Benedictinerabtei der benachbarten Stadt Abingdon und plünderten sie vollständig aus. Der hervorragendste Gegner der Bettelmönche war Wickliffe, Professor der Theologie zu Oxford. Da er nicht allein sein Lehrfach, sondern auch die Privilegien der Universität von ihnen bedroht sah, tadelte er sie und ihre Schützer, die Päpste. Auf dies hin wurde ihm vom Erzbischof von Canterbury seine Curatorstelle genommen und einem Mönche ertheilt. Seine Berufung an den Papst blieb ohne Erfolg, zur Strafe der Freimüthigkeit, mit der er den Stand der Mönche getadelt hätte. Wickliffe, hierüber entrüstet, vergaß alle Mäßigung und griff ohne Unterschied in zahlreichen Predigten und Schriften nicht nur die Excesse aller Mönche an, sondern auch die Anmaßungen der päpstlichen Macht und das Verderbniß der Kirche. Wie Luther, immer weiter gerissen, prüfte und widerlegte er mit großem Scharfsinn und großer Gelehrsamkeit viele vorherrschenden Lehren des damaligen religiösen Systems, ermahnte die Laien, die Bibel zu studiren und übersetzte sie selbst in die Landessprache. Er ward der erste Säemann der Reformation, für die seine Zeit noch nicht reif war und trug viel dazu bei, dem ohnedies sinken-

den Ansehen der Mönche den Todesstoß und dem geheimen Wunsche der Trennung von Rom Ausdruck zu geben.

Die populärsten Lehren Wickliffe's, daß der Klerus keine Güter besitzen sollte, daß die kirchlichen Ceremonien wahre Frömmigkeit hinderten, und daß die Bettelmönche eine unerträgliche Last seien, führte ein anderes Mitglied der Universität Oxford, der Weltpriester Robert Longlande in einem satyrischen Gedichte aus, welches in vieler Hinsicht höchst interessant ist. Es ist nicht nur dem Inhalte, auch der Form nach durchaus national. Das Englische darin ist weit reiner, als das Chaucer's und mit Beiseitelassung aller normännischen Formen wird wieder auf die altdänische und angelsächsische Alliteration zurückgegriffen. Man findet keine bestimmte Sylbenzahl, keine Reime, sondern nur eine kunstvolle Wiederholung derselben Anfangsbuchstaben, von denen gewöhnlich zwei in der ersten Satzhälfte, die mit einer Cäsur schließt, vorkommen.

Das Gedicht ist betitelt: Pierce Plowman's Vision (Bauer Peters Erscheinung) und handelt von verschiedenen Visionen, die der Verfasser im Schlafe auf den Malvernehügeln in Worcestershire gehabt haben will. Es ist eine Satyre auf die Laster fast jeden Standes, hauptsächlich aber der Geistlichkeit. Die Abgeschmacktheiten des Aberglaubens werden mit viel Humor und Geist und bedeutender Erfindungsgabe lächerlich gemacht, so werden u. A. die Ueberredungskünste der Mönche geschildert, durch die sie reiche Schenkungen zu erlangen suchten, und der Luxus und die Vergnügungssucht der Prälaten jener Zeit, die ganze Meuten von Jagdhunden hatten wie z. B. der Erzdiacon von Richmond, der bei einer Visitation des Klosters Bridlugton siebenundneunzig Pferde und einundzwanzig Hunde mit sich führte.

„Und jetzt ist die Religion ein Reiter, ein Herumstreicher,
Ein Liebesjäger und Landläufer,
Sie jagt auf dem Sattel von Revier zu Revier
Ein Hetz Hunde hinter sich, als ob sie ein Herr wäre.
Und kniet nicht der Knecht, wenn den Kelch er bringt,
So fährt sie ihn an, „wer ihm Sitte gelehret?“

Folgende Stellen dieses Gedichts sagen mit prophetischem Geiste so sicher die nahende Reformation voraus, daß man geglaubt hat, sie sei erst später eingeschaltet worden, was aber als unbegründet sich erwiesen hat:

„Denn Männern der heiligen Kirche
Wird es ergehn gleich den Templern, die Zeit kommt nahe —

und

„es wird ein König kommen und euch beichten,
Und euch zücht'gen, wie die Bibel sagt, wegen Brechens eurer Regeln
Und Mönche und Nonnen reformiren und strafen,
Und dann wird der Abt von Abingdon und seine Nachkommen für immer
Einen Schlag erhalten vom Könige und eine unheilbare Wunde."

In Allegorien z. B. der Habsucht, des Neides, des Stolzes, der das Banner des Antichrists trägt, den die Mönche mit Glockengeläute und in feierlicher Procession empfangen, offenbart sich des Verfassers Satyre und Humor; einzelne Stellen, z. B. wie die Natur von den Planeten ihre Krankheiten aussendet, nähern sich sogar der Erhabenheit eines Milton.

Das Versmaß wie der Name Peter Pflugmanns wurden zu späteren Gedichten ähnlicher Tendenz oft in Anspruch genommen. Ein Seitenstück der „Vision" ist das „Crede" Peter des Pflugmanns, welches man ebenfalls Longland zugeschrieben hat, das aber wol eine Nachahmung des erstern Gedichts aus einer andern Feder ist. Ein schlichter unwissender Mann, der nichts als sein Vaterunser gelernt hat, möchte seinen Glauben kennen lernen. Er fragt zuerst einen Franziscaner, der ihn vor den Carmelitern warnt, die ihm nichts lehren könnten und deren Fehler er ihm ausführlich beschreibt. Die Franziscaner aber könnten ihm die Seligkeit verschaffen, ob er nun seinen Glauben kenne oder nicht. Er geht zu den Dominicanern, deren prachtvolles Kloster er beschreibt, findet dort einen fetten Mönch, der gegen die Augustiner loszieht. Er ist empört über dessen Stolz, und sucht die Augustiner auf. Diese spotten über die Franziscaner. Er geht nun zu den Carmelitern; diese schimpfen auf die Dominicaner,

aber versprechen ihm die Seligkeit ohne Glauben, lediglich für Geld. Er verläßt sie unwillig und findet auf dem Felde einen ehrlichen Bauer, dem er seine Erlebnisse erzählt. Der Bauer antwortet mit einer langen Invective gegen alle diese Orden.

Die Sprache des Crede ist weniger dunkel, als die der Vision, was wol in der einfachen Handlung ohne Allegorien seinen Grund haben mag.

Sechzehnter Abschnitt.

Jeffrey Chaucer.

Endlich sind wir bei dem ersten wirklichen Dichter Englands, bei Jeffrey Chaucer angelangt, der weit seiner Zeit voraneilend, als der Repräsentant jener geistigen Bewegung zu betrachten ist, die nahe daran war, fast zwei Jahrhunderte früher in England das in's Werk zu setzen, was Luther in Deutschland erreichte.

Chaucer hatte lange vor Cervantes mit dem Ritterwesen gebrochen. Erfahrung, tiefe Menschenkenntniß, Reisen und eifriges Studium befähigten ihn, etwas Reelles, Concretes, Dauerndes zu schaffen und der Vater der Englischen Dichtkunst zu werden. Keiner war aber auch so vom Geschick dazu ausersehen!

Plebejer von Geburt und Günstling des glänzendsten Königs, ja vertrauter Freund und Schwager eines Königssohnes, mit Glücksgütern überschüttet, auf prächtigen Lustsitzen und, als Geächteter in bitterer Noth darbend, Gelehrter, Soldat, Kriegsgefangener, Rechtskundiger, Höfling, Reisender, Gesandter, mit wichtigen Staatsgeschäften beauftragt, Staatspensionär, Demagog, politischer Gefangener und reuiger Reactionär, Busenfreund Wickliffe's und Widersacher der Wat-Tylerschen Empörung, vertraut mit Petrarca, heute dichtend, morgen die Wein- und Wollzölle controllirend, hatte er sich in den Strubel seiner erregten Zeit gestürzt, an Allem Theil genommen, Alles studirt, gesehen, erfahren, gefühlt und so setzte er sich im 61. Lebensjahre hin, unter die alten Eichen von Donnington Castle,

um die Welt, in der er trotz aller bitteren Erfahrungen seinen frischen Humor sich erhalten, zu schildern, wie sie in Wirklichkeit ist. Glücklich ist England, daß seine guten Regenten, wie seine guten Dichter gewöhnlich ein hohes Alter erreichen und ihre Frische sich erhalten. So schrieb Dryden noch im 70. Lebensjahre seine Fabeln und der blinde Milton war fast ebenso alt, als er sein wiedergewonnenes Paradies dichtete! Auch Walter Scott kann hier als Beispiel angeführt werden.

Chaucer war ein Ebenbild Shakespeare's in Betreff seines milden und heitern Characters, eben so wenig wie dieser ein Verächter der Lebensfreuden, aber immer seinen Hauptgenuß in Büchern suchend und immer dichterisch schaffend, inmitten eines thätigen Lebens. Ein Feind der priesterlichen Mißbräuche, war seine Satyre wenn auch treffend, doch zierlich und nicht boshaft, seine Characterschilderungen, ja selbst die unbedeutendsten Aeußerlichkeiten sind unübertrefflich, sein Witz, wenn er sich auch die Freiheiten eines Boccacio nimmt, ist doch der eines feinen Weltmanns und hat nichts Mittelalterliches. Besonders anmuthig sind seine Schilderungen der Natur, des Landlebens. Die Reize eines Frühlings-, eines Sommermorgens sind der höchste Genuß für ihn, seine Landschaftsbilder haben eine frische und locale Färbung und dienen seinen Characterbildern als treffende Staffage. Seine Schilderungen sind pittoresk, seine Beschreibungen dramatisch.

Kurz sein Genius war umfassend, und war den verschiedenartigsten Aufgaben gewachsen. Sittenschilderungen gelingen ihm eben so gut, wie er es vermag, das Schöne und Große im Leben und in der Natur mit Anmuth zu zeichnen. Und das vollendet er in einem Zeitalter, in dem der Geschmack sich noch nicht gebildet hatte und mit einer noch rohen, barbarischen Sprache, der er Rundung und Wohllaut gab, theilweise durch Einführung provençalischer Worte. Er fand keine Vorbilder, an denen er hätte seine Studien machen können, außer die provençalischen und italienischen Dichter, und in seinen

jüngeren Jahren verfiel er auch ihrer falschen Geschmacksrichtung. Im 18. Jahre schrieb er den „Liebeshof". Derselbe enthält die zwanzig Statuten, welche das Minnegericht der Provençe zur allgemeinen Darnachachtung unter den schärfsten Strafandrohungen vorschrieb. Um Chaucers Zeit hatten sich auch in Languedoc, Gascogne, Poitou und der Dauphinée solche Gerichtshöfe der Liebe gebildet, die von großem Einflusse waren, und deren Decrete allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Gegen solche Urtheile konnte man selbst an keinen König appelliren! Der Liebesenthusiasmus nahte sich der Verrücktheit. Nicht nur, daß Nonnen und andere geistliche Personen durch äußere Abzeichen die unbesiegbare Macht der Liebe zur Schau trugen, so bildeten sich auch größere Bruder- und Schwesterschaften von Liebesfanatikern, die um die Macht dieser Leidenschaft zu beweisen, im Winter fast nackt gingen und ihre ungeheizten Wohnungen mit Immergrün schmückten, dagegen in der größten Hitze in Mänteln und Pelzen spazierten und großentheils Opfer ihres Fanatismus wurden. Auch die Blumenspiele begannen um Chaucers Zeit in Frankreich und füllten die Dichtkunst dieses Landes mit Bildern aus dem Blumenreiche. Chaucer, der schon den roman de la rose aus dem Französischen übersetzt hatte, huldigte in seinem Gedichte: „Blumen und Blatt" wiederholt dieser allegorisch-romantischen Dichtungsweise. Ueberhaupt sind seine kleineren Gedichte theils Uebersetzungen Boccacios, wie Troilus und Kressida oder die Theseide, oder Nachahmungen der Provençalen, wie sein „Traum," „Haus des Ruhmes," „Testament der Liebe," „Kukuk und Nachtigall" u. A. Er sagt selbst von sich, daß er viele: hymnes, balades, rondils, virelaies, schreibe, um die „neue Dichtkunst" wie man sie in Frankreich hieß, nachzuahmen, wo sie beim Erlöschen der provençalischen Poesie in Chants royaux, Balades, Rondeaux und Pastorales auftrat, hauptsächlich unter der Aegide Froissarts. Chaucer führte nebstdem aus Frankreich und Italien auch das Sonett, die Ottave rime, terza rime und die Sestinen ein, aber die meisten der kleine-

ren Werke Chaucers sind wahrscheinlich verloren gegangen, da nach seinem Tode über siebzig Jahre vergingen, ehe der erste Buchdrucker Englands sein bestes Werk „Die Canterbury-Erzählungen" dem Drucke übergab. Leider war auch dies Manuscript voller Fehler; hatte ja schon Chaucer, der so gerne die Feile anlegte, sich in einem Epigramm bitter über seinen nachlässigen Abschreiber Adam beklagt und Gott gebeten, er möge seine Gedichte davor behüten, daß sie falsch abgeschrieben und in ein falsches Versmaß gebracht würden.

Obgleich Chaucers Genie gelegentlich auch aus seinen kleineren Dichtungen durchbricht, und er besonders in der Characterzeichnung, der Beschreibung, im Pathos und der Allegorie die Meister übertrifft, die er nachahmt, so ist doch der Verlust dieser kleineren Werke weniger zu beklagen, da uns doch sein Hauptwerk blieb, wenn auch unvollendet, in dem er alles Affectirte, Gekünstelte von sich werfend, und vor Allem der Allegorie, diesem Gebilde jeder noch kindlichen Literatur, mit ihrem weit ausgesponnenen, langweiligen Stoffe und schwülstigen Decoration Lebewohl sagend, sich an das Erlebte, an vorhandene Sitten und Charactere hielt und indem er Wahrheit und wirkliches Leben schildert, der Boccacio und Cervantes seines Volkes wurde. Dieses classische Werk ist betitelt: Die Canterbury-Erzählungen (Canterbury tales). Offenbar ist der Plan Boccacio's Decamerone entlehnt, aber jedenfalls verbessert.

Bei Boccacio liegt etwas Unnatürliches darin, daß man auf einer Villa nach dem Essen zur Zerstreuung der Melancholie der Damen die scherzhaftesten und freiesten Geschichtchen vornimmt, während rings herum die schrecklichste Pest das Land verheert, obgleich gerade diese Sittenlosigkeit und Sorglosigkeit ihre geschichtliche Begründung hat; denn da nur wenige Weiber der Pest entronnen waren, alle ihre Angehörigen verloren und keine weibliche Dienerschaft um sich hatten, so wurden ihre Sitten ausgelassen. Auch die Mönche und Nonnen, denen die Klosterpforten durch die Pest geöffnet worden waren und die vollkommen frei in der Welt herumgingen, vergaßen

nach ihrer Rückkehr in's Kloster nicht die Genüsse der Welt, die sie kennen gelernt hatten, so daß von jener Zeit kirchliche Schriftsteller die Sittenverderbniß der Klöster datiren. Es ist jedoch bei Chaucer die Veranlassung, der diese Geschichtchen ihre Entstehung verdanken, viel natürlicher und gefälliger. Eine Gesellschaft von Pilgern, neunundzwanzig an der Zahl, „allerlei Volk" treffen im Frühling zusammen in einem Wirthshause zu Southwark, um eine Pilgerfahrt zum heiligen Thomas a Becket nach Canterbury anzutreten, der ihnen geholfen hatte, als sie krank waren. Obgleich einander fremd, versammeln sie sich zum Abendessen in einem Zimmer nach dem damaligen Gebrauche. Pilgerfahrten waren zu jener Zeit angenehme Lustfahrten; indem man sich durch den löblichen Zweck des Unternehmens vollkommen beruhigt fühlte, erlaubte man sich unterwegs alle Genüsse und Scherze ohne Rückhalt. Nach dem reichlichen Abendschmauße schlägt der Wirth vor, man möge die Reise in Gesellschaft unternehmen und um sie abzukürzen, möge jeder Pilger beim Hin- und Herwege eine Geschichte erzählen und wer die beste auftische, solle auf Kosten der übrigen Gesellschaft einen Abendschmaus erhalten. Man ist dies zufrieden und beschließt, der Wirth solle der Richter sein. Von den Geschichten selbst ist wol schwerlich eine einzige von Chaucers Erfindung: die ernsteren sind theils Boccacio, theils anderen gelehrten Schriftstellern des Tages entlehnt, und die leichteren, spaßhaften und obscönen den Fabliaux der Provençalen oder vielleicht dem Volksmunde selbst entnommen. Aber die kunstreiche Darstellung, die Verflechtung des Ganzen, die humoristischen Unterbrechungen, die herrlichen Characterzeichnungen sind Chaucers Eigenthum. Ein köstlichster Theil ist der Prolog, die unerschöpfliche Ader des sprudelnden Humors, aus der die Schilderung der Pilger fließt, die an dem Zuge Theil nehmen. Ein solches Hogarthisches Bild des bürgerlichen Lebens und Treibens im 14. Jahrhundert mit einer solchen Treue und Genauigkeit und so geistreich nach dem Leben gezeichnet, findet sich bei keiner Nation, noch hat irgend ein Volk so frühe Beispiele einer so feinen Satyre, eines

solchen psychologischen Scharfblickes in seiner Literatur aufzuweisen. Hier ist Chaucer auch ganz originell. Seine Bilder sind britisch: er hatte hier kein fremdes Modell vor Augen, ja Theophrast's und Labruyère's Charaktere sind nicht halb so lebendig und so treffend gezeichnet. Da ist z. B. ein Ritter, ein Spiegel der guten Sitte, der Wahrheit, Ehre, Freiheit und Höflichkeit über Alles hält und niemals was Niedriges sagte oder that. Er hatte in fünfzehn Hauptschlachten gefochten, den Belagerungen von Alexandrien und Granada beigewohnt, in Litthauen, Algier und anderen Orten gestritten, oft als Zeichen seines vorragenden Verdienstes den Ehrenplatz an der Tafel erhalten und doch war sein Benehmen so sanft wie das eines Mädchens. Sein Pferd war trefflich, doch sein Reiseapparat noch wenig in Ordnung; denn er war erst spät angekommen. Sein Sohn, der junge Squire, ein freundlicher Herr mit schönen Locken, sehr behend und gewandt, mit allen körperlichen Vorzügen ausgestattet, hatte auch schon seine Sporen verdient, um die Gunst seiner Dame zu erringen. Er blies die Flöte, sang, spielte mit Blumen den ganzen Tag und war so frisch wie der Maimonat. Kurz war sein Rock, seine Aermel lang und weit; herrlich saß er zu Pferde, er konnte singen, tanzen, malen und schreiben. So heiß liebte er, daß er Nachts nicht mehr schlief, als eine Nachtigall. Er war höflich, demüthig und dienstfertig und schnitt seinem Vater beim Essen vor. Sein Diener war ein Yeoman in Grün gekleidet, mit Bogen und mit Pfauenfedern befiederten Pfeilen bewaffnet, auch mit Schwert, Schild, Dolch und Hifthorn versehen. Seine Brust zierte ein silberner St. Christoph. Sein Haar war so geschoren, daß der Kopf einer Nuß glich, sein Gesicht war gebräunt und es war ein tüchtiger Waidmann.

Die zweite Person im Range war eine Priorin, Madame Eglantine, eine äußerst zarte und schüchterne Pflanze. Sie schwur nicht höher, als beim heiligen Eligius, konnte im Gottesdienste sehr schön singen und wußte in ihrer Nase den Ton anzugeben. Französisch sprach

sie prächtig nach der Schule von Stratford at Bow; denn Französisch von Paris war ihr unbekannt. Bei Tische ließ sie keinen Bissen von ihrer Lippe, keinen Tropfen auf ihre Brust fallen, nie tauchte sie ihre Finger in die Sauce. Artigkeit war ihr Vergnügen; ihr Streben, die Hofsitten nachzuahmen. Ihre Oberlippe reinigte sie so sauber, daß in ihrem Becher, wenn sie getrunken hatte, keine Spur von Fett gesehen wurde. Was ihr Gemüth betrifft, so war sie so mild und barmherzig, daß sie weinte, wenn sie eine Maus todt oder blutend in einer Falle sah. Ihre kleinen Hunde fütterte sie mit Braten, Milch und Weißbrot und weinte bitterlich, wenn einer starb, oder mit einer Gerte von Jemand geschlagen wurde. Alles war an ihr Gewissen und zärtliches Herz. Ihre Augen waren grau wie Glas, ihr Mund klein und ihre Stirne etwa eine Spanne breit, sie war nicht zu klein gewachsen. Sie trug schöne Kleidung, Korallen um die Arme und eine Broche mit einem gekrönten A und der Umschrift: „Amor vincit omnia". Eine andere Nonne, ihre Kaplanin und drei Priester begleiteten sie.

Ein Seitenstück zu ihr war ein Mönch, so stattlich, daß er ein Abt hätte sein können. Er liebte das Waidwerk, und hatte manches Pferd im Stall. Wenn er ritt, klangen die Glöcklein an seinem Pferdegeschirr, gleich denen seiner Kapelle. Die Regeln des heiligen Maurus und Benedict hielt er für veraltet, gab auch keine Henne für den Bibeltext: daß Jäger keine heiligen Männer, oder eine Auster für jenen: daß Mönche ohne Regeln, wie Fische ohne Wasser seien. Für Windhunde, um Hasen zu jagen, sparte er keine Kosten. Seine Aermel waren mit dem schönsten Hermelin eingefaßt, eine prächtige, goldene Nadel hielt den Hut an seinem Kinn befestigt, und ein Liebesknoten befand sich am größeren Ende. Sein Antlitz, sein rundes Haupt strahlte wie gesalbt; denn es war sehr fett. Seine Augen rollten wie feurige Kohlen in seinem Kopfe. Von allen Braten aß er nichts lieber, als einen fetten Schwan.

Auch ein lustiger Bezirks-Bettelmönch war bei der Gesellschaft,

Namens Hubert. Keiner konnte schönere Worte machen, er war der beste Bettler im Kloster; wenn eine Wittwe nichts hatte, als einen Schuh, so lockte er ihr doch einen Heller ab, so schön sang er „in principio." Auf seine Kosten hatte er viele junge Weiber verheirathet. Mit Gutsbesitzern der Umgegend, mit würdigen Matronen der Stadt stand er auf gutem Fuße; denn er hatte größere Macht im Beichtstuhl als ein Pfarrer, weil er, wie er sagte, Licentiat war. Süß hörte er die Beichte und angenehm war seine Absolution, besonders wenn für seinen armen Orden Etwas abfiel; denn für Manchen, der so harten Herzens ist, daß er nicht weinen und beten kann, ist Silber das sicherste Kennzeichen der Reue. — Sein Sack war vollgestopft von Messern und Nadeln, um sie schönen Weibern zu schenken. Singen und Harfenspielen konnte er unübertrefflich und dabei blinzelten seine Augen im Kopfe, wie die Sterne in einer Winternacht. Er pflegte zu lispeln, um sein Englisch auf der Zuge süß zu machen. Dabei war er stark wie ein Haudegen, und bei Gut- oder Geldstreitigkeiten vor Gericht konnte er wüthen; denn da trat er nicht als armer Mönch mit fadenscheiniger Kutte, sondern als eine Art Papst in Atlas und Seide auf. In jeder Stadt kannte er die Wirthe und Wirthshäuser besser, als die Armen und Kranken; denn einem so würdigen Manne wie ihm wäre es schlecht angestanden, mit solchem Volke sich abzugeben, nein nur mit Reichen und Victualienverkäufern verkehrte er. Wo Gewinn heraussah war Niemand so höflich, dienstfertig und tugendhaft wie er.

Nun kam ein geldstolzer Kaufmann mit einem flandrischen Biberhut, dessen Hauptwunsch war, daß das Meer zwischen Middleburgh und Orewell gehütet würde, und als Gegenstück zu ihm ein Student von Oxenford in fadenscheinigem Rock selbst so wenig fett, wie seine magere Mähre. All sein wenig Gut hatte er auf Bücher verwendet und war zu wenig für die Welt geschaffen, um darin vorwärts zu kommen. Nie sprach er ein unnützes Wort, Alles sagte er mit Ueberlegung und gerne lernte und lehrte er.

Ein Gerichtsherr, der oft Richter bei den Assisen gewesen war, und alle Verordnungen von König Wilhelms Zeiten her kannte, verdient auch Erwähnung. Nirgends gab es einen geschäftigern Mann, als ihn, und dennoch schien er geschäftiger, als er war.

Ein freier Grundbesitzer ist Repräsentant des wohlhabenden Mittelstandes zur Zeit Eduards III. In Wonne zu leben, war sein Ziel, er war Epicurs rechter Sohn. Er hatte einen weißen Bart und war Sanguiniker von Temperament. Des Morgens liebte er eine Weinsuppe. Für seine ganze Umgegend war er ein St. Julian an Gastfreundschaft, sein Brod, sein Bier stand Jedem zu Diensten, in seiner Halle stand offene Tafel, gedeckt den lieben langen Tag. Kein Mann hatte einen bessern Flaschenkeller, schönere Hechte im Fischkasten, und fettere Feldhühner in Reserve. Braten und Fische gab's jeden Tag und so reichlich, daß das Essen und Trinken nur so schneite. Was die verschiedenen Jahreszeiten an Delicatessen hervorbrachten, wurde beigeschafft. Wehe aber dem Koche, wenn die Sauce nicht picant genug ausfiel, oder das Fleisch nicht gar gekocht war! Bei den Sitzungen war er der Lord und häufig der Ritter der Grafschaft, auch schon Sheriff und Einnehmer gewesen. Ein Dolch und eine seidne Geldbörse, weiß wie Morgenmilch, hing an seinem Gürtel.

Fünf Handwerker, die einer Bruderschaft angehörten, dann ein Koch, ein Schiffmann, von wenig zartem Gewissen, der manches Faß Wein von Bordeaux hereingeschmuggelt hatte, ein Doctor der Physik, der seine Patienten nach den Regeln der Astronomie behandelte (sagt ja Roger Bacon: „astronomiae pars melior medicina"), aber in der Bibel nur wenig studirte, und für das beste Kordial das Gold hielt, ein Bauer, ein „starker Kerl von einem Müller," ein Verwalter und einige Andere kann ich wegen Mangel an Raum leider nur oberflächlich erwähnen; auch der Dichter selbst ist ein Glied dieser Pilgergesellschaft. Genauere Beschreibung aber verdienen noch folgende Persönlichkeiten: Ein gutes Weib aus der Gegend von Bath. Sie war jedoch etwas taub und das war zu beklagen. Von Kleidern

besaß sie eine große Menge; sie bezog sie von Ypres und Gent. Beim Opfern in der Kirche war sie stets die erste. Ihr Kopfputz wog wenigstens zwei Pfund. Ihre Hosen waren scharlachroth, steif und ganz neu. Ihre Physiognomie war keck, ihre Gesichtsfarbe blühend. Sie hatte fünf Ehemänner an den Kirchenthüren gehabt, von früheren Bekanntschaften nicht zu reden. Sie hatte schon große Reisen gemacht, dreimal nach Jerusalem, dann nach Rom, Boulogne, Köln u. s. w. und war demgemäß equipirt, mit einem breiten Hute, scharfen Sporen und weitem Mantel versehen. Sie lachte gerne und verstand Spaß, kannte auch genau aus Erfahrung die Heilmittel der Liebe.

Ein Citator, dessen Geschäft es war, Diejenigen, welche gegen die kanonischen und Sittengesetze sich vergangen hatten, vor den Gerichtshof des Erzdiacons zu laden, woselbst sie strenge bestraft wurden, bildete seiner äußern Erscheinung und seinem Character nach einen schroffen Gegensatz zu seinem Amte. Er hatte ein feuerrothes Cherubimgesicht mit Karfunkeln und Knoten, die weder Quecksilber noch Höllenstein wegbeizen konnten, kleine Augen, schwarze Augenbrauen und einen wüsten Bart, so daß er ein Kinderschrecken war. Hitzig war er und geil wie ein Sperling und es kam ihm zu Statten, daß er die jungen Mädchen seiner Diöcese zu überwachen hatte. Er aß gern Zwiebel und trank starken Rothwein. Stieg ihm letzterer zu Kopf, dann schrie er und sprach nichts als Latein, von dem er einige Brocken aus einem Decrete sich gemerkt hatte. Wollte man mehr von ihm erfahren, dann war seine Philosophie zu Ende und er schrie: „questio quid juris.“ Er war ein guter Gesellschafter, für ein Quart Wein erlaubte er Jedermann eine Beischläferin in's Haus zu nehmen, war er ganz unbeobachtet, dann „rupfte er auch bisweilen einen Finken,“ (d. h. er raubte Jemand aus) und lehrte seine Spießgesellen in einem solchen Falle nichts nach des Erzdiacons Fluch zu fragen; „denn des Erzdiacons Hölle sei sein Geldbeutel.“ Er trug einen Kranz auf dem Kopfe, so groß, als sei er für eine Hopfen-

stange geflochten, und einen Schild, den er sich aus einem Kuchen gemacht hatte.

Sein Freund und Compère war ein Ablaßkrämer, der mit brühwarmen Ablaßzetteln von Rom gekommen war. In seinem Reisesack hatte er unter anderen Reliquien den Schleier der heiligen Maria und ein Stück Segel von St. Peters Schiff. Er ritt ohne Hut, sein gelbes Haar hing ihm über die Schultern, er hatte Augen wie ein Hase, eine Stimme wie eine Ziege, aber keinen Bart, und es schien auch keine Hoffnung auf einen solchen vorhanden zu sein. In einem Glase hatte er Schweinsknöchel und manchen Tag gewann er von armen Leuten für Ablaß und Reliquien mehr, als diese in zwei Monaten erarbeiteten. Als Gegenstück zu diesen falschen Miethlingen ist das Bild eines würdigen Seelenhirten skizzirt, eines Dorfpfarrers; ein Character voll Wahrheit, Geduld, Entsagung, Muth und Gewissenhaftigkeit, der nicht nur Chaucers Genie, sondern auch seinem Herzen alle Ehre macht.

Zum Schluß ist noch einer Haupt-Person Erwähnung zu thun, des Wirthes, der die Rolle des Sprechers, Vorsitzenden oder des Chorus vertritt. Er ist voll Mutterwitz und durchaus practisch, er muntert zum Erzählen auf, unterbricht, und belebt dadurch die Erzählungen, kritisirt sie zuweilen, besänftigt die Streitenden und spinnt gleichsam den Faden fort zu einem Ganzen. Chaucers Gedicht blieb unvollendet, die Pilgrime gelangen nicht bis Canterbury und demnach fehlen die Erzählungen der Rückreise. Auch die fünf Handwerker, der Jäger und Bauer kommen nicht zum Erzählen. Ein unbekannter, wol nicht lange nach Chaucer lebender Dichter hat versucht, das Gedicht zu vollenden und mit ziemlichem Humor geschildert, was jeder der Pilger bei der Ankunft in Canterbury vornimmt, auch eine zweite Geschichte des Kaufmanns beigefügt, doch scheint auch er die Vollendung aufgegeben zu haben. Die Erzählungen sind den Persönlichkeiten, die sie vortragen, angemessen: der Ritter gibt die Geschichte von Palamon und Arcite nach Boccacio's „Theseide,“

sein Sohn die vom Tartaren-Könige Cambuscan, die ritterlichste und romantischste der Erzählungen, der Student die Legende der geduldigen Griseldis.

Der Priester der Nonne erzählt die Fabel vom Hahn und dem Fuchs (wol den lais der Marie, einer französischen Dichterin entlehnt), der Kaufmann eine alte lombardische Geschichte von „Januar und Mai.“ Andere bringen fromme oder geschichtliche Sagen. Der Ablaßkrämer gebraucht dabei häufig den Refrain: „radix malorum est cupiditas.“ Bei der Frau aus Bath ist der Prolog unterhaltender, als ihre Geschichte. Sie theilt in ersterm picante Scenen aus ihrem an Liebe reichen Leben mit. Der Mönch und der Citator verhöhnen sich gegenseitig durch ihre Geschichtchen; so auch der Müller und der Gutsverwalter. Diese Erzählungen, wol größtentheils nach französischen Fabliaux bearbeitet, sind mit keckem Humor und der Freiheit eines Boccacio geschrieben. Die Mönche und ihr Anhang werden hart mitgenommen, die siegreichen Helden dagegen bei den verliebten Unternehmungen sind immer Oxforder Studenten. Zur Probe wollen wir eine Geschichte des Müllers mittheilen:

Ein Student aus Oxford, der Astrologie (diese Wissenschaft war damals sehr im Schwunge) studirt, scheinbar sanft wie ein Mädchen, ist nicht unempfindlich gegen die Reize seiner jungen Hausfrau. Diese war aber auch blühend, und lieblich anzuschauen. Ihr Wuchs war schlank wie ein Wiesel, ihre Augen sahen verliebt, ihre Augenbrauen waren schwarz und in schönem Bogen geführt, ihr Mund war süß wie Honigwasser, ihre Gestalt gerade wie ein Pfeil; sie war frisch wie ein eben geprägtes Goldstück, stets heiter und konnte so laut singen, wie eine Schwalbe auf dem Dache. Sie trug einen seidnen Gürtel, eine Schürze, weiß wie Morgenmilch, die Bänder ihres gleichfalls weißen Kopfputzes waren von kohlschwarzer Seide, gleich ihrem Halstuche. An ihrem Gürtel hing eine lederne Tasche mit seidenen Fransen und Goldstickereien.

Ihr Mann ist Faßbinder einer benachbarten Abtei und oft ab-

wesend in Waldungen des Klosters, doch sehr eifersüchtig, so daß der Student auf folgende List verfällt, um sein schönes Weib ungestört genießen zu können. Er schließt sich zwei Tage in sein Zimmer ein, in Nachforschungen vertieft, die den Büttner zu der Bemerkung veranlassen, daß die unstudirten Leute doch glücklicher seien, und erzählt endlich seinem Wirthe: er habe in den Sternen gelesen, daß eine Sündflut kommen würde. Er solle sich in ein Faß setzen und wenn das Wasser käme, den Strick losschneiden. Während dessen unterhält sich der Student mit seiner Frau. Aber auch ein Nebenbuhler, Absalon der Sacristan, der an Festtagen, während er das Rauchfaß um die Kirche trägt, die schönsten Frauen beliebäugelt, eine sehr komische Persönlichkeit, will die Abwesenheit des Ehemanns benützen, pocht an's Fenster und will sich nicht eher entfernen, bis ihm wenigstens ein Kuß zu Theil würde. Dieser wird ihm nun allerdings zu Theil, aber nicht an der gewünschten Stelle. Wüthend holt er beim Schmidt ein glühendes Eisen und als das Experiment wiederholt werden soll, schlägt er damit den Studenten auf die verkehrte Front. Voll Schmerzen, ruft dieser nach Wasser, der Faßbinder, welcher, noch schlaftrunken, glaubt, die Sündflut nahe, schneidet den Strick entzwei, an dem seine Arche hing, fällt mit ihr herab und bricht den Arm.

Wie Chaucer die Lächerlichkeiten des menschlichen Characters mit Humor und Geschmack zeichnete. so auch die der Bücher, und dadurch ward er auch der Cervantes seiner Nation. Seinen Reim auf Sire Thopas, der Form und dem Inhalte nach eine schreckliche Rittergeschichte, hat man, gleich Hauffs „Mann im Monde" eine Zeit lang für Ernst gehalten. Die Parodie ist zu gut, sogar die Nase des Helden wird mit der Ausführlichkeit der Minstrels geschildert. Chaucer erzählt die Geschichte des Ritter Thopas selbst, bis der Wirth, dessen hausbackenem Geschmacke der Unsinn zu lange währt, ihn unterbricht und solche Reimerei zu allen Teufeln wünscht. Das sei Zeitverschwendung, er solle Etwas zur Belustigung oder Belehrung,

ren Werke Chaucers sind wahrscheinlich verloren gegangen, da nach seinem Tode über siebzig Jahre vergingen, ehe der erste Buchdrucker Englands sein bestes Werk „Die Canterbury-Erzählungen" dem Drucke übergab. Leider war auch dies Manuscript voller Fehler; hatte ja schon Chaucer, der so gerne die Feile anlegte, sich in einem Epigramm bitter über seinen nachlässigen Abschreiber Adam beklagt und Gott gebeten, er möge seine Gedichte davor behüten, daß sie falsch abgeschrieben und in ein falsches Versmaß gebracht würden.

Obgleich Chaucers Genie gelegentlich auch aus seinen kleineren Dichtungen durchbricht, und er besonders in der Characterzeichnung, der Beschreibung, im Pathos und der Allegorie die Meister übertrifft, die er nachahmt, so ist doch der Verlust dieser kleineren Werke weniger zu beklagen, da uns doch sein Hauptwerk blieb, wenn auch unvollendet, in dem er alles Affectirte, Gekünstelte von sich werfend, und vor Allem der Allegorie, diesem Gebilde jeder noch kindlichen Literatur, mit ihrem weit ausgesponnenen, langweiligen Stoffe und schwülstigen Decoration Lebewohl sagend, sich an das Erlebte, an vorhandene Sitten und Charactere hielt und indem er Wahrheit und wirkliches Leben schildert, der Boccacio und Cervantes seines Volkes wurde. Dieses classische Werk ist betitelt: Die Canterbury-Erzählungen (Canterbury tales). Offenbar ist der Plan Boccacio's Decamerone entlehnt, aber jedenfalls verbessert.

Bei Boccacio liegt etwas Unnatürliches darin, daß man auf einer Villa nach dem Essen zur Zerstreuung der Melancholie der Damen die scherzhaftesten und freiesten Geschichtchen vornimmt, während rings herum die schrecklichste Pest das Land verheert, obgleich gerade diese Sittenlosigkeit und Sorglosigkeit ihre geschichtliche Begründung hat; denn da nur wenige Weiber der Pest entronnen waren, alle ihre Angehörigen verloren und keine weibliche Dienerschaft um sich hatten, so wurden ihre Sitten ausgelassen. Auch die Mönche und Nonnen, denen die Klosterpforten durch die Pest geöffnet worden waren und die vollkommen frei in der Welt herumgingen, vergaßen

nach ihrer Rückkehr in's Kloster nicht die Genüsse der Welt, die sie kennen gelernt hatten, so daß von jener Zeit kirchliche Schriftsteller die Sittenverderbniß der Klöster datiren. Es ist jedoch bei Chaucer die Veranlassung, der diese Geschichtchen ihre Entstehung verdanken, viel natürlicher und gefälliger. Eine Gesellschaft von Pilgern, neunundzwanzig an der Zahl, „allerlei Volk" treffen im Frühling zusammen in einem Wirthshause zu Southwark, um eine Pilgerfahrt zum heiligen Thomas a Becket nach Canterbury anzutreten, der ihnen geholfen hatte, als sie krank waren. Obgleich einander fremd, versammeln sie sich zum Abendessen in einem Zimmer nach dem damaligen Gebrauche. Pilgerfahrten waren zu jener Zeit angenehme Lustfahrten; indem man sich durch den löblichen Zweck des Unternehmens vollkommen beruhigt fühlte, erlaubte man sich unterwegs alle Genüsse und Scherze ohne Rückhalt. Nach dem reichlichen Abendschmauße schlägt der Wirth vor, man möge die Reise in Gesellschaft unternehmen und um sie abzukürzen, möge jeder Pilger beim Hin- und Herwege eine Geschichte erzählen und wer die beste auftische, solle auf Kosten der übrigen Gesellschaft einen Abendschmaus erhalten. Man ist dies zufrieden und beschließt, der Wirth solle der Richter sein. Von den Geschichten selbst ist wol schwerlich eine einzige von Chaucers Erfindung: die ernsteren sind theils Boccacio, theils anderen gelehrten Schriftstellern des Tages entlehnt, und die leichteren, spaßhaften und obscönen den Fabliaux der Provençalen oder vielleicht dem Volksmunde selbst entnommen. Aber die kunstreiche Darstellung, die Verflechtung des Ganzen, die humoristischen Unterbrechungen, die herrlichen Characterzeichnungen sind Chaucers Eigenthum. Ein köstlichster Theil ist der Prolog, die unerschöpfliche Ader des sprudelnden Humors, aus der die Schilderung der Pilger fließt, die an dem Zuge Theil nehmen. Ein solches Hogarthisches Bild des bürgerlichen Lebens und Treibens im 14. Jahrhundert mit einer solchen Treue und Genauigkeit und so geistreich nach dem Leben gezeichnet, findet sich bei keiner Nation, noch hat irgend ein Volk so frühe Beispiele einer so feinen Satyre, eines

solchen psychologischen Scharfblickes in seiner Literatur aufzuweisen. Hier ist Chaucer auch ganz originell. Seine Bilder sind britisch; er hatte hier kein fremdes Modell vor Augen, ja Theophrast's und Labruyère's Charaktere sind nicht halb so lebendig und so treffend gezeichnet. Da ist z. B. ein Ritter, ein Spiegel der guten Sitte, der Wahrheit, Ehre, Freiheit und Höflichkeit über Alles hält und niemals was Niedriges sagte oder that. Er hatte in fünfzehn Hauptschlachten gefochten, den Belagerungen von Alexandrien und Granada beigewohnt, in Litthauen, Algier und anderen Orten gestritten, oft als Zeichen seines vorragenden Verdienstes den Ehrenplatz an der Tafel erhalten und doch war sein Benehmen so sanft wie das eines Mädchens. Sein Pferd war trefflich, doch sein Reiseapparat noch wenig in Ordnung; denn er war erst spät angekommen. Sein Sohn, der junge Squire, ein freundlicher Herr mit schönen Locken, sehr behend und gewandt, mit allen körperlichen Vorzügen ausgestattet, hatte auch schon seine Sporen verdient, um die Gunst seiner Dame zu erringen. Er blies die Flöte, sang, spielte mit Blumen den ganzen Tag und war so frisch wie der Maimonat. Kurz war sein Rock, seine Aermel lang und weit; herrlich saß er zu Pferde, er konnte singen, tanzen, malen und schreiben. So heiß liebte er, daß er Nachts nicht mehr schlief, als eine Nachtigall. Er war höflich, demüthig und dienstfertig und schnitt seinem Vater beim Essen vor. Sein Diener war ein Yeoman in Grün gekleidet, mit Bogen und mit Pfauenfedern befiederten Pfeilen bewaffnet, auch mit Schwert, Schild, Dolch und Hifthorn versehen. Seine Brust zierte ein silberner St. Christoph. Sein Haar war so geschoren, daß der Kopf einer Nuß glich, sein Gesicht war gebräunt und es war ein tüchtiger Waidmann.

Die zweite Person im Range war eine Priorin, Madame Eglantine, eine äußerst zarte und schüchterne Pflanze. Sie schwur nicht höher, als beim heiligen Eligius, konnte im Gottesdienste sehr schön singen und sanft in ihrer Nase den Ton angeben. Französisch sprach

sie prächtig nach der Schule von Stratford at Bow; denn Französisch von Paris war ihr unbekannt. Bei Tische ließ sie keinen Bissen von ihrer Lippe, keinen Tropfen auf ihre Brust fallen, nie tauchte sie ihre Finger in die Sauce. Artigkeit war ihr Vergnügen; ihr Streben, die Hofsitten nachzuahmen. Ihre Oberlippe reinigte sie so sauber, daß in ihrem Becher, wenn sie getrunken hatte, keine Spur von Fett gesehen wurde. Was ihr Gemüth betrifft, so war sie so mild und barmherzig, daß sie weinte, wenn sie eine Maus todt oder blutend in einer Falle sah. Ihre kleinen Hunde fütterte sie mit Braten, Milch und Weißbrot und weinte bitterlich, wenn einer starb, oder mit einer Gerte von Jemand geschlagen wurde. Alles war an ihr Gewissen und zärtliches Herz. Ihre Augen waren grau wie Glas, ihr Mund klein und ihre Stirne etwa eine Spanne breit, sie war nicht zu klein gewachsen. Sie trug schöne Kleidung, Korallen um die Arme und eine Broche mit einem gekrönten A und der Umschrift: „Amor vincit omnia“. Eine andere Nonne, ihre Kaplanin und drei Priester begleiteten sie.

Ein Seitenstück zu ihr war ein Mönch, so stattlich, daß er ein Abt hätte sein können. Er liebte das Waidwerk, und hatte manches Pferd im Stall. Wenn er ritt, klangen die Glöcklein an seinem Pferdegeschirr, gleich denen seiner Kapelle. Die Regeln des heiligen Maurus und Benedict hielt er für veraltet, gab auch keine Henne für den Bibeltext: daß Jäger keine heiligen Männer, oder eine Auster für jenen: daß Mönche ohne Regeln, wie Fische ohne Wasser seien. Für Windhunde, um Hasen zu jagen, sparte er keine Kosten. Seine Aermel waren mit dem schönsten Hermelin eingefaßt, eine prächtige, goldene Nadel hielt den Hut an seinem Kinn befestigt, und ein Liebesknoten befand sich am größeren Ende. Sein Antlitz, sein rundes Haupt strahlte wie gesalbt; denn es war sehr fett. Seine Augen rollten wie feurige Kohlen in seinem Kopfe. Von allen Braten aß er nichts lieber, als einen fetten Schwan.

Auch ein lustiger Bezirks-Bettelmönch war bei der Gesellschaft,

Namens Hubert. Keiner konnte schönere Worte machen, er war der beste Bettler im Kloster; wenn eine Wittwe nichts hatte, als einen Schuh, so lockte er ihr doch einen Heller ab, so schön sang er „in principio.“ Auf seine Kosten hatte er viele junge Weiber verheirathet. Mit Gutsbesitzern der Umgegend, mit würdigen Matronen der Stadt stand er auf gutem Fuße; denn er hatte größere Macht im Beichtstuhl als ein Pfarrer, weil er, wie er sagte, Licentiat war. Süß hörte er die Beichte und angenehm war seine Absolution, besonders wenn für seinen armen Orden Etwas abfiel; denn für Manchen, der so harten Herzens ist, daß er nicht weinen und beten kann, ist Silber das sicherste Kennzeichen der Reue. — Sein Sack war vollgestopft von Messern und Nadeln, um sie schönen Weibern zu schenken. Singen und Harfenspielen konnte er unübertrefflich und dabei blinzelten seine Augen im Kopfe, wie die Sterne in einer Winternacht. Er pflegte zu lispeln, um sein Englisch auf der Zuge süß zu machen. Dabei war er stark wie ein Haudegen, und bei Gut- oder Geldstreitigkeiten vor Gericht konnte er wüthen; denn da trat er nicht als armer Mönch mit fadenscheiniger Kutte, sondern als eine Art Papst in Atlas und Seide auf. In jeder Stadt kannte er die Wirthe und Wirthshäuser besser, als die Armen und Kranken; denn einem so würdigen Manne wie ihm wäre es schlecht angestanden, mit solchem Volke sich abzugeben, nein nur mit Reichen und Victualienverkäufern verkehrte er. Wo Gewinn heraussah war Niemand so höflich, dienstfertig und tugendhaft wie er.

Nun kam ein geldstolzer Kaufmann mit einem flandrischen Biberhut, dessen Hauptwunsch war, daß das Meer zwischen Middleburgh und Orewell gehütet würde, und als Gegenstück zu ihm ein Student von Oxenford in fadenscheinigem Rock selbst so wenig fett, wie seine magere Mähre. All sein wenig Gut hatte er auf Bücher verwendet und war zu wenig für die Welt geschaffen, um darin vorwärts zu kommen. Nie sprach er ein unnützes Wort, Alles sagte er mit Ueberlegung und gerne lernte und lehrte er.

Ein Gerichtsherr, der oft Richter bei den Assisen gewesen war, und alle Verordnungen von König Wilhelms Zeiten her kannte, verdient auch Erwähnung. Nirgends gab es einen geschäftigern Mann, als ihn, und dennoch schien er geschäftiger, als er war.

Ein freier Grundbesitzer ist Repräsentant des wohlhabenden Mittelstandes zur Zeit Eduards III. In Wonne zu leben, war sein Ziel, er war Epicurs rechter Sohn. Er hatte einen weißen Bart und war Sanguiniker von Temperament. Des Morgens liebte er eine Weinsuppe. Für seine ganze Umgegend war er ein St. Julian an Gastfreundschaft, sein Brod, sein Bier stand Jedem zu Diensten, in seiner Halle stand offene Tafel, gedeckt den lieben langen Tag. Kein Mann hatte einen bessern Flaschenkeller, schönere Hechte im Fischkasten, und fettere Feldhühner in Reserve. Braten und Fische gab's jeden Tag und so reichlich, daß das Essen und Trinken nur so schneite. Was die verschiedenen Jahreszeiten an Delicatessen hervorbrachten, wurde beigeschafft. Wehe aber dem Koche, wenn die Sauce nicht picant genug ausfiel, oder das Fleisch nicht gar gekocht war! Bei den Sitzungen war er der Lord und häufig der Ritter der Grafschaft, auch schon Sheriff und Einnehmer gewesen. Ein Dolch und eine seidne Geldbörse, weiß wie Morgenmilch, hing an seinem Gürtel.

Fünf Handwerker, die einer Bruderschaft angehörten, dann ein Koch, ein Schiffmann, von wenig zartem Gewissen, der manches Faß Wein von Bordeaux hereingeschmuggelt hatte, ein Doctor der Physik, der seine Patienten nach den Regeln der Astronomie behandelte (sagt ja Roger Bacon: „astronomiae pars melior medicina“), aber in der Bibel nur wenig studirte, und für das beste Kordial das Gold hielt, ein Bauer, ein „starker Kerl von einem Müller,“ ein Verwalter und einige Andere kann ich wegen Mangel an Raum leider nur oberflächlich erwähnen; auch der Dichter selbst ist ein Glied dieser Pilgergesellschaft. Genauere Beschreibung aber verdienen noch folgende Persönlichkeiten: Ein gutes Weib aus der Gegend von Bath. Sie war jedoch etwas taub und das war zu beklagen. Von Kleidern

besaß sie eine große Menge; sie bezog sie von Ypres und Gent. Beim Opfern in der Kirche war sie stets die erste. Ihr Kopfputz wog wenigstens zwei Pfund. Ihre Hosen waren scharlachroth, steif und ganz neu. Ihre Physiognomie war keck, ihre Gesichtsfarbe blühend. Sie hatte fünf Ehemänner an den Kirchenthüren gehabt, von früheren Bekanntschaften nicht zu reden. Sie hatte schon große Reisen gemacht, dreimal nach Jerusalem, dann nach Rom, Boulogne, Köln u. s. w. und war demgemäß equipirt, mit einem breiten Hute, scharfen Sporen und weitem Mantel versehen. Sie lachte gerne und verstand Spaß, kannte auch genau aus Erfahrung die Heilmittel der Liebe.

Ein Citator, dessen Geschäft es war, Diejenigen, welche gegen die kanonischen und Sittengesetze sich vergangen hatten, vor den Gerichtshof des Erzdiacons zu laden, woselbst sie strenge bestraft wurden, bildete seiner äußern Erscheinung und seinem Character nach einen schroffen Gegensatz zu seinem Amte. Er hatte ein feuerrothes Cherubimgesicht mit Karfunkeln und Knoten, die weder Quecksilber noch Höllenstein wegbeizen konnten, kleine Augen, schwarze Augenbrauen und einen wüsten Bart, so daß er ein Kinderschrecken war. Hitzig war er und geil wie ein Sperling und es kam ihm zu Statten, daß er die jungen Mädchen seiner Diöcese zu überwachen hatte. Er aß gern Zwiebel und trank starken Rothwein. Stieg ihm letzterer zu Kopf, dann schrie er und sprach nichts als Latein, von dem er einige Brocken aus einem Decrete sich gemerkt hatte. Wollte man mehr von ihm erfahren, dann war seine Philosophie zu Ende und er schrie: „questio quid juris." Er war ein guter Gesellschafter, für ein Quart Wein erlaubte er Jedermann eine Beischläferin in's Haus zu nehmen, war er ganz unbeobachtet, dann „rupfte er auch bisweilen einen Finken," (d. h. er raubte Jemand aus) und lehrte seine Spießgesellen in einem solchen Falle nichts nach des Erzdiacons Fluch zu fragen; „denn des Erzdiacons Hölle sei sein Geldbeutel." Er trug einen Kranz auf dem Kopfe, so groß, als sei er für eine Hopfen-

stange geflochten, und einen Schild, den er sich aus einem Kuchen gemacht hatte.

Sein Freund und Compère war ein Ablaßkrämer, der mit brühwarmen Ablaßzetteln von Rom gekommen war. In seinem Reisesack hatte er unter anderen Reliquien den Schleier der heiligen Maria und ein Stück Segel von St. Peters Schiff. Er ritt ohne Hut, sein gelbes Haar hing ihm über die Schultern, er hatte Augen wie ein Hase, eine Stimme wie eine Ziege, aber keinen Bart, und es schien auch keine Hoffnung auf einen solchen vorhanden zu sein. In einem Glase hatte er Schweinsknöchel und manchen Tag gewann er von armen Leuten für Ablaß und Reliquien mehr, als diese in zwei Monaten erarbeiteten. Als Gegenstück zu diesen falschen Miethlingen ist das Bild eines würdigen Seelenhirten skizzirt, eines Dorfpfarrers; ein Character voll Wahrheit, Geduld, Entsagung, Muth und Gewissenhaftigkeit, der nicht nur Chaucers Genie, sondern auch seinem Herzen alle Ehre macht.

Zum Schluß ist noch einer Haupt-Person Erwähnung zu thun, des Wirthes, der die Rolle des Sprechers, Vorsitzenden oder des Chorus vertritt. Er ist voll Mutterwitz und durchaus practisch, er muntert zum Erzählen auf, unterbricht, und belebt dadurch die Erzählungen, kritisirt sie zuweilen, besänftigt die Streitenden und spinnt gleichsam den Faden fort zu einem Ganzen. Chaucers Gedicht blieb unvollendet, die Pilgrime gelangen nicht bis Canterbury und demnach fehlen die Erzählungen der Rückreise. Auch die fünf Handwerker, der Jäger und Bauer kommen nicht zum Erzählen. Ein unbekannter, wol nicht lange nach Chaucer lebender Dichter hat versucht, das Gedicht zu vollenden und mit ziemlichem Humor geschildert, was jeder der Pilger bei der Ankunft in Canterbury vornimmt, auch eine zweite Geschichte des Kaufmanns beigefügt, doch scheint auch er die Vollendung aufgegeben zu haben. Die Erzählungen sind den Persönlichkeiten, die sie vortragen, angemessen: der Ritter gibt die Geschichte von Palamon und Arcite nach Boccacio's „Theseide,“

sein Sohn die vom Tartaren-Könige Cambuscan, die ritterlichste und romantischste der Erzählungen, der Student die Legende der geduldigen Griseldis.

Der Priester der Nonne erzählt die Fabel vom Hahn und dem Fuchs (wol den lais der Marie, einer französischen Dichterin entlehnt), der Kaufmann eine alte lombardische Geschichte von „Januar und Mai.“ Andere bringen fromme oder geschichtliche Sagen. Der Ablaßkrämer gebraucht dabei häufig den Refrain: „radix malorum est cupiditas.“ Bei der Frau aus Bath ist der Prolog unterhaltender, als ihre Geschichte. Sie theilt in ersterm picante Scenen aus ihrem an Liebe reichen Leben mit. Der Mönch und der Citator verhöhnen sich gegenseitig durch ihre Geschichtchen; so auch der Müller und der Gutsverwalter. Diese Erzählungen, wol größtentheils nach französischen Fabliaux bearbeitet, sind mit keckem Humor und der Freiheit eines Boccacio geschrieben. Die Mönche und ihr Anhang werden hart mitgenommen, die siegreichen Helden dagegen bei den verliebten Unternehmungen sind immer Oxforder Studenten. Zur Probe wollen wir eine Geschichte des Müllers mittheilen:

Ein Student aus Oxford, der Astrologie (diese Wissenschaft war damals sehr im Schwunge) studirt, scheinbar sanft wie ein Mädchen, ist nicht unempfindlich gegen die Reize seiner jungen Hausfrau. Diese war aber auch blühend, und lieblich anzuschauen. Ihr Wuchs war schlank wie ein Wiesel, ihre Augen sahen verliebt, ihre Augenbrauen waren schwarz und in schönem Bogen geführt, ihr Mund war süß wie Honigwasser, ihre Gestalt gerade wie ein Pfeil; sie war frisch wie ein eben geprägtes Goldstück, stets heiter und konnte so laut singen, wie eine Schwalbe auf dem Dache. Sie trug einen seidnen Gürtel, eine Schürze, weiß wie Morgenmilch, die Bänder ihres gleichfalls weißen Kopfputzes waren von kohlschwarzer Seide, gleich ihrem Halstuche. An ihrem Gürtel hing eine lederne Tasche mit seidenen Fransen und Goldstickereien.

Ihr Mann ist Faßbinder einer benachbarten Abtei und oft ab-

wesend in Waldungen des Klosters, doch sehr eifersüchtig, so daß der Student auf folgende List verfällt, um sein schönes Weib ungestört genießen zu können. Er schließt sich zwei Tage in sein Zimmer ein, in Nachforschungen vertieft, die den Büttner zu der Bemerkung veranlassen, daß die unstudirten Leute doch glücklicher seien, und erzählt endlich seinem Wirthe: er habe in den Sternen gelesen, daß eine Sündflut kommen würde. Er solle sich in ein Faß setzen und wenn das Wasser käme, den Strick losschneiden. Während dessen unterhält sich der Student mit seiner Frau. Aber auch ein Nebenbuhler, Absalon der Sacristan, der an Festtagen, während er das Rauchfaß um die Kirche trägt, die schönsten Frauen beliebäugelt, eine sehr komische Persönlichkeit, will die Abwesenheit des Ehemanns benützen, pocht an's Fenster und will sich nicht eher entfernen, bis ihm wenigstens ein Kuß zu Theil würde. Dieser wird ihm nun allerdings zu Theil, aber nicht an der gewünschten Stelle. Wüthend holt er beim Schmidt ein glühendes Eisen und als das Experiment wiederholt werden soll, schlägt er damit den Studenten auf die verkehrte Front. Voll Schmerzen, ruft dieser nach Wasser, der Faßbinder, welcher, noch schlaftrunken, glaubt, die Sündflut nahe, schneidet den Strick entzwei, an dem seine Arche hing, fällt mit ihr herab und bricht den Arm.

Wie Chaucer die Lächerlichkeiten des menschlichen Characters mit Humor und Geschmack zeichnete. so auch die der Bücher, und dadurch ward er auch der Cervantes seiner Nation. Seinen Reim auf Sire Thopas, der Form und dem Inhalte nach eine schreckliche Rittergeschichte, hat man, gleich Hauffs „Mann im Monde" eine Zeit lang für Ernst gehalten. Die Parodie ist zu gut, sogar die Nase des Helden wird mit der Ausführlichkeit der Minstrels geschildert. Chaucer erzählt die Geschichte des Ritter Thopas selbst, bis der Wirth, dessen hausbackenem Geschmacke der Unsinn zu lange währt, ihn unterbricht und solche Reimerei zu allen Teufeln wünscht. Das sei Zeitverschwendung, er solle Etwas zur Belustigung oder Belehrung,

wenn auch nur in Prosa, erzählen. Chaucer billigt dieses Urtheil und bringt hierauf die belehrende, moralische Geschichte von Meliböus, um zu zeigen, daß man einfache, aus dem Leben gegriffene Dichtungen den Händen des Volkes übergeben solle.

Zwei der hervorragendsten Zierden der Englischen Literatur, Dryden und Pope haben versucht, Chaucer des veralteten Styles und seiner derben Ausdrücke zu entkleiden, und dadurch auch der spätern Generation zugänglicher zu machen. Aber durch diese Umarbeitung war es eben nicht mehr Chaucer, den sie boten, so wenig wie es die Classiker des Alterthums waren, welche sie in's Englische übertragen hatten. Ihre Eigenthümlichkeiten waren verschwunden. Ein Herr R. H. Horne hat mit größerer Schonung Chaucer modernisirt, und C. C. Clarke hat seine besseren Werke in der jetzigen Schreibart herausgegeben. Seine vollständigen Schriften in 5 Bänden mit einem gelehrten Commentar veröffentlichte Thomas Tyrrwhitt*).

Die Reime, deren sich Chaucer bediente, sind zehnsylbig, zu seiner Zeit legte man aber den Accent beliebig auf viele Sylben und betonte u. A. auch häufig die stummen e. Die Unkenntniß der damaligen Schreibart zog bisweilen Chaucer den unverdienten Vorwurf zu, als habe er gegen die gewöhnlichsten Regeln der Prosodie gefehlt.

---

*) Lord Byron fällt in einem seiner von Moore herausgegebenen Briefe ein höchst gerechtes Urtheil über Chaucer, dessen bürgerlichverständiges Wesen freilich schlecht mit seinem Weltschmerz contrastirte. Pope, der Dichter des Adels, der Satyriker, nach dem er sich mit so großem Erfolg bildete, findet allein Gnade vor seinen Augen. Wüßte man nur nicht, wie wenig es ihm oft Ernst war mit ähnlichen petulanten Jugendurtheilen!

Siebenzehnter Abschnitt.

Das Zurückfallen in's Mittelalter in Folge bürgerlicher und religiöser Verwirrungen.

Mit der Regierung Richards II., des Sohnes des schwarzen Prinzen, beginnen die bürgerlichen und religiösen Zwiste, welche das für die noch im Allgemeinen mittelalterliche Zeit verfrühte Streben nach religiöser Aufklärung und bürgerlicher Freiheit des dritten Standes zurückdrängten und dieses Reich auf zwei Jahrhunderte wieder in mittelalterliche Verhältnisse zurückversetzten. England kann sich während dieses langen Zeitraums keines einzigen Dichters rühmen; mönchische Reimer nehmen wieder den Platz Chaucers ein, nachdem der Wickliffite John of Northampton verunglückt war und ein anderer, der tapfere John Oldcastle sogar den Reihen der religiösen Märtyrer auf dem Scheiterhaufen bei langsamem Feuer eröffnet hatte (1417). Mit dem Versuch einer Reformation verunglückten zugleich alle democratischen und demagogischen Bestrebungen. Wat Tylers, Jack Cades Revolutionen, die bereits siegreich in London eingezogen waren, scheiterten gleich der Cola Rienzi's an der Selbstsucht ihrer Führer und der Uneinigkeit der Theilnehmer. Der Adel blieb Herrscher; aber er war es auch, der bald darauf aus Frankreich vertrieben und dadurch seiner gewohnten, reichen Subsistenzmittel beraubt, sich gegenseitig anfiel, und in zwei, von feindlichen Zweigen des Königshauses gebildeten und geführten Parteien getheilt, einen so

grausamen Vertilgungskrieg kämpfte, daß in den 160 Jahren, die der Vereinigung beider Rosen vorhergingen, sechs von den neun Königen abgesetzt, fünf getödtet wurden und über die Hälfte des hohen Adels vollständig ausgerottet ward, dessen Lücken durch den niedern Adel ersetzt werden mußten. Von dem unbesiegbaren Owen Glendower, dem Nachkommen des letzten welschen Fürsten an, und dem kriegerischen, unruhigen Adelsgeschlechte der heißspornigen Percy bis herunter zu der Schlacht von Bosworth — welche Ströme Blutes sind in diesem Lande vergossen worden, im Kriege, auf dem Schaffote und durch Mörderhand! Keine Epoche der im Allgemeinen so blutigen Englischen Geschichte ist reicher an Gräueln, als diese; von da an verschwindet die frühere, sorglose Heiterkeit und macht der Wehmuth der alten Balladen Raum. Wie viele dunkle Thaten: Verrath, selbst am eigenen Blute, Undank und Grausamkeit birgt jene Zeit, aber auch wie reich ist sie zugleich an Zügen von Edelmuth, Tapferkeit und Seelengröße! Was für gefallene Größen deckt nur allein der Tower Londons mit seinen weißen Leichensteinen: Kanzler, Bischöfe, Herzöge und Grafen ruhen dort; Jener war ein Parteiführer, dieser ein Kriegsheld, ein Anderer wieder die Zierde des Hofes; aber Keinen schonte das Henkerbeil oder der Mörderdolch, nicht einmal die unschuldigen, im Schlaf gemordeten Königskinder Eduards IV. Selbst in Schottland fallen die meisten Gräuel, die uns die alten Balladen überliefern, in jene Epoche. Noch lange nahmen die späteren Dichter aus den Chroniken über den Krieg der Rosen ihre ergreifendsten Katastrophen, so z. B. die Ermordungen oder Hinrichtungen Thomas von Woodstock, Herzogs von Gloucester, Henry Percy's von Northumberland, Richard Plantagnet's, des Grafen von Cambridge, eines andern Plantagnet, Herzogs von York mit seinem Sohne, Lord Rivers mit seinem Neffen, Lord Hastings und vieler Anderen. Doch verlassen wir diese Bilder des Schreckens und wenden wir unsere Blicke zurück auf einen Zeitgenossen Chaucers, auf Gower, der, da wir Chaucer mit Shakespeare verglichen haben, in vieler Hinsicht der Ben Jonson

seiner Zeit heißen könnte. Während in Chaucers, so wenig wie in Shakespeare's Werken die Gelehrsamkeit das Uebergewicht über das Genie, das Angeeignete aus Büchern über die eigenen Gedanken und Gefühle erhält, opfert Gower gleich Ben Jonson gerne die eigene Schöpferkraft dem Ehrgeize, für gelehrt, für belesen zu gelten. Freilich war diese Schwäche verzeihlich, da zu jener Zeit der Ruf der Gelehrtheit Anspruch auf die höchsten Ehren gab. Ersuchte ja König Richard selbst während einer Spazierfahrt auf der Themse Gower, etwas Neues zu „buchen." Indessen wäre auch noch der Beweis zu liefern, ob Gower überhaupt schöpferische Kraft besessen habe, was von Ben Jonson allerdings nicht zu bezweifeln ist.

Auf alle Fälle bleibt Gower das Verdienst, an der Ausbildung seiner Muttersprache mitgearbeitet zu haben. Er schrieb eine Triologie betitelt: „speculum meditantis, vox clamantis, confessio amantis," den ersten Theil in französischen Reimen, den zweiten in lateinischen Versen und nur den dritten in seiner Muttersprache. Dieser letzte allein gehört somit hierher. Er enthält eine ernste Unterhaltung über die Moral und Philosophie der Liebe zwischen einem Liebenden und einem Priester der Venus. Es reicht die Liebe der Religion, Ovid dem Brevier die Hand, jede Leidenschaft wird anatomisch zerlegt und durch geschichtliche Beispiele illustrirt. Gowers Vorbild ist hier der Roman der Rose. Die Sprache ist ziemlich rein und die Verse sind oft melodisch. Seiner feierlichen Sprache, seiner Neigung zum Lehrgedicht, seines Verstandes und gediegenen Urtheils wegen hieß ihn Chaucer nur den „moralischen Gower," man könnte ihn aber richtiger den „pedantischen" nennen. Gowers Gelehrsamkeit war die seiner Zeit und also nicht so weit her. Ulysses z. B. war nach ihm ein Gelehrter, ein großer Redner und Zauberer, der die Redekunst von Tullius, die Magik von Zoroaster, die Philosophie von Plato, die Weissagekunst von Daniel, und die Sprüchwörter von Salomon gelernt hatte. Einen gewissen Dante kennt er dem Namen nach. Sonderbarerweise sind seine französischen Sonette viel

vollendeter und poetischer, als ähnliche Producte geborener Franzosen aus jener Zeit.

Während der Regierung Heinrichs IV. ist nur Ein Dichter bekannt und dies ist nur ein Uebersetzer, des Boethius, er hieß Johann, der Capellan.

Unter Heinrich V. lebte Thomas Occleve, ein Rechtsgelehrter, aber schwächlicher Dichter, lobenswerth, in sofern er den Verbesserungen, die nun in der Englischen Sprache Platz griffen, durch seine Schriften mehr Consistenz gab. Nur wenn er seinen Meister Chaucer oder seinen und aller Gelehrten Gönner, den großmüthigen Humphrey, Herzog von Glocester preist, wird er warm und poetisch. Ihm, wie seinen Vorgängern Chaucer und Gower hat man zum Vorwurfe gemacht: daß sie die Reinheit der Englischen Sprache durch Einführung französischer Wörter und Phrasen getrübt hätten. Hätte sich das aber vermeiden lassen zu einer Zeit, als der größere Theil des Adels mit seinen Familien im eroberten Frankreich lebte, während der gefangene König von Frankreich seinen Hof in England hielt? Hätte man die gebräuchlichen Wörter nicht anwenden, vielleicht gar neue schaffen sollen, unverständliche, um die junge Literatur schon Anfangs ungenießbar zu machen? Im Gegentheil wurde durch diese Gallicismen die Englische Sprache nur reicher, eleganter und wohlklingender.

Lydgate, der Mönch von Bury in Suffolk ist schon als der Verfessor des Trojabuchs erwähnt worden. Daß er ein paar Menschenalter nach Chaucer als eine Zierde der Literatur galt, ist ein deutlicher Beweis des ungeheuern Rückschrittes, den in Folge der staatlichen Verwirrungen die schönen Wissenschaften gemacht hatten. Und doch war Lydgate ein Mann von vielfachem Talente, und von Erziehung. Er hatte sich in Frankreich und England eine gründliche Kenntniß der Sprache und Literatur beider Länder erworben, ja er eröffnete sogar in seinem Kloster eine Schule, um den jungen Adeligen die Kunst zu

lehren, elegante Verse zu machen. Er war nebst dem Philosoph, Redner, Geometer, Astronom und Disputant, und es steht außer Zweifel, daß er größere Verdienste um Ausbildung seiner Muttersprache hat, als selbst Chaucer, Gower oder Occleve.

Seine Schriften sind außerordentlich zahlreich; er war ein Allerweltspoet, nicht nur der seines Klosters. Wollte die Innung der Goldschmiede eine Maskerade geben, oder hatten die Sheriffs und Aldermen Londons im Sinn ein Maifest abzuhalten, galt's ein neues Mirakelstück für das Frohnleichnamsfest, oder ein Gedicht für die Krönung Sr. Majestät zu fertigen: immer wandte man sich an Lydgate und er schaffte Rath. Ueberall war er zu Hause: seine Hymnen, seine Balladen sind von Einem Styl, St. Augustin oder Guy Warwick, komische und ernste Gedichte, geschichtliche oder allegorische, alle waren ihm gleich geläufig. Von den ernstesten und mühsamsten Arbeiten war für ihn nur ein Schritt zu Gedichten der leichtesten und volksthümlichsten Art. Außer Uebersetzungen von Legenden, des Todtentanzes, Bocaccio's Fall der Fürsten dichtete er noch die Geschichte Thebens nach Colonna und das schon erwähnte Troja-Buch.

Da er breit und wortreich ist, wird seine Diction oft so klar und fließend, daß man häufig versucht ist zu glauben, er sei ein viel neuerer Dichter. Freilich wird er dadurch auch langweilig und ermüdend. Beschreibungen sind seine starke Seite, besonders wenn sie eine blumenreiche Sprache gestatten. Pathos und Leben fehlen jedoch seinen Dichtungen. Außer Lydgate's Trojabuch entstanden noch andere metrische Romanzen zur Zeit Heinrich VI., freilich nur Uebersetzungen. Hugh Campden übertrug die französische Romanze von Sibrac, Thomas Chestre die von Sir Launfal.

Mittlerweile hatte in Frankreich nach Vertreibung der Engländer eine merkwürdige literarische Regsamkeit begonnen und sehr viele Classiker des Alterthums waren in französischen Uebersetzungen auch dem Englischen Publicum zugänglicher geworden. Belehrung

und besserer Geschmack verbreiteten sich. Unter der Regierung Eduards IV. lebte John Harding. Er beschäftigte sich mit antiquarischen Forschungen, besonders was das Unabhängigkeitsverhältniß Schottlands zu England betraf, und überlieferte den Englischen Königen gegen gute Belohnung mancherlei Urkunden in dieser Frage, die aber gefälscht waren. Eine Frucht dieser Beschäftigungen war eine Chronik von England unter Eduard IV. in Versen, die aber unter aller Kritik sind. Eduard IV. hatte auch einen poeta laureatus, Namens Kay, von dessen poetischen Werken aber nichts auf uns gekommen ist.

John Scogan, ein königlicher Spaßmacher, dessen einige Literaturgeschichten erwähnen, verdient keine Berücksichtigung; jedoch zwei Dichter didaktischer Werke über die Chemie, John Norton und George Ripley, berühmte Alchemisten, dürfen nicht übersehen werden weniger des poetischen Werthes ihrer Schriften, als des Zeitgeistes wegen, dessen herrschender Leidenschaft, der Goldmacherkunst, sie dienten. Waren ja selbst berühmte Englische Könige dieser Chimäre nachgejagt!

Die Regierungen Richards III. und Heinrichs VII. waren sehr reich an Versemachern; aber arm an Dichtern. Witzlose Invectiven gegen religiöse Mißbräuche, Tractate über Falkenjagd und Heraldik, religiöse Gedichte und Heiligenlegenden, Allegorien, und geistlose historische Compilationen und Uebersetzungen waren ihre Schöpfungen.

Nur ein Einziger, Stephan Hawes, verdient genannt zu werden. Heinrich VII. protegirte ihn wegen seiner Bildung und Kenntniß der einheimischen und ausländischen Literatur, die er sich in Oxford und auf Reisen in Frankreich erworben hatte. Eines seiner Gedichte ist betitelt: „Der Tempel von Glas," eine Copie von Chaucers „Haus des Ruhms." Was Gutes darin zu finden, ist übrigens von Chaucer entlehnt; aber es verdient Anerkennung, daß er mit richtigem Takte den lange vergessenen Chaucer zum Vorbilde wählte.

Hawes' bestes Werk ist ein dem Könige dedicirtes allegorisches Gedicht: „Zeitvertreib des Vergnügens oder die Geschichte von Groß=

lieb und Schönjungfrau, enthaltend die Kenntniß der sieben Wissenschaften und den menschlichen Lebenslauf in dieser Welt." Es war seiner Zeit sehr populär, wurde jedoch später ganz vergessen, als ein besserer Geschmack sich geltend machte. Doch läßt sich nicht leugnen, daß nach Chaucer dieses Werk wieder das erste ist, welches Phantasie und Erfindungsgabe zeigt. Die Allegorien sind oft glücklich durchgeführt, und zeigen, daß Hawes die Dichter der Provence fleißig studirt hatte. In der Versification war Lydgate sein Meister, dem er an Harmonie und Leichtigkeit der Diction gleichkömmt. Das Gedicht selbst mit seinen vielen allegorischen Persönlichkeiten ist jetzt ungenießbar. Es sollte die Erziehung eines Gentleman schildern, oder jene Vorzüge, die die wahre Galanterie ausmachen und den Lohn der Minne verdienen. An allegorischer Schöpfungskraft übertrifft er Lydgate, wenn er auch die berühmteren provençalischen Dichter nicht erreicht. Weniger berühmte Dichter seiner Zeit waren: William Walter, der Boccacio's „Sigismonda und Guiscard" in Stanzen übertrug, Henry Medwall, der ein dramatisches Zwischenspiel „die Natur" dichtete, Laurence Wade, der eine lateinische Lebensgeschichte Thomas a Beckett's in Englische Reime übersetzte, und Alexander Barklay, der Sebastian Brandts „Narrenschiff" aus Deutschland eingeführt, auf Englische Mißbräuche anwandte und sich auch in einem Lehrgedicht über den Landbau versuchte.

Den Schluß dieser wenig ausgezeichneten Dichterreihe bildet der poeta laureatus und Possenreißer John Skelton, da seine Schöpfungen bis in die Regierungsperiode Heinrichs VIII. hinein sich erstrecken, dessen Lehrer der classischen Sprachen er war, wofür ihn dieser Fürst bei seiner Thronbesteigung zum königlichen Redner ernannte. Er war durchwegs Satyriker und Spaßmacher, sowohl auf der Kanzel, als auch als Dichter in der Englischen und lateinischen Sprache. Er wagte sich zuletzt sogar an den allmächtigen Cardinal Wolsey, dem er die schimpflichsten Dinge andichtete, wahrscheinlich weil er ihm zuschrieb, daß er seine Beförderung hintertreibe. Der Cardinal ließ ihn ver-

folgen, aber Skelton rettete sich in's Heiligthum der Westminsterabtei, woselbst ihn der Abt Islip bis zu seinem Tode schützte. Einer der mächtigsten Gönner Skeltons war auch Percy, der fünfte Graf von Northumberland, ein sehr gebildeter Edelmann. Skelton schrieb eine Elegie auf den Tod seines Vaters. Daß Skelton's Zeit dessen rohe, obscöne und burleske Schöpfungen schätzte, läßt sich theilweise durch die damaligen Sitten und damit entschuldigen, daß Skelton der einzige Dichter jener Periode war; daß aber noch spätere Schriftsteller z. B. Churchyard ihn achteten, nimmt uns Wunder. Sein Bruder-Satyriker Bischof Hall war anderer Meinung, als er von „des zornigen Skeltons athemlosen Reimen" sprach. Treffend ist damit das Temperament des Dichter und sein abgebrochenes, kurzes Versmaß mit den häufig wiederkehrenden, das Ohr ermüdenden Reimen bezeichnet. Ohne Zweifel copirte er die damals auftauchende „macaronische" Dichtungsweise.

Achtzehnter Abschnitt.

Balladen, oder die Englische Volkspoesie.

Was der Minstrel dem Adel und den Höfen war, das war der Spielmann, der Balladensänger dem Volke. Wie der Erstere die Leidenschaften der herrschenden Classe verherrlichte, um Theil an ihrer Pracht, ihrem Wohlleben nehmen zu können; so pries der auf's Volk angewiesene, bescheidene Spielmann die Tugenden, den Mutterwitz des Volkes, ließ es nicht fallen und in Selbstverachtung sinken, sondern Trost in seinen Leiden finden, indem er ihm vorsang, daß es doch noch wie Robin Hood einen Stachel gegen die Uebermacht, und wie der Schäfer (den auch unser Bürger so schön übertrug!) in seinem Mutterwitze mehr Verstand besäße, als der reiche Abt mit all' seinem unverständlichen Latein! Auch lehrten die Balladensänger das Volk in den Großen ebenfalls Menschen und keine Götter zu sehen, indem sie sich nicht scheuten, Könige wie Geistliche zum Gegenstand ihrer Satyre zu machen. Diese Spielleute sorgten für das literarische Bedürfniß des Volkes; sie waren seine Zeitung, sein Unterhaltungsbuch; alle politischen Ereignisse von Englands Siegen in Frankreich an bis zur Reformation und Revolution machten sie dem niedern Volke mundgerecht; all' die französischen Romanzen, besonders aber die mit nationalen Namen, kürzten sie ab zu Balladen, damit auch das Volk diese Speise des Adels genießen könnte. Am originellsten sind sie aber, wenn sie Stoffe aus dem Volksleben, wie unglückliche

Liebe behandeln, welch' letzteres Thema sie wahrscheinlich der Frauen wegen, häufig vortrugen.

Die Balladen entstanden mit dem Volke, als sich dieses zuerst fühlen lernte, nach der Erringung der Charta magna und den Siegen in Frankreich, zur Zeit der drei Eduarde und kein Volk hat so vollendete, so allgemein verbreitete Balladen vorzuweisen wie das angelsächsische. Sind ja selbst auch unsere meisten und populärsten deutschen Balladen englischen Ursprungs! Die Schottischen heimeln, selbst dem Wortlaut nach, die Deutschen besonders an; sie sind voll Poesie und Phantasie, so schwungreich, elegisch und tragisch oder so voll phantastischen Aberglaubens. Herder hat einige in sehr gelungener Weise übersetzt. Die echt Englischen sind in männlichem, biederem, natürlichem Ton gehalten und voll Humor.

Die Verfasser der englischen Balladen sind wie die der meisten Volkslieder aller Länder unbekannt: ein Vögelein sang's dem andern vor; doch scheinen die Meisten dem Norden Englands angehört zu haben, „of the north countrye," wie schon der vorherrschend nordische Dialekt der Balladen beweist. In Schottland dagegen war der Süden die Wiege und die Scene der Balladen. Der kriegerische Geist, welcher an den Grenzen beider Königreiche herrschte und immer Stoff zu Gesängen gab, die geringere Cultur daselbst, die den alten Sitten günstiger war, vielleicht auch die dortige Armuth waren der Poesie gewogen. Die alten Balladen, welche gedichtet wurden, um aufgeschrieben zu werden, unterscheiden sich im Styl und im Versmaß sehr beträchtlich von denen gleichzeitiger Dichter, welche sich aber in den höheren Classen der Gesellschaft bewegten, man findet bei ihnen antike Phrasen und Wörter und nur ihnen eigenthümliche Provinzialismen; auch sind sie sehr uncorrect in der Form und beurkunden eine außerordentliche poetische Licenz in der Veränderung des Accents der Worte, je nachdem Versmaß oder Reim es erheischten. Sie zählen nach Hebungen und Senkungen, vier Hebungen im ersten und dritten, und drei Hebungen im zweiten und vierten Verse. „Dieses

Versmaß (schreibt Dönniges, ein Kenner der alten Englischen Balladen, den wir hier manchmal benützen), erlaubt einen für die Einfachheit der ganzen Manier dieses Volksgesanges sehr reichen Rythmus, der sich den Steigerungen und Senkungen des Gefühls und der epischen Erzählung leicht anschmiegt; denn bald ist derselbe jambisch oder trochäisch, bald daktylisch oder anapästisch, wenn wir ihn nach unseren Maßen messen." Die nordischen Spielleute sangen diese Balladen im Duett, (Einer Sopran der Andere Baß) was noch von den skandinavischen Skalden herrühren soll, bei denen der Gesang eine große Rolle spielte. Die äußeren Mängel der alten, zum Singen bestimmten Balladen werden reichlich aufgewogen durch die ihnen inwohnende romantische Wildheit und den echten Geist der Ritterzeit, dagegen sind die von dem neuern Geschlecht der schreibenden Balladendichter herrührenden Producte wohl geleckter in der Form, aber nichtssagenden, interesselosen Inhalts, obwohl auch manchen derselben ein gewisses Pathos nicht abzusprechen ist. Diese Balladen haben gewöhnlich in jedem Verse vier Hebungen und vier Senkungen, doch fehlen auch Mischungen nicht, indem bisweilen die einzelnen Verse nicht mit der Hebung auf einen männlichen Reim endigen, sondern namentlich bei weiblichen Reimen noch eine Sylbe nach der Hebung folgt, und auch zuweilen weibliche Reime eingestreut werden. Diese späteren Balladenschreiber bedienen sich meist des südlichen Dialekts, einer modernen Phraseologie, und beschreiben neuere Sitten, verballhornen auch gelegentlich die kraftvollen und schönen, wenn auch in der Manier rohen alten Balladen, die sie zu verbessern vorgeben.

Ich theile sämmtliche Englische Balladen in 3 Abtheilungen: 1) in historische, 2) epische oder romantische, und 3) lyrische oder Liebesballaden. Bei ihrer Beurtheilung halte ich mich an die Percy'sche Sammlung und werde auch die Balladen der neuern Zeit gelegentlich mitbesprechen.

Zu den historischen rechne ich die schon früher erwähnten Gedichte auf die Niederlage Richards von Deutschland, den Tod

Eduards I. und den Sieg von Agincourt, auch die späteren auf die schöne und witzige Maitresse Eduards IV. Jane Shore, welche Richard III. um seinen Bruder noch im Grabe verächtlich zu machen, schwer mißhandelte und öffentliche Buße thun ließ, ferner das Spottgedicht auf den gestürzten Günstling Heinrichs VIII. Lord Cromwell. Auchdie Eroberung Calais, (1596) gab Stoff zu einer historischen und einer Liebesballade, deren Heldin eine gefangene reiche Spanierin war, die sich in einen schon verheiratheten Englischen Seehelden verliebte und resignirt in's Kloster ging. Das berühmte „Lilliburlero," welches Jakob II. um seine Krone brachte, gehört auch hieher. Als historische Balladen, die speciell den Norden Englands oder Schottland zum Schauplatz haben, jenen poetischen Grund von grünen Hügeln, Waldresten und klaren Gewässern nenne ich vor allen die homerisch-naive Chevy-Chace und die Schlacht von Otterbourne, im Jahre 1388 gefochten, als die Schotten die Unruhen in England unter Richard II. benützend, die Gegend um Carlisle, dann Northumberland und Durham verwüsteten, aber von Heinrich Percy, dem Heißsporn, in ihrem Lager überfallen, ihre Anführer die Grafen Douglas und Murray auf dem Schlachtfelde ließen, dagegen Heißsporn und seinen Bruder Ralph gefangen nahmen. Die Schlacht blieb daher unentschieden, wie überhaupt Engländer und Schotten zu jener Zeit an Tapferkeit und Kriegskunst sich nichts nachgaben. „Sie lassen nicht nach, so lange sie Speere, Schwerter, Aexte und Dolche heben können," sagt Froissart, ist aber der Sieg erfochten, dann frohlocken sie, und sind so siegestrunken, daß sie gern die Gefangenen frei lassen, und beide Theile so zufrieden mit einander sind, daß sie beim Scheiden höflich zurufen: Gott dank Euch!" Dieser generöse Sinn macht auch einen so guten Eindruck auf uns in der „Cheviat-Jagd, die sich zwar nicht mit derselben historischen Bestimmtheit nachweisen läßt, jedenfalls aber auch ein wirkliches, vielleicht den Chronikschreibern entgangenes Ereigniß, zur Basis hat.

Es war ein altes Grenzgesetz, daß Niemand des Andern Jagd-

gebiet ohne Erlaubniß betrete. Bei der langjährigen Eifersucht der beiden ritterlichen Familien der Percy und Douglas, die noch der nationale Zwist steigerte, fehlte es aber nicht an steten Reibereien und hitzigen Kämpfen wegen des point d'honneur, und so mag sich leicht die Herausforderung Percy's erklären lassen, der drei Tage lang auf schottischem Grenzgebiete zu jagen gelobte, ohne Erlaubniß vom Grafen Douglas einzuholen.

Von der alten Ballade selbst, sagt schon Sydney, der freilich auch ein verwandtes ritterliches Herz hatte, daß sie ihn mehr bewege, als eine Schlachttrompete; auf ihre Schönheit näher einzugehen, ist deßhalb unnöthig, da Herder sie meisterhaft übersetzt hat. Die Feindschaft dieser beiden edlen Familien währte noch durch Menschenalter fort, aber ihr großmüthiger Sinn verlor sich in der neuern Zeit, als Douglas den Northumberland, welcher zu Gunsten Maria's von Stuart einen Aufstand hervorgerufen und dem dann ein Vögelein sang, daß er fliehen oder fechten müsse, höchst ungroßmüthig an England auslieferte, welches Ereigniß ebenfalls der Gegenstand zweier alter Balladen ist. Tragische Begebenheiten aus dem 16. Jahrhundert, welche die Volkspoesie verewigte, sind: Darnley's Mord und der des „guten Grafen Murray, des blühendsten hoffnungsvollsten Ritters und Lieblings des Volkes, welcher der Privatrache des Grafen Huntley und der Eifersucht des schottischen Königs zum Opfer fiel, weil seine Schönheit das Lob der Königin erhalten hatte. Ein anderer Graf Gordon Huntley gab durch eine noch unmenschlichere Gräuelthat die Veranlassung zu der rührenden schottischen Ballade Edom O'Gordon, welche die Wildheit der damaligen feudalen Sitten anschaulich macht. Er legte Feuer an das Schloß einer Edeldame, die dasselbe ohne Erlaubniß ihres Gemahls nicht übergeben wollte und verbrannte sie mit ihren schönen Kindern. Rührend ist die Scene, als ihr kleiner Sohn die Mutter bittet, das Schloß zu übergeben, da ihm der Rauch unerträglich werde. Die Mutter will gern all' ihr Gut geben für ein Lüftchen Westwind, das den Rauch von dem Kinde

wegwehe. Ihre Tochter läßt sich in Tüchern über die Mauern werfen, fällt aber in Gordons Speer, der sie gern in's Leben zurückrufen möchte; denn er kann nicht auf das holde Gesicht hinsehen, wie es auf dem Grase liegt mit den rosigen Wangen und dem hellblonden Haare, an dem das Blut herabrieselt, „sie wäre eines Mannes Entzücken gewesen."

Zu den Balladen, in denen die Sage und Geschichte eng verbunden sind, gehört was die Volksdichtung von der schönen Rosamunde und ihrem wunderbaren Schlosse zu Woodstock erzählt, oder von ihrer Nebenbuhlerin, der Königin Eleonore, der ihr eigener Gemahl, als Mönch verkleidet, Beichte hört und u. A. vernimmt, daß nur ihr zweiter Sohn vom Könige sei, der einen Kopf wie ein Ochs und eine Nase wie ein Bär gleich seinem Vater habe. „Das thut nichts, um so lieber hab' ich ihn!" fährt der königliche Beichtiger heraus.

Die Balladen, welche die Anfänge der Britischen Seemacht verherrlichen, sind reich an Poesie. Der schottische König trinkt blutrothen Wein und fragt: wer der beste Seemann in seinem Reiche sei? Man nennt Sir Patrick Spence und der König sendet ihm sogleich einen offenen Brief. Als Sir Patrick die erste Zeile liest, lacht er laut, beim Lesen der zweiten Zeilen aber blendet eine Thräne sein Auge. „Es ist übel gethan, mich bei dieser Jahreszeit in die See zu schicken, es steht ein verderblicher Sturm bevor; denn gestern hatte der Neumond den alten Mond im Arme. „Lange mögen die Ladies der schottischen Edlen mit ihren Fächern in der Hand sitzen, ehe sie Sir Patrick Spence an's Land segeln sehen; denn unweit Aberdour, fünfzig Faden tief im Meere ruht er und die schottischen Lords liegen zu seinen Füßen.

Bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts besaß England noch kein einziges Kriegsschiff, erst im Jahre 1504 wurde das erste, „der große Heinrich" gebaut. Bedurfte der König einer Flotte, so war er genöthigt, Schiffe von den Kaufleuten zu miethen. Bei diesem Mangel an Schutz war nicht zu wundern, daß der Englische Handel

viel von Freibeutern zu leiden hatte. Der gefährlichste war Sir Andrew Barton, der vom schottischen Könige Kaperbriefe hatte, um auf portugiesische Schiffe zu fahnden, jedoch auch die Englischen plünderte. Da König Heinrich VII. aus politischen Rücksichten nicht abhalf, so erklärte Graf Surrey, daß, so lange er Gut habe, ein Schiff auszurüsten, und einen Sohn, es zu befehligen, die offene See nicht von Piraten unsicher gemacht werden solle. Und in der That rüstete er auf eigene Kosten zwei Schiffe aus unter dem Befehl seiner Söhne Eduard und Thomas (Letzterer war der Vater des Dichters Surrey), welche den furchtbaren Seeräuber, „der von außen Erz, von innen Stahl war“ und bis zum letzten Athemzuge focht und seine Mannschaft ermuthigte, durch gut gezielte Schüsse tödteten und seine Schiffe in die Themse aufbrachten. Diese erste Heldenthat zur See war wohl eine Ballade werth!

Auch aus der Zeit des Kriegs der Spanier mit den Niederländern feiern Volkslieder Helden, die freiwillig den Letzteren zum Beistand herbeigeeilt waren, so einen Lord Willoughbey, und Marie Ambree, eine Englische Jeanne d'Arc, die ihren Geliebten zu rächen, den Spaniern großen Schaden zufügte. Das prächtige Gedicht vom „alten und jungen Höfling“ vergleicht die Sitten der alten Landedelleute bis zur Zeit Elisabeths mit jenen ihrer Söhne. „Der alte Edelmann hatte ein großes Gut und hielt gastfrei Haus, sein Thürsteher durfte keinen Armen unerquickt weggehen lassen. Die alte Edeldame, etwas aufbrausend, war durch ein gutes Wort zu besänftigen, zahlte alle Vierteljahre ihrer alten Dienerschaft regelmäßig ihren Lohn. Kutscher, Bediente, Pagen hatte sie keine, aber zwanzig alte Burschen in blauen Röcken. Ein ehrwürdiger, greiser Caplan, und gelehrte alte Werke sorgten für das geistige Bedürfniß, eine alte Küche mit einem halben Dutzend alter Köche für das leibliche, auch alten Sherry für seiner Herrlichkeit Kupfernase nicht zu vergessen. In der alten Halle hingen Spieße, Flinten und Bogen, alte Schwerter und Schilde, die manchen harten Schlag ausgehalten, neben einem

alten Filzrocke. Kam das Christfest, wurden die alten Nachbarn mit Dudelsack und Trommel herbeigeholt und mit einem alten Weine bewirthet, der eine Katze zum Sprechen gebracht hätte. Mit seinen Falken und Hunden jagte der Edelmann nur auf seinem eigenen Gebiete. Beim Sterben gab er jedem Kind tausend gute Pfunde, seinem ältesten Sohne aber Haus und Land, ihm auf die Seele bindend, die alte Freigiebigkeit fortzusetzen, und ein guter Herr und Nachbar zu sein.

Aber der Erbe unterhält geschminkte Damen, leiht Geld auf seinen Grundbesitz, und betrinkt sich in Wirthshäusern. Seine Lady, geschniegelt und hungrig, versteht nichts vom Haushalte, hat sieben oder acht Kopfputze von anderer Weiber Haar und spielt mit gemalten Fächern. Eine neue Halle hängt voll neuer Bilder. Ein schöner Kamin von Marmor enthält kein Feuer, so wenig wie die neue Vorrathskammer Vorräthe. Pamphlete, Theaterstücke verdrängten die alten Werke und ein neuer Caplan, der schneller schwört, als betet, den ehrwürdigen Greis. Am Christfeste geht Alles nach London, bis auf den neuen Thürsteher John, der die Armen mit einem Fußtritte regalirt. Französische Köche, Kutscher, Pagen, Kammerfrauen und neue Titel, die mit des Vaters altem Golde gekauft wurden, bewirken, daß von der Ahnen alten Schlössern eins nach dem andern verkauft wird." —

Ein Lieblingsthema der Englischen Balladendichter war, ihre Könige entweder durch Zufall oder absichtlich in Berührung mit den niedrigsten ihrer Unterthanen zu bringen und durch die komischen Situationen, die diese qui pro quo's zur Folge hatten, und den Gegensatz des feinen Hoflebens zum rohesten Volksleben die Heiterkeit der Zuhörer zu erregen. Das älteste und längste, aber auch beste Gedicht dieser Art ist „Hans der Vogt und König Eduard". Andere und zum Theil diesem nachgebildete behandeln das Zusammentreffen König Heinrichs II. mit einem Müller und Soldaten, Jacobs I. mit einem Kesselflicker, Wilhelms III. mit einem Jäger, Alfreds mit

einem Schäfer, Eduards IV. mit einem Gerber, Heinrichs VIII. mit einem Schuhflicker u. s. w. Die königlichen Abenteuer mit dem Müller und dem Gerber hat Percy seiner Sammlung einverleibt. „Auf der Jagd traf Heinrich mit einem groben Müller zusammen, der ihn für einen Dieb hält und schimpft, endlich aber doch in sein rauchiges Haus mitnimmt, und auf dem Stroh neben seinem Sohne schlafen läßt, nicht ohne vorher genau zu untersuchen, ob der neue Gast auch der Reinlichkeitspolizei im Betreff verschiedener lästiger Insecten Genüge thun könne. Zum Abendschmaus verzehren sie eine herrliche Wildpretpastete, wie der Müller erläutert, ein tägliches Gericht, aus den königlichen Revieren gestohlen; sie wollten es aber nicht für 2 Pence, daß der König es erfahre. Am Morgen finden ihn seine Höflinge, der König zieht sein Schwert, der Müller fürchtet, es gehe jetzt an seinen Hals, wird aber für seine höfliche Bewirthung zum Ritter geschlagen. Im zweiten Theil wird geschildert, wie der König diesen neuen Ritter nebst Familie am h. Georgstage zu dem glänzendsten Hoffeste einladet, woselbst die lächerlichsten Verstöße gegen alle feinere Sitte und Etikette, ihr komischer Aufzug u. s. w. reichen Stoff zum Lachen bieten.

Das Abenteuer Eduards IV. mit dem Gerber von Tamworth soll sich in der That zugetragen haben und die dasselbe behandelnde Ballade war sehr populär; sie klingt auch natürlicher und besser, als die eben beschriebene. Als Eduard IV. gleichfalls auf der Jagd war, kam ein kecker Gerber des Wegs daher geritten, auf einer Mähre, die vier Schillinge werth war, mit einer Kuhhaut als Sattel. Der König fragt nach dem nächsten Wege nach Drayton Basset. „Geh beim nächsten Galgen, an den Du kommst, rechter Hand," erwidert der Gerber. Der König bittet, ihn dahin zu begleiten, er wolle ihn freihalten, findet aber wenig Anklang, da der Gerber der Meinung ist, er selbst habe wol mehr Nobles in seiner Börse, als der König Heller, und Letztern für einen Strauchdieb hält, der seinen ganzen Reichthum auf seinem Leibe trägt. Der König bietet ihm an, ihre

Pferde zu vertauschen, der Gerber jedoch will einen Goldnobel Aufgeld haben, da er gegen ein sanftes Pferd ein unruhiges, wildes einhandele und wundert sich sehr, als der König zwanzig Groschen zahlt, da er geschworen hätte: er besitze keinen Pfennig. Die Kuhhaut geht aber nicht in den Kauf mit, der Gerber legte sie auf den vergoldeten Sattel. Aber das Pferd, solcher Last ungewohnt, und in Schrecken gesetzt durch die Kuhhörner, geht durch und wirft den Gerber ab. Dieser will nun sein Pferd wieder haben, muß aber jetzt seinerseits zwanzig Groschen Reugeld bezahlen. Der König stößt in's Horn, seine Höflinge erscheinen, der Gerber fürchtet für seine Kuhhaut, da er noch immer Räuber wittert, zuletzt geht ihm aber ein Licht auf und als der König nach einem Halfter ruft, hätte er gerne zwanzig Pfund gegeben, wenn er nicht so nahe gewesen wäre; denn, wie er sich in seiner komischen Furcht ausdrückt, „hofft“ er, morgen gehängt zu werden. Indessen wird er mit diesem Instrumente zum Esquire geschaffen und erhält ein schönes Besitzthum, seine Kuhhäute in Flor zu bringen.

Die Geschichte von König Johann und dem Abt von Canterbury, welchen der Schäfer aus seiner Verlegenheit reißt indem er die drei königlichen Fragen beantwortet, hat Bürger trefflich in unsre Muttersprache übertragen. Daß Robin Hood eine bedeutende Rolle in den alten Balladen spielt und seine Kämpfe gegen die tyrannischen Jagdgesetze und ihre Vertreter verherrlicht wurden, ward schon erwähnt. Die Balladensänger erhoben ihn sogar zum Grafen von Hutington. Wie er in den mittleren Districten Englands, so waren in den nördlichen drei andere Geächtete die Volkshelden: Adam Bell, Clym von Clough und Wilhelm von Cloudesly. Der Schauplatz ihrer Thaten war in der Nähe von Carlisle. Sie lebten schon vor Robin Hood und waren unübertreffliche Schützen, deren Geschicklichkeit sprüchwörtlich wurde. Eine herrliche Ballade erzählt, wie Wilhelm bei einem Besuche seines Weibes verrathen und nach tapfrer Gegenwehr gefangen und zum Tod am Galgen bestimmt, von seinen Gefährten befreit wurde. Zuletzt gehen sie nach London in des Königs Palast,

um sich der Acht entheben zu lassen, der König verurtheilt sie indeß zum Tode, aber die Königin, welcher er die Gewährung einer Bitte schuldig ist, verlangt ihre Befreiung. Sie geben dem König erstaunliche Proben ihrer Geschicklichkeit im Bogenschießen, (Wilhelm schießt u. A. einen Apfel vom Haupte seines Knaben) und werden in königliche Dienste genommen.

Die „nußbraune Maid," eine der schönsten Englischen Balladen, sowol der Form als dem Inhalte nach, gehört, wenn sie auch erst zu Anfange des 16. Jahrhunderts entstanden sein mag, doch der innern Verwandtschaft nach, auch in diesen Kreis. Es ist eine Reminiscenz aus der Zeit jenes gesetzlosen, an Anstrengungen und Entbehrungen reichen, stets gehetzten, aber doch kräftigen und freien Waldlebens. Ein Ritter theilt seiner Geliebten, um sie zu prüfen, mit, er habe eine That begangen, die ihm einen schimpflichen Tod zuziehen würde, weßhalb er allein als Geächteter in den Wald flüchten wolle. Die nußbraune Maid will durchaus das Schicksal desjenigen theilen, den sie von allen Menschen allein liebt, und mitziehen. Allen Bedenken und Einwürfen weiß sie zu begegnen. Nur das Unschickliche dieses Schrittes, der sie selbst zu unweiblicher Tracht und Sitte nöthigen würde, zwingt ihr einen Klageruf ab. Das angstreiche, kümmerliche Leben schreckt sie nicht, sie will mit dem Bogen den Geliebten schützen, über dornige Wege, tiefe Thäler, durch Schnee und Regen mit ihm ziehen, unter den Büschen rasten, nur glücklich durch seine Gegenwart. Selbst die rauhe Behandlung, die Vorwürfe und die geringe Achtung von Seite des Geliebten gegen sie entfremden ihn nicht ihrem Herzen, sie sagt ihm kurz, daß es ihr Tod sein werde, wenn er sie verließe. Auch das Aergste, die Mittheilung, daß eine geliebtere Nebenbuhlerin schon ihre Stelle eingenommen habe, prallt ab an ihrer Treue und Liebe, sie will sogar deren Dienerin werden. Der Geliebte entdeckt ihr nun, daß Alles erdichtet gewesen und er nicht geächtet sei; aber diese frohe Kunde freut sie weniger, als sie von derselben geängstigt wird, da sie glaubt, der Geliebte sage nur so, um sich von ihr wegzustehlen. Aber

die Kunde ist wahr und schließlich zeigt sich, der angebliche Verbannte sei eines Grafen Sohn, welcher der treuen Maid zum Lohne baldigst den Ehering verspricht.

Der Dichter und Höfling Matthew Prior († 1721) hat es unternommen, die nußbraune Maid unter dem Titel „Heinrich und Emma" zu verwässern, eine Arbeit, die Percy mit seiner gewohnten Höflichkeit preist, Warton aber mit richtigerm Tacte tadelt. In der That konnte der Gesandte und Günstling am Hofe des französischen Ludwigs auf keine unglücklichere Idee kommen, als dieses natürliche, naive Volksgedicht in ein künstliches, sentimentales, mit langweiligen Alexandrinern umzuschaffen. Zudem brach er dem ganzen Gedichte noch dadurch die Pointe ab, daß er statt eines rauhen, kalten Mannes einen seufzenden Seladon hinstellt, der seiner schönen Emma, seiner „süßen Maid" fortwährend Complimente macht.

Von den Balladen, die Leidenschaften und Begebenheiten des menschlichen Lebens zum Thema haben, ist die schönste die schottische: „Eduard, Eduard!" die Herder übertragen hat. Das tieftragische Elend des Vatermörders, seine Vernichtung und tiefe Reue sind mit einfachen, antiken, großartigen Zügen gezeichnet. Ein heitereres, von Langbein übertragenes Gedicht: „Zieh den alten Flausrock an," ist höchst natürlich und volksthümlich. Der „angeführte Ritter" empfindet die Listen, durch die das schwächere Geschlecht die Zudringlichkeiten des stärkern abzuweisen versteht, die geduldige Gräfin lehrt die Weise kennen, wie eine verständige Frau ihren untreuen Gemahl wieder gewinnen kann, der „Erbe von Linne" trägt die traurigen Folgen der Verschwendung. „Lady Isabella," „die spanische Jungfrau," „die Kinder im Walde" zeigen in grauenhaften Bildern, zu welchen Verbrechen die stiefmütterliche und weibliche Eifersucht und die Geldgierde von Blutsverwandten verleiten können. Auch treffliche Schäfergedichte und kleinere Lieder hat die Englische Volksdichtung geschaffen. Viele der letzteren hat Robert Burns, der wie Keiner den Volksweisen ihre Süße und Empfindung abgelauscht, benutzt und wirklich ver-

bessert, was viel sagen will. Ein noch unübersetztes, nach meiner Meinung das trefflichste ist: „Liebe findet den Weg.“ Auch die Mythen vom ewigen Juden und den diesem Volksstamme zur Last gelegten Grausamkeiten, und Hexen-, Narren-, Bettlerlieder und Geschichten findet man in den Büchern der Englischen Volkspoesie.

Neunzehnter Abschnitt.

Die romantischen und die Liebes-Balladen.

Die Quintessenz der in den weitläufigen Epopöen der Minstrels enthaltenen Ereignisse, die Thaten Arthurs, Gawaine's, Lancelots, Guy's, ja selbst St. Georgs, eines eben so romantischen Helden, ferner die Erlebnisse der Dido oder der Penelope gaben die Balladendichter in faßlichen „fits," dem herrschenden Geschmacke angepaßt, dem Volke zu kosten. Sind auch einzelne derselben nur legendenartige oder trockene Erzählungen fabelhafter Thaten, so steht doch die Mehrzahl dieser Balladen, sowohl der Behandlung nach, die mit Vorliebe die alten einheimischen feenhaften Sagen in den Vordergrund stellt, als auch in Beziehung auf die Form und den oft warmen Gefühlsausdruck weit über die gleichnamigen Epopöen, wenn sie auch nur gleichsam ein Auszug derselben sind. Man würde alle die alten Epopöen vergebens nach Stellen durchblättern wie folgende in der Hochzeit des Ritter Gawains:

„sweet blushes stayn'd her rud-red cheeke,
Her eyen were blacke as sloe:
The ripening cherrye swellde her lippe,
And all her necke was snowe."

oder wie folgende im Junker Moritz (Gil Morrice) der seine Mutter erwartend, im Walde sitzt und pfeift und singt:

„his hair was like the threeds of gold
Drawne frae Minerva's loome:
His lipps like roses drapping dew,
His breath was a'perfume.

His brow was like the mountain snae
Gilt by the morning beam:
His cheeks like living roses glow:
His een like azure stream.

Er war schön, der Knabe Moritz, als er da sein gelbes Haar kämmte, welches weich um sein Antlitz, ein Antlitz unvergleichlich hold, flatterte, und singen konnte er so süß, daß er alle Verzweiflung zu verscheuchen vermochte. Lord Barnard, der nicht wußte, daß Moritz eine Frucht der Jugendliebe seiner Gattin war, den sie im grünen Walde beim Regenschauer geboren, sondern ihn für einen Nebenbuhler hielt und tödtete, ist selbst von solcher Schönheit überrascht.

Junker Moritz ist übrigens eine alt-schottische Ballade und kein Auszug aus einem größern Gedichte, auch „Sir Aldingar," „Sir Cauline" und „Estmere" sind originelle romantische Balladen. Sir Aldingar ist der Castellan König Heinrichs, der die Königin verführen möchte und da er kein Gehör findet, einen Bettler in ihr Bette legt und sie des Ehebruchs anklagt. Die Königin soll des Feuertodes sterben, wenn nicht ein Ritter für ihre Unschuld gegen Sir Aldingar in die Schranken tritt. Als sie den Scheiterhaufen besteigen soll, erscheint ein Knabe auf einer kleinen weißen Stute, verwundet den höhnenden Sir Aldingar tödtlich, der sein Verbrechen eingesteht, und verschwindet wieder.

Sir Cauline, krank aus Liebe zur Königstochter, besiegt, um durch Heldenthaten ihrer würdig zu werden, im nächtlichen Kampfe einen Riesen. Später eben seiner Liebe wegen des Landes verwiesen, kehrt er zu einem großen Turniere unerkannt in schwarzer Rüstung zurück, gewinnt alle Preise und besiegt zuletzt noch einen zweiten furchtbaren Riesen, der die Niederlage des ersten zu rächen gekommen ist und den König und seine Tochter bedroht. Zum Lohn soll ihm diese nun vermählt werden, aber zu spät, er selbst ist tödtlich verwundet und stirbt. Die Königstochter stirbt ebenfalls vor Gram, nachdem sie in dem verwundeten Ritter ihren Geliebten erkannt.

Die Ballade vom König Estmere spielt in Spanien, wohin dieser

mit seinem Bruder Adler sich von England aus begeben hat, um um die Tochter König Adlands zu freien. Aber der Heidenkönig von Spanien, Sir Bremor, hat auch ein Auge auf die Schöne geworfen, und deshalb zögert ihr Vater mit seiner Einwilligung, obgleich seine Tochter, die den Heiden verschmähte, Sir Estmere's Werbung begünstigt. Ihr Vater fürchtet die Rache des Heidenkönigs. Dieser erscheint auch richtig mit vielen Kämpen, um König Adlands Tochter abzuholen. Man sendet König Estmere, der sich kaum eine Meile weit entfernt hatte, einen Boten mit der Kunde nach: zurückzukehren und zu fechten, oder heimzukehren und seine Dame zu verlieren. Durch Zauberei, die Adler gelernt, entstellt, und als Harfner verkleidet, reiten sie in des Königs Halle, tödten Sir Bremor und viele seiner Kämpen und nehmen die Königstochter mit nach England.

Wir kommen nun zu den eigentlichen Liebesballaden und da fällt uns vor Allem die Art auf, mit der die Balladendichter die leider nur oft zu willigen Schönen von ihren Rittern behandeln lassen. Sie mißhandeln sie, nachdem sie ihre Gunst genossen, gewöhnlich auf eine rohe, herzlose Weise, lassen sie z. B., wenngleich sie gesegneten Leibes sind, neben dem Pferde herlaufen, über Bäche schwimmen, im Stalle schlafen, ja sogar Botschaften an andere Mädchen besorgen. Da ist keine Spur der Achtung gegen das weibliche Geschlecht, die sonst die Engländer auszeichnet. Oder sollte gerade dieser Gegensatz die Balladendichter veranlaßt haben, dergleichen Lieblosigkeiten stark aufzutragen, um Rührung zu erzwingen! Wie behandelt übrigens auch noch später Hamlet seine Ophelia, zu der er die Liebe von vierzigtausend Brüdern zu haben vorgibt. Und wie leichtfertig schildern schon die ältesten Gedichte des Arthurschen Sagenkreises die Weiber, die Königin Ginevra an der Spitze! Man könnte zu den Englischen Minstrels mit mehr Recht, als zu Faust Mephisto sagen lassen: „Ihr sprecht ja ganz wie ein Franzos!“ Gewöhnlich enden die Englischen Liebesballaden auch unglücklich; denn ihre schönen Weiber sind sinnlich, machen gewöhnlich die avances, und bereuen selbst nach der

blutigen Catastrophe ihre sündige Liebe nicht, ja benehmen sich gegen die rächenden Ehegemahle noch sehr trotzig. Dagegen fehlt es in anderen Balladen nicht an Beispielen rührender Anhänglichkeit und Treue. Was ferner bei diesen Balladen auffällt, die doch für das Volk und von Leuten aus dem Volke verfaßt wurden, ist die durchweg aristocratische Anschauungsweise, die in ihnen sich geltend macht. Um einer verwickelten Liebesgeschichte zu einem glücklichen Ausgang zu verhelfen, ist fast durchgängig erforderlich, daß die Geliebte aus ihrer Verpuppung als Grafen- oder Herzogstochter herausflattert. Betrogenen Mädchen schmerzt weniger der unersetzliche Verlust ihrer Ehre, als der Gedanke, daß diese ihnen von einem Manne niedern Ranges geraubt worden sei, ja selbst in dem tragischsten Augenblicke, da eine treulose Gattin mit ihrem Buhlen ihre Schuld mit dem Tode sühnt, hat der rächende Ehgemahl noch Ueberlegung genug, zu verordnen, daß in dem gemeinsamen Grabe sein Weib oben ruhen müsse, da sie von besserm Blute sei. Wie jetzt, so damals, war die Verehrung des Adels beim Engländer jeden Ranges Fleisch und Blut geworden.

Die Liebesballaden theile ich nach ihrem glücklichen und tragischen Ausgange ab. Zu ersteren gehört die Ballade von Cophetua, einem Könige in Afrika, der lange ein Weiberfeind war, bis er ein Bettlermädchen sah, sich in sie verliebte und sie zu seiner Königin erhob.

Ein gleiches Glück widerfuhr einer Dame, die durch traurige Schicksale genöthigt, die Rolle eines Bedienten am Hofe anzunehmen, vom Könige belauscht wurde. — Des Vogts von Islington Tochter bringt ihrem Geliebten, um sich von der Wahrheit seiner Leidenschaft zu überzeugen, unerkannt die Nachricht ihres Todes. Als sie seine Verzweiflung sieht, gibt sie sich zu erkennen und wird seine Braut. — Die schöne Bessie verlassen ihre zahlreichen Freier, als sie erfahren, daß der alte Bettler von Bednallgreen ihr Vater sei, nur ein Ritter bleibt ihr treu, und nimmt sie zu seinem Weibe. Zur

Beschämung der höhnenden Verwandten giebt der Bettler seiner Tochter zur Mitgabe dreitausend Pfund, je zwei Goldstücke für eines des Bräutigams. Zur Hochzeit selbst kam er als Harfner und sang: daß Bessie's Mutter die Tochter eines Barons sei, und vor Jahren auf dem Schlachtfelde von Evesham ihren Vater gesucht, statt seiner aber den verwundet dort liegenden Sohn des Grafen Montfort, Heinrich, gefunden, gerettet und geehelicht habe. Bessie sei die Tochter dieses Todtgeglaubten, der aus Furcht vor seinen Feinden gegen vierzig Jahre verkleidet gelebt habe, und jetzt zum ersten male den Schleier dieses Geheimnisses lüfte. — Der Junker von Elle darf seine geliebte Emmeline nicht heimführen, weil eine erbliche Feindschaft ihre Häuser trennt. Er entführt sie aber, erschlägt ihren Freier und erlangt schließlich doch die väterliche Einwilligung. — Ein andrer Junker, Namens Waters, will seiner Geliebten, die von ihm in interessanten Umständen sich befindet, Cheshire und Lancashire schenken; sie aber will lieber einen Kuß von seinem Munde und einen Wink seiner Augen. Er quält sie bis auf's Aeußerste, und stellt sie auf die schwersten Proben, bis sie ein Kind gebärt, selbst aber auf der Bahre zu liegen wünscht; jetzt wird Hochzeit und Taufe an Einem Tage gefeiert.

Ein Ritter verführt ein Schäfermädchen, das ihn aber bis an den Hof des Königs verfolgt und dort anklagt. Seine Hand wird ihr vom Könige zugesagt, vergebens sucht er sich loszukaufen. Bei der Vermählungsfeier zeigt sich, daß die vermeintliche Schäferin eines Herzogs Tochter ist. Der Ritter bereut sein Benehmen. Von den Liebesballaden mit tragischem Ausgang schildert die vom kleinen Musgrave, dem die Lady Barnard an der Kirchthüre ihre Liebe gesteht, und zu einem nächtlichen Besuche auf ihr Schloß einladet, am feurigsten die Leidenschaft mit ihren unglücklichen Folgen. Dönniges hat diese Ballade übersetzt. — Eine andere ist die von Glasgerion, dem Harfner und Königssohn, der die Königstochter der Normandie liebt. Sie verspricht ihm ein Stelldichein; aber sein kleiner Page schleicht

vor seinem Herrn und mit seinen Kleidern angethan, in ihr Gemach, und betrügt sie um ihre höchste Gunst, freilich um den Preis seines Lebens, das er lassen muß, als sein Verrath an den Tag kommt. Aber auch die Liebenden tödten sich. —

Alt Robin von Portugals junges Weib liebt ihren Haushofmeister und sinnt auf Gattenmord. Ein Page belauscht und verräth die Schuldigen, die selbst in die Grube fallen, welche sie Anderen graben wollten. Der Page aber wird zur Belohnung der Erbe des reichen Kaufherrn.

Die Wallfahrten nach Walsingham in Norfolk, dem reichsten Wallfahrtsorte Englands, wohin ein berühmtes Wunderbild der Jungfrau Maria, häufig aber auch Liebesabenteuer unter der Maske der Religiosität die Pilger zogen, spielen eine bedeutende Rolle in vielen Volksdichtungen. Bald büßt ein Mädchen, als Pilger verkleidet, ihre Sprödigkeit, die den geliebten Jüngling tödtete, bald trauert ein Anderer über die Untreue der Geliebten u. s. w. Auch Goldsmiths schöne Ballade Edwin und Emma ist auf eine solche Tradition gebaut.

Ein anderes Thema, was ausführlich und häufig in Englischen Balladen behandelt wird, sind die Folgen der Treulosigkeit und die Greuel, welche der Liebesgram bei einst blühenden Schönheiten zur Folge hat. Die Ballade von der schönen Margarethe, die ihrem süßen, aber untreuen Wilhelm in seiner Brautnacht erscheint, entspricht einer deutschen, die mit den Versen beginnt:

„Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten,
Einer reichen Erbin an dem Rhein" u. s. w.

endet aber tragischer; denn

„Margareth starb aus reiner Lieb'
Und Wilhelm starb aus Sorge."

Doch wird das Blatt auch manchmal umgekehrt und es erscheint Süß-Wilhelms Geist seiner Margarethe; ein weiteres Gegenstück ist die Ballade von „Barbara Allen," die herzlos ihren Geliebten sterben

sehen konnte und später aus Reue darüber selbst den Tod fand. Auch die Moral eines weit verbreiteten deutschen Volksliedes:

„So geht's, wenn ein Knabe zwei Mädchen hat,
Thut wunderselten ein gut" u. s. w.

findet sich in Englischen Balladen vertreten, z. B. in der des Lord Thomas, der auf den Wunsch seiner Mutter die schöne Elenore verlassen und das nußbraune Mädchen heirathen soll, weil Letzteres Häuser und Ländereien besitzt. Thomas ladet seine verlassene Geliebte zu seiner Hochzeit ein und gesteht ihr die Fortdauer seiner Neigung, worauf das nußbraune Mädchen, von Eifersucht erfaßt, die Nebenbuhlerin ersticht, Lord Thomas aber die Verbrecherin und sich selbst umbringt. — Die Ballade von Thomas und der schönen Anet ist eine Variante dieser.

Die herrlichsten Früchte der Volkspoesie haben wir bis zuletzt aufgehoben, nämlich die schönen Klaggesänge oder Wiegenlieder, die sicher unmittelbar dem Herzen schwer gekränkter, aber unergründlich tiefliebender Frauen entströmt sind, vielleicht Schwanenlieder, gleich dem Liede von der Weide, das auch auf Shakespeare einen tiefen Eindruck gemacht haben muß, da er es auf so ergreifende und pathetische Weise vor Desdemona's Tod einführt:

„Meine Mutter hatt' ein Mädchen. Bärbel hieß sie.
Die war verliebt und treulos ward ihr Schatz
Und lief davon. Sie hatt' ein Lied von Weide,
Ein altes Ding, doch paßt es für ihr Leid —
Sie sang es noch sterbend." —

Um die Palme mit diesem Gedichte von der Weide ringen das Wiegenlied der verlassenen Anna Bothwell und ein altes, unübersetzbar-schönes schottisches Liedchen: „Waly, waly love be bonny." Sie sind so einfach, natürlich und zum Herzen dringend und lassen uns ahnend empfinden, welch' reicher Schatz unergründlicher Liebe in manchem verkannten, nach einem frevlen Spiele leichtsinnig weggeworfenen Weiberherzen ruht.

Wie weh thut es der Verlassenen, wenn sie ihr Kind weinen

sieht, um das sich der Vater so wenig wie um sie kümmert. Wenn es doch schlafen und dann lächeln wollte, aber nicht einst süß lächeln, wie sein Vater, um Mädchen zu bethören, Gott verhüte das! Aber fast fürchtet sie, der Knabe möge wie die Züge, so auch das Herz seines Vaters erben. Sie kann nicht von Diesem lassen, sie liebt den Treulosen stets, wohin sie gehen mag, in Leid und Freud, ihr Herz kann sich nie von ihm losreißen. „Aber du Knäblein werde nie falsch und wechsle nicht deine Liebe für eine neue; denn der Gram eines Weibes ist wunderbar bitter. Du sollst nun nicht von der Mutter Seite und bei deinem Anblicke will sie die Grausamkeit der Männer vergessen.“

Das zweite Liedchen, welches beklagt, daß die Liebe nur so kurze Zeit, so lange sie neu sei, währe, dann aber vergehe wie Morgenthau, ist, wenn möglich noch ergreifender. Es herrscht darin der wahre Volkston, dem ein Robert Burns lauschte. Wir können uns nicht enthalten, da es unseres Wissens noch nie übersetzt wurde, eine Probe zu geben, selbst auf die Gefahr hin, einer Sünde gegen das Original beschuldigt zu werden.

„An eine Eich' lehnt' ich mich an
Und dacht' es sei zu trauen ihr,
Doch bog sie sich und brach sodann,
So that mein treues Lieb auch mir.

O warum schmückte ich mich noch
Und kämmt' mein Haar noch alle Tag',
Mein treues Lieb verließ mich doch,
Und sagt, daß es mich nicht mehr mag.

Wann wirst du wehn, o Martinswind,
Der's Blatt vom Baume niederzieht?
O süßer Tod! komm du geschwind;
Denn meines Lebens bin ich müd.

S'ist nicht der Frost, s'ist nicht der Schnee,
Der mich jetzt weinen macht vor Schmerz,
Eine andere Kälte thut mir weh,
Die Kälte von Treuliebchens Herz.

Als ich mit ihm nach Glasgow kam,
Kein schön'res Paar war weit und breit,
Mein Lieb trug sich in schwarzem Sammt
Und ich von Carmosin ein Kleid.

Hätt' ich gewußt vorm ersten Kuß
Der Liebe Leid und Bitterkeit,
Ich hätte unter Goldverschluß
Mein Herz gelegt, als es noch Zeit.

Wärst du schon da, mein junger Knab',
Und ruhtest auf der Amme Knie,
Und ich wär' todt und läg' im Grab;
Denn meine Ruh' gewinn ich nie.“

Zwanzigster Abschnitt.

Schottische Dichter.

Während in England nach Chaucers Tod (1400) die Musen zwei Jahrhunderte fast ganz schwiegen, ließen sie dafür im schottischen Nachbarlande um so voller ihre Leyer ertönen. Die Sprache Schottlands mit Ausnahme des Hochlands hatte dieselbe Entwicklung genommen, wie in England. Die germanische Abstammung der Pikten (die man jetzt allgemein zugibt) erklärt die deutsche Basis der Sprache und die zahlreichen Einwanderungen aus England, sowie der lebhafte Verkehr beider Länder im 11., 12. und 13. Jahrhundert erklären die normännischen Beimischungen.

Die Blüthe der schottischen Literatur aber entwickelten dieselben Verhältnisse, wie in England zur Zeit Eduards III., nämlich: ihr durch lange blutige Kämpfe errungenes Freiheits- und Nationalitätsgefühl und eine Reihe volksthümlicher Regenten, die selbst dichterische Persönlichkeiten, dem Volke im Gegensatze zum feindlichen Adel ihren Schutz und ihre Sorgfalt widmeten, es zu sich emporhoben oder zu ihm niederstiegen. Noch heute schwärmt der Schotte für die goldne Zeit der Selbstständigkeit seines Landes, noch heute ist Barbours „Bruce" beim schottischen Volke ungemein beliebt und auch des blinden Heinrich „Wallace" (von W. Hamilton modernisirt) lebt im Munde der Bauern fort, und es war das Studium dieses Buches, welches den Genius Robert Burns' entzündete.

Schottlands Freiheit war doppelt heilig, weil so schwer errungen

und dazu von Helden, wie sie die Geschichte nur selten nennt: von William Wallace und Robert Bruce. Nach der Entthronung des kinderlosen Alexander III. überschwemmte Englands erster Eduard Schottland mit seinen Truppen und erdrückte es unter einem barbarischen Militärdespotismus. Alle Hoffnung schien entschwunden; der neue König Baliol und sein Sohn waren gefangen, der dem Throne Zunächststehende diente in den feindlichen Reihen, des Vaterlands Vertheidiger waren gefangen, flüchtig oder erschlagen; da erhob sich ein unbekannter Patriot, ein antiker Character und in antiken Anschauungen erzogen, sein Vaterland zu rächen und zu befreien. Es war William Wallace. Gleich Moses hatte er im gerechten Zorne einen übermüthigen Unterdrücker erschlagen und war in die Wildniß geflohen, wo er eine Schaar entschlossener Männer um sich sammelte, denen er seinen Geist, seine Vaterlandsliebe einhauchte. Kein körperlicher, kein geistiger Vorzug mangelte ihm. Riese an Körper und Geist, heiter, unerschrocken, freigiebig, gerecht, beredt, theilnehmend, ein Hort der Armen und Unterdrückten, aber ein Feind der Lüge, unermüdlich, wachsam, unempfindlich gegen Hunger und Durst, Hitze und Kälte, klug, großmüthig, uneigennützig, ungebeugt im Unglück, bescheiden im Glück, voll brennender, inniger Vaterlandsliebe — so schildern ihn selbst seine Feinde. Bald war er der Schrecken der Engländer, denn keine seiner kühnen Unternehmungen mißlang. Englands stolzer Fürst, erbittert, sandte eine neue, mächtige Armee, welche der Verrath des schottischen Adels noch vergrößerte, aber Wallace allein verwarf verächtlich jede Unterhandlung mit dem Feinde und suchte sich im Norden aus der Mitte des Volkes, dessen Abgott er war, neue Truppen, mit denen er die Engländer bei Stirling entscheidend schlug, das ganze Land befreite, ja selbst den Krieg nach England trug. Die hohen Adeligen, durch Wallace's Sieg zwar wieder auf die Seite des Vaterlandes gebracht, konnten ihm deßungeachtet seine Heldenthaten, durch die sie selbst zu sehr in Schatten gestellt wurden, und seine Größe nie verzeihen. Als Eduard, welcher auf die Kunde der Nieder-

lage bei Stirling schnell mit dem Könige von Frankreich Frieden geschlossen und alle Streitkräfte Englands und Wales' nach York entboten hatte, in Schottland einrückte, verließen sie abermals Wallace, wie ihn auch Frankreichs König im Stiche ließ, oder blieben nur, um ihm gefährliche Feinde zu sein und Zwietracht in sein eignes Heerlager zu säen. Deßungeachtet hatte Wallace durch kluges Zurückziehen und Verwüsten des Landes beinahe schon Eduards Armee dem Hungertode nahe und zum Rückzuge gebracht, als Verrath dem Könige das feindliche Lager bei Falkirk und die Pläne Wallace's überlieferte. Der überlegene Feind vermochte nicht das schottische Fußvolk zum Weichen zu bringen, aber die Reiterei, der Adel verrieth auch hier die Sache des Vaterlandes und Wallace's unglaubliche, persönliche Waffenthaten vermochten den Sieg nicht zu fesseln. Fünfzehntausend Mann, darunter seine besten Freunde, ruhen bei Falkirk. Nichts destoweniger konnte Eduard kaum zur Hälfte das Land bezwingen und mußte zurückkehren.

Wallace, der Eifersucht der Großen müde, trat zurück von der Verwaltung des Landes und als einfacher Kämpfer in die Reihen seiner Kriegsgenossen, aber auch dies konnte den Adel nicht zu gleichem Patriotismus bewegen. Fast alle Adeligen unterwarfen sich Eduard, der wuthschnaubend nahte und dessen Spuren Blut und Ruinen bezeichneten. Aber so lange Wallace noch lebte, war der englische König seiner Eroberung nicht sicher. Jener hatte den französischen Hof besucht, um dort für sein Land zu wirken und führte nach seiner Rückkehr den Guerillaskrieg fort. Eduard hatte einen hohen Preis auf seinen Kopf gesetzt und es gelang auch einigen Verräthern, ihn zu verdienen. Mit schweren Ketten beladen, zum Hohn einen Lorbeerkranz auf dem Haupte, wurde er zum Tode verurtheilt, an den Schweifen von Rossen durch die Straßen Londons zum Galgen geschleift, woselbst ihm, dem Lebenden, die Eingeweide aus dem Körper gerissen wurden und er schließlich noch geköpft und geviertheilt wurde. Seine blutigen Körperreste stellte man in verschiedenen Städten zur Schau. Aber

schon lebte ihm ein Rächer im eigenen Gefolge des Königs: Robert Bruce, Schottlands edelster König, der das Werk seiner Befreiung glorreich vollendete. Er war der Enkel jenes Bruce, dessen Ansprüche auf den Königsthron Eduard verworfen hatte, der aber nichts desto weniger in den Reihen der Engländer focht und Wallace lange anfeindete und verdächtigte, bis ihn endlich bei einer Zusammenkunft Wallace's erhabener Sinn und uneigennützige Vaterlandsliebe zu Thränen rührten und er gelobte, auch seinen Arm dem unterdrückten Vaterlande zu leihen. Sein hochherziger Enkel, zweimal geschlagen, flüchtig, für todt gehalten, dessen Weib gefangen nach London geschleppt, dessen drei Brüder gehängt waren, versammelte wie mit einem Zauberschlag ganz Schottland wieder unter sein Banner. Eduard, Rache schnaubend und siegesgewiß stand im Begriff, Schottland auf's Neue mit Krieg zu überziehen, da ereilte ihn der Tod. Mit dem letzten Athemzuge hatte er noch von seinem Nachfolger den Schwur verlangt, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis ganz Schottland unterjocht sei. Aber Bruce schlug die Engländer bei Bannockburn (1314) und bei Byland (1323) und sicherte dadurch seinem Vaterlande die Unabhängigkeit, welche auch Eduard III. bei seiner Thronbesteigung anerkannte.

Da Wallace's und Bruce's Heldenthaten das Thema der folgenden Dichter sind, so war es nöthig, etwas weitläufiger darauf einzugehen. John Barbour, Erzdiacon von Aberdeen, der seinen Geschmack nach den Englischen Romanzenschreibern gebildet hatte, besang um das Jahr 1357 den Letztern. Sein „Bruce" ist eine vollständige Geschichte der merkwürdigen Ereignisse, durch welche Robert I. die Unabhängigkeit Schottlands und sich seinen Königsthron errang. Es fehlen diesem Werke weder poetischer Geist, Lebhaftigkeit der Beschreibung, edle Gedanken, noch Wohllaut der Verse (achtsylbige Zeilen mit Reim). Die Würde des Gegenstandes verband sich leicht mit einer poetischen Behandlung und deßhalb ist Barbours „Bruce" weit über alle damals Mode werdenden Chroniken und Erzählungen gleich-

zeitiger Begebenheiten zu stellen, welche entweder gleich des Prior Wyntouns Reimchronik von Schottland von abergläubischen Legenden strotzen, oder wie die von Herolden verfaßten auf nichts achten: als auf Schmäuse, Wappen, prächtige Kleider und Aufzüge oder Jagden, Ceremonien, Turniere und glänzende Feste, deren Schauplätze damals nicht nur fürstliche Höfe, sondern auch die Burgen der Großen waren. Während das ganze Trachten der Zeit so sehr nach dem Aeußerlichen und Sinnlichen gerichtet war, besang Barbour schon in tief gefühlten Versen die Freiheit und dies erhebt ihn über den flachen Schwarm der Mönche und Herolde. Wallace's Heldenthaten besang ein Minstrel, genannt der blinde Heinrich (blind Harry) von dessen Lebensumständen wenig mehr bekannt ist, als daß er, blind geboren, vom Vortrage dieses von ihm verfaßten Gedichtes sein Leben fristete. Als Grundlage desselben wird ein verlornes, lateinisches Werk des Freundes und Caplans des schottischen Helden, Blair, angegeben; augenscheinlich lieferten aber das Hauptmaterial die Volkstraditionen, welche, anderthalb Jahrhunderte nach Wallace's Tod, nicht mehr rein und unverfälscht fließen konnten, so daß dieses Werk, was historische Wahrheit betrifft, weit hinter Barbours Bruce zu setzen ist, welch' Letzteres von einem gelehrten Manne nach fast gleichzeitigen Begebenheiten verfaßt wurde. Indessen giebt es jenem an schwungreichen Gedanken und Gefühlen und poetischem Effect nichts nach. Die Zeilen sind zehnsylbig.

Wir kommen nun zu einem Dichter und Herrscher, der eine Reihe gleichnamiger Könige eröffnete, welche dem Volke wol geneigt, deßhalb stets im Kampfe mit dem Ruhe störenden Adel (besonders dem Hause Douglas) und der höheren Geistlichkeit lagen, die lüstern nach Königsmord und nach Macht, Raub und Gesetzlosigkeit verlangend, ihren Herrschern nur unter der Bedingung Ruhe gönnen wollten, daß sie ihnen das Mark des Volkes überließen. James I. war ein seltner Fürst, frei von Lastern, edel selbst in seinen Vergnügungen. Seine ungewöhnlichen Talente hatte eine treffliche Erziehung während seines

neunzehnjährigen Aufenthalts in England entwickelt. Im Besitz aller körperlichen Fertigkeiten war er Gelehrter, Musiker, Maler, Mechaniker, Gärtner und ein vorzüglicher Dichter. Chaucer, den er sorgfältig studirt hatte, ausgenommen, schrieb Niemand bis zur Zeit Elisabeths schönere Verse, als in seinem „Königsbuch" enthalten sind, in dem er die Geschichte seiner Liebe besang, die während seiner Gefangenschaft zu Windsor ihn zur schönen Tochter des Grafen von Somerset, seiner nachmaligen Königin erfaßte. James war nicht nur ein vorzüglicher Dichter, sondern auch ein trefflicher Regent, der den Handel, das Handwerk und die Kunst beschützte und zuerst gegen die Unwissenheit des Clerus Decrete schleuderte. Er fiel als ein Opfer seines edlen Strebens. James II., glücklicher als sein Vorfahre, vernichtete das tyrannische Haus Douglas und auch James III. vernachlässigte absichtlich den stolzen Adel und suchte seine Günstlinge, gleich Ludwig XI. von Frankreich, unter Maurern, Schneidern, Schmieden und Fechtmeistern. Dafür gab's ewige Unruhen und der eigene Sohn ward gegen den Vater gehetzt. Unter diesen Königen war es aber der fünfte dieses Namens, der Vater Maria Stuarts, welcher den Typus seiner Familie am ausgeprägtesten trug. Er glich in vieler Hinsicht seinem spätern Nachfolger Carl II., den auch, trotz seiner Fehler, das Volk liebte. Seine Jugend war absichtlich verderbt, seine Erziehung vernachlässigt worden, aber sein großer Geist, sein warmes Gefühl, sein Scharfsinn holten Alles nach. Nach einer scandalösen Vormundschaft, die ihn sogar seiner Möbel beraubt und alle Hülfsquellen des Landes erschöpft hatte, fand er doch noch Mittel, prächtige Gebäude und Schiffe herzustellen, und eine Artillerie zu schaffen. Er hieß nur der König der Armen: sein Palast stand den Armen, den Bedrängten stets offen und mit demselben Arm, der die stolzen Unterdrücker niederwarf, erhob er die Unterdrückten und Hülflosen. Alle Strapazen und Entbehrungen ertrug er geduldig und seine einzige Schwäche war seine lebhafte Neigung zum weiblichen Geschlechte, zu Bauernmädchen und Schmiedstöchtern, denen zulieb er als Bettler, als Kesselflicker

verkleidet, das Land durchzog und die drolligsten Situationen erlebte, die er dann in Balladen im ächtesten Volkston besang. Auch die berühmte Ballade „Christs Kirk on the green" wird ihm zugeschrieben.

Unter diesen Fürsten, welche mit Einschluß des zu streng beurtheilten Jacob VI. und seiner Mutter Maria Stuart großentheils selbst Dichter waren, machte der literarische Geschmack und die Gelehrsamkeit in Schottland große Fortschritte. War ja auch die Universität von St. Andrews im Jahre 1411, jene zu Glasgow 1450 gegründet worden, und es ist also nicht zu wundern, daß Schottland Dichter gebar, die mit denen jedes andern Landes kühn in die Schranken treten konnten.

Einige unbekanntere Dichter überspringend und unter ihnen nur Robert Henryson, einen Lehrer von Dunfermline († um das Jahr 1508) erwähnend, welcher außer einigen Fabeln und kleinen Tendenzgedichten auch eine Fortsetzung von Chaucers „Troilus und Cressida," „das Vermächtniß der Cressida" lieferte, wollen wir unverweilt den Stern erster Größe am damaligen Dichterfirmament in's Auge fassen: William Dunbar, welchen Walter Scott einen noch von keinem andern Schotten übertroffenen Dichter nennt. Er lebte am Hofe Jacob IV. am Ende des 15. und Anfangs des 16. Jahrhunderts. Im Leben blühten ihm keine Rosen. Gebildet auf der Universität von St. Andrews hatte er später mehrere Jahre lang als Franciscanermönch predigend und bettelnd Großbritannien und das nördliche Frankreich durchzogen. Ueber dieses Leben, bei welchem Betrug und niederm Schmeicheln nicht auszuweichen ist, beklagt er sich bitter. Während des letzten Jahrzehnts des 15. Jahrhunderts verwendete ihn Jacob IV. bisweilen zu Gesandtschaftsangelegenheiten, die ihn einen großen Theil Europa's kennen lehrten. Auch belohnte ihn dieser Fürst für seine Dienste und den Genuß, den ihm seine Unterhaltung und seine Schriften gewährt, mit einem Jahrgehalte. Aber auch das Hofleben befriedigte Dunbar nicht im Geringsten und ungestillt blieb

sein Sehnen nach unabhängigeren Lebensverhältnissen. Der Unstern, der Dunbar während seines Lebens verfolgte, waltete gegen das gewöhnliche Dichterloos auch nach seinem Tode über seine trefflichen Schöpfungen. Sie blieben fast ohne Ausnahme zwei Jahrhunderte lang im Staube einer Manuscriptensammlung begraben. Und als sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts daraus erlöst wurden, war die Sprache so veraltet, daß die literarische Welt der harten Schale wegen die Süße des Inhalts ungenossen ließ. Aber von Jahr zu Jahr wurden die hohen Schönheiten der Werke Dunbars mehr erkannt und sein Ruhm stieg allmählig so hoch, daß im Jahre 1834 eine vollständige Ausgabe seiner Werke gerechtfertigt erschien, welche David Laing unternahm. In der That kann Dunbar, was Welt- und Menschenkenntniß, Vielseitigkeit des Genie's und malerische Darstellung betrifft, kühn mit Chaucer wetteifern; in einzelnen Gattungen der Dichtkunst, besonders im Burlesken, übertrifft er ihn sogar und im Allgemeinen sprühen Dunbars Schriften hellere Funken eines tiefen und wahren Dichtergeistes, als jene Chaucers. Dunbar war Meister jeder Dichtungsart: der erhabenen wie der burlesken, der ernsten wie der komischen, der beschreibenden und satyrischen. Zur bessern Uebersicht lassen sich aber seine Gedichte in allegorische, moralische und komische eintheilen. Außerdem verfaßte er auch eine Menge ihn persönlich berührender oder Gelegenheitsgedichte. Seine bedeutendste allegorische Dichtung ist „die Distel und Rose," ein Braut- und Triumphgesang zur Verherrlichung der so folgereichen Verbindung Jacobs mit der Englischen Königstochter Margarethe, welche, nebenbei bemerkt, sich als absonderliche Gönnerin der schottischen Dichtkunst und Dichter erwies. Schon der Eingang dieses Gedichtes, welches von reicher Erfindungsgabe zeigt, stimmt uns poetisch: der frische Maimorgen, der Gesang der Vögel, der Wohlgeruch und das Farbenspiel der im Thau gebadeten Blumen, die Sonne, welche das Haus vergoldet u. s. w.

Andere allegorische Gedichte heißen: „the dance" und „the gol-

den terge.“ Im „Tanze der Hölle und der Todsünden“ geißelt er die Eitelkeit, den Leichtsinn, die Verderbtheit der Welt mit grellen, aber treffenden Zügen und verflicht auch locale Beziehungen in seine Allegorie. So sehen wir „den Stolz“ in der Modetracht der Zeit, „den Zorn“ mit der Hand am Messer und einem Gefolge von Prahlern und Zänkern, „den Geiz“ begleitet von Wucherern, die sich mit dem geschmolzenen Golde bespeien, welches ihnen die Teufel einschütten, „die Trägheit,“ welche nur durch Höllenfeuer zum Tanzen gezwungen werden kann, „die Wollust“ mit glühenden Augen, wiehernd wie ein Pferd, vom Müßiggang geführt — Alles gemalt mit dem Pinsel eines Callot. Das Gedicht „der Tanz“ endet mit einem satyrischen Hieb auf die Hochländer, gegen welche Dunbar als aus schottisch-sächsischem Geblüt, eine angeborne Abneigung hatte. Der Teufel will nämlich ein hochländisches Schauspiel genießen und läßt Hochschotten (Erschemänner?) zu sich entbieten. Sie füllen fast die ganze Hölle und schnattern ärger als Staare und Krähen in ihrer barbarischen Sprache, so daß der Teufel, fast taub durch den entsetzlichen Lärm so unerhörter Töne und unfähig, sie länger zu ertragen, seine Gäste in den tiefsten Höllenraum wirft.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß der „Todestanz“ durch die Moralstücke, welche zu Dunbars Zeit in ihrer höchsten Blüthe standen und des Grotesken so viel boten, hervorgerufen wurde. „The golden terge“ ist ein allegorisches Gedicht im Style des Romans der Rose oder Chaucers „Blume und Blatt.“ Es soll das Uebergewicht geschildert werden, welches die Liebe allmälig und unbemerkbar über die Vernunft erlangt, wenn ihr zu viel Raum gegeben und besonders die häufige Gegenwart des geliebten Gegenstandes gestattet wird. Auch in den meisten der übrigen Gedichte Dunbars begegnen wir der Allegorie. In einem Liede von moralischer Tendenz streiten eine Drossel und eine Nachtigall über den Vorzug irdischer und geistiger Liebe. Natürlicher und populärer sind aber die mit weniger Fleiß verfaßten kleineren Gedichte, in denen Dunbar bisweilen mit düsterer

Melancholie über die Kürze des Lebens, das Eitle all' seiner Genüsse und das Elend, die Verderbtheit der Welt brütet, bisweilen aber auch im Gegensatz zu dieser düstern Weltanschauung mit der Heiterkeit eines Anacreon, gerade der Ungewißheit des Lebens wegen, Fröhlichkeit empfiehlt und vernünftigen Genuß aller Güter dieser Erde, so lange wir noch im Stande sind, uns daran zu ergötzen. Eines dieser Gedichte, mit dem Refrain schließend: „Ohne Frohsinn ist ein Schatz kein Glück," lehrt eine praktische Weltweisheit, herrliche Lebensregeln, würdig eines Horaz.

Auch in der politischen Satyre und im niedrig Komischen leistete Dunbar Vorzügliches. Etwas frei sind „die zwei Weiber und die Wittwe," ausgelassen aber „die Mönche von Berwick" zu nennen, von welchen Gedichten man aber nicht mit Gewißheit annehmen kann, daß sie von Dunbar verfaßt sind. Sein gelungenster Versuch im Burlesken und das Drolligste, was man lesen kann, ist sein freilich auch etwas anstößiges Turnier zwischen einem Schuster und einem Schneider.

Ein anderer schottischer Dichter, vorzüglich in der Allegorie und in der Beschreibung von Naturscenen ist Gavin Douglas, geboren um das Jahr 1474 als jüngerer Sohn Archibalds, des fünften Grafen von Angus. Er ward Geistlicher und Bischof von Dunkeld, flüchtete sich aber vor den Verfolgungen des Herzogs von Albany nach London, woselbst er von Heinrich VIII. gut aufgenommen wurde und zuletzt an der Pest starb.

Schon in seinen jüngeren Jahren hatte er Ovids „Kunst zu lieben" übersetzt, welche Arbeit aber verloren ging; im Jahre 1513 folgte eine Uebersetzung von Virgils Aeneis, in sechzehn Monaten vollendet. Sie ist die erste metrische Uebertragung eines Classikers in die Englische Sprache und meisterhaft mit Geist und Treue durchgeführt, obgleich jetzt der veralteten Sprache wegen ungenießbar. Die jedem Buche von Douglas vorangestellten Prologe sind oft sehr poetisch, so z. B. ist eine Schilderung des Maimonats und des Win-

ters das Trefflichste aus seiner Feder. Dessen ungeachtet erreicht er Dunbar weder in der Originalität der Erfindung noch in der Beschreibung. Während Dunbars Dichtungen gedrängt, schwungvoll, über alle Manier erhaben sind, ist Douglas breit, wortreich, sanft. Seine Gedichte verdanken nicht einem innern Drange ihr Entstehen und athmen mehr Kunst, als Natur; man begegnet überall dem Gelehrten, der sich auf der pariser Hochschule bildete, ihn verrathen auch die vielen dem Latein entlehnten Wörter. Die Gedanken, welchen seine Naturmalereien zum Relief dienen, sind häufig schön und auch entsprechend ausgedrückt, aber kommen gewöhnlich nicht am rechten Orte vor und werden nur der literarischen Mode zulieb vorgeführt. Außer der Uebersetzung Virgils schrieb Douglas noch „den Palast der Ehre" eine lange, moralische Vision nach dem „Gemälde" des Cebes. Sie soll im Allgemeinen das Ungenügende und Unsichere aller irdischen Pracht schildern, speciell aber den Weg, den ein König wandeln, und das Betragen andeuten, dessen er sich befleißigen sollte. Deßhalb war es auch an Jacob IV. gerichtet. Zur Pilgerfahrt nach dem auf dem Gipfel eines hohen, unzugänglichen Berges thronenden, prächtigen Palaste der Ehre sind Beharrlichkeit und ehrenvolle Thaten nöthig. Nur die Tugend führt zu wahrem Glück, zur wahren Ehre, ein Satz, der auf sehr gelehrte Weise durch viele Beispiele berühmter Persönlichkeiten erläutert wird, welche bis zu diesem Palaste vorgedrungen, oder auch von demselben ausgeschlossen wurden, wenn sie ihre hohe Stellung durch lasterhaftes oder unmännliches Betragen schändeten. „King Hart" ist ein andres langes Gedicht, welches das menschliche Leben zum Gegenstande hat.

Sir David Lyndsay (um das Jahr 1490 geboren) diente dem Könige Jacob V., als dieser noch ein Knabe war in der Eigenschaft eines Vorschneiders, Mundschenken, Schatzmeisters, Kammerdieners, kurz als Factotum: er trug den Knaben, den er zärtlich liebte, in seinen Armen und auf seinem Rücken, lullte ihn in Schlaf und unterhielt ihn mit Spielen, Tänzen und Vermummungen. Wegen seiner

Kenntnisse in der Heraldik, einer damals sehr geschätzten Wissenschaft, erhielt er den Ritterschlag und die Ernennung zum Wappenkönige Schottlands. Er starb um das Jahr 1555 und ist der letzte Dichter dieses Cyclus. Sein poetisches Talent war satyrischer und humoristischer Art, aber seine Gedichte sind noch derb; denn er selbst war weit entfernt von der Politur und der feinen Bildung seiner Englischen Zeitgenossen: eines Surrey oder Wyat; doch hatte er eine reiche Phantasie und viel Talent für Beschreibung. Die politische und sociale Verderbtheit seines Landes, vor Allen das am Vorabende der Reformation besonders anstößige sündhafte Leben der Geistlichkeit lieferte ihm die Themata, und obgleich er Staatsdiener und Höfling war und durch innige Bande an den König gekettet, welcher auch ihm zugethan blieb, schonte er doch nicht im Mindesten der Mißbräuche des Hofes und der Fehltritte seines Fürsten. Diesem ist sein „Traum" gewidmet, halb Dante's göttlicher Comödie, halb Cicero's „Traum des Scipio" nachgebildet. Die Erinnerung führt den Dichter während eines Traumes in den innern Raum der Erde, in die Hölle, angefüllt mit Päbsten, Cardinälen, Erzbischöfen und Geistlichen aller Art, sämmtlich in Amtstracht. Die Ursache ihrer Bestrafung gibt Anlaß zu einer langen Satyre auf den Clerus. Dann geht's in's Fegfeuer und hierauf durch das Weltmeer, die Luft und das Feuer in den Himmel, vor den Thron Gottes, den Patriarchen, Apostel, Propheten unter dem Oberbefehl des heiligen Petrus umgeben, dann in's Paradies und von da direct nach Schottland zurück. Der Dichter klagt, daß in diesem fruchtbaren und von thätigen und klugen Bewohnern bevölkerten Lande dennoch allgemeine Armuth und Unordnung herrschen, als Folgen einer schlechten Regierung und fehlerhaften Gerechtigkeitspflege. Der schottische Staat wird personificirt als starker Bursche, „Hans Commoun-weill," in Lumpen gehüllt, mager, als ob er seit Ostern gefastet, unzufriedenen Aussehens, einen Stab in der Hand, als wolle er auswandern. Er schämt sich, seinen Namen zu nennen, macht sich aber Luft in einer

langen und bittern Satyre auf die faulen, staatlichen Zustände. „Die Prälaten haben die Frömmigkeit, die Sinnlichkeit hat die Keuschheit verbannt, Großmuth, Offenheit, ritterlicher Muth sind geflohen und Feigheit ist an ihre Stelle getreten." Eine ernste Mahnung an Jacob V, und eine herbe Kritik seiner Fehltritte schließen das Gedicht.

„Die Klage" und „die Klage des königlichen Pfau's" sind ebenfalls satyrisch-politische Gedichte von unverhohlener Entrüstung über die Mißbräuche während der Minderjährigkeit Jacobs V., als schlechte Räthe und bestochene Minister das Land regierten, den jungen König mit Schmeichlern und Versuchern umgaben, und in eitle Vergnügungen stürzten, deren Mittelpunct der Hof war, an den jetzt der gesammte schottische Adel zu strömen begann. Im zweiten Gedichte wird auch das Verderbniß der Kirche in einer Allegorie, nicht ohne Erfindung und Humor gegeißelt, und es werden bereits hier Wickliffe'sche Ansichten gepredigt. Durch das Aussprechen dieser letzteren wie durch eine ähnliche Satyre „Kitteis Beichte" und seine mannichfachen burlesken Gedichte hat Lyndsay sicher der Reformation in Schottland bedeutend die Wege geebnet, die übrigens dort schon frühzeitiger und eifriger gewünscht wurde, als in England, weil der philosophischen, grübelnden Färbung des schottischen Nationalcharacters der Glanz des katholischen Gottesdienstes wenig zusagt, sondern dieser nach einfacher, solider Erbauung verlangt, mehr nach Befriedigung der Vernunft, als der Phantasie oder der Sinne.

Zu jener Zeit entstanden mehrfach kirchliche Satyren; einer anonymen, „Mac Gregors Testament" erwähnt Warton.

Uebrigens hat die Satyre Lyndsay's nicht nur die Mißbräuche in Kirche und Staat, sondern auch die Frauentrachten mit ihren maßlos langen Schleppen angegriffen, und sicher mit mehr Erfolg, als königliche und päpstliche Verbote, welche die Länge der Schleppen und Unterröcke genau bestimmt hatten unter Strafandrohung der Excommunication für die Widerspenstigen. Aber diese Edictewaren ebensowenig im Stande dieselben zu verkürzen, wie die Schleier zu verbannen.

Lyndsay war auch ein fruchtbarer Dichter von Zwischenspielen oder Moralitäten. Eines derselben in Reimen, betitelt: „Eine Satyre auf die drei Stände" (Monarchie, Adel, Geistlichkeit), voll Humor, derb, ja selbst obscön, wurde nichts destoweniger in Gegenwart des Hofs zu Edinburgh unter freiem Himmel aufgeführt. Das Gedicht: „die Monarchie" ist eine Beschreibung der berühmtesten Reiche der Erde, vielerlei Gelehrsamkeit, geschöpft aus den trüben, gefälschten Quellen des Mittelalters, zur Schau tragend, und ebenfalls gelegentlich dem Papstthum, seiner Geschichte und seinen Gebräuchen die Zähne weisend.

Schließlich ist noch eines Gedichtes auf den frühen Tod der Königin Magdalene und eines gefälligen Nachzüglers der metrischen Romanzen, „der Geschichte des Squire Meldrum" zu erwähnen.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Moralstücke.

Die Moralstücke waren Dramen mit allegorisch=abstracten oder symbolischen Characteren und ihr Zweck bestand darin, gute Lehren und Anweisungen zu einem bessern Lebenswandel zu ertheilen. Sie entwickelten sich aus den Mirakelstücken. In mehreren der letzteren wurden allmälig abstracte Personificationen eingeführt; denn nachgerade verlor die sinnlose Weise, mit der die Wunder des alten und neuen Testaments alle Jahre von Neuem vorgestellt wurden, alle Anziehungskraft. Als die Neuerung, allegorische Personen, wie Veritas, Justitia, Pax, Misericordia, oder den Tod und seine Mutter zu den Mirakelstücken beizuziehen, häufiger wurde, traten die Charactere der heiligen Schriften in den Hintergrund, und was zur Verschönerung, als neues Reizmittel der Mirakelstücke eingeführt wurde, verdrängte sie im Laufe der Zeit gänzlich, und gestaltete sich selbstständig zu einer neuen Art Schauspiels, das mit der biblischen Geschichte nichts zu thun hatte. Es erschien dies immerhin als ein Fortschritt; denn man spürte doch schon den Schatten einer Tendenz in ihnen, und es waren Phantasie und schaffende Kraft zur Bildung dieser Personificationen, wie zum Entwurf des Planes für das Stück erforderlich. Die Universitäten oder gelehrten Schulen scheinen nunmehr den Mönchen diese Volksunterhaltung aus der Hand genommen zu haben. Indessen war doch noch Alles unklar und schlecht geeignet für eine Unterhaltung oder Belehrung des Volkes, da diese abstracten Charactere ohne Fleisch

und Blut, die Schauspiele ohne abwechselnde Zwischenfälle und Zeitanspielungen, langweilig und oft unverständlich waren. Deßhalb fing man bald an mit mehr oder weniger Erfolg zu versuchen, sie nicht allein belehrend, sondern auch unterhaltend zu machen, ihnen mehr Abwechslung und eine einladendere Form zu geben. Dieß konnte nur geschehen, indem man den ursprünglichen Plan aufgab, und wie die Anwendung der Allegorie in Mirakelstücken den Weg zu den Moralstücken bahnte, so führte dies Aufgeben der Allegorie für individuelle Charactere auf den Weg zum Trauer- und Lustspiel, zur Darstellung wirklichen Lebens, wirklicher Sitten.

Schon in den ersten Jahren der Regierung Heinrichs VI. waren die Moralstücke bedeutend ausgebildet; zur Zeit Heinrichs VII. aber standen sie auf ihrem Höhepuncte. Sie behaupteten sich noch bis in die letzten Jahre der Regierung Elisabeths auf den Brettern, als schon das Lustspiel und Trauerspiel eine große Entwicklung erreicht hatten, und wichen dann erst allmälig und für immer diesen glücklichen Nebenbuhlern, um nur noch in der Gestalt von Maskenzügen ein glänzendes Schattenleben zur Unterhaltung des Hofes zu führen.

Daß sich die Moralstücke so lange behaupten konnten, mag seinen Grund darin gehabt haben, daß sie ein Behikel zur Durchführung der Reformation waren. Durch sie konnten die neuen Lehren dem Volke auf angenehme und faßliche Weise beigebracht werden, und das Allegorische, Complicirte und Tiefsinnige entsprach dem damaligen Volksgeiste. Sehr viele Moralstücke verfolgten reformatorische Zwecke. Die Religion war ja damals auch der Gegenstand, um den sich Alles drehte. Es war Sitte geworden, zur Erbauung und Unterhaltung wohlgesinnter Familien auch in Privathäusern „Moralitäten" aufzuführen. Deshalb war auch das Auftreten der Personen des Drama's so eingerichtet, daß 5 bis 6 Schauspieler zwanzig Personen darstellen konnten, wie ja auch schon Schauspielertruppen, im Dienste des Adels zur Zeit Heinrichs VII. und VIII., welche die Städte durchzogen und vor dem Major und den Aldermen zuerst spielten, nur aus 4 bis 5 Personen

bestanden. Dies war um so nöthiger, da bisweilen die Zahl der Personen einer „Moralität" sehr bedeutend war, z. B. in einem Stücke, betitelt: „Alles für Geld" verfaßt von Thomas Lupton, das die Sitten der Menschen und die heutigen Weltgebräuche vollständig darstellen wollte, kommen folgende Personen vor: die Theologie — die Wissenschaft — die Kunst — das Geld — die Sünde — der Hang zur Sünde — die Verdammniß — der Satan — der Stolz — der Fraß — das Lernen ohne Geld — das Lernen mit Geld — das Geld ohne Wissen — Alles für Geld — Weder Geld noch Wissen — Ohne Geld und Freunde — die Schmeichelei — die übelthuende Hülfe — das Vergnügen — die Brunst nach Vergnügen — Gregor ohne Gnade — Ohne Geld — Wilhelm mit zwei Weibern — Nicolaus — St. Lorenz — Mutter Crooke — Judas — Diebe — die göttliche Ermahnung — die Tugend — die Demuth — die Güte. —

Was für eine Verwirrung mag in den Köpfen des Auditoriums entstanden sein („als ging ihnen ein Mühlrad im Kopfe herum") bis sie nur die Namen der Darsteller und ihre allegorische Bedeutung behalten hatten. Und dennoch mußten diese Stücke mit Tod, Teufel, und ewigem Gericht auf die zuschauende Jugend einen Eindruck für's ganze Leben machen, und ihren Lehren faßlichen Eingang verschaffen. Anfangs waren die Moralstücke nicht in Acte und Scenen eingetheilt, und sie nahmen selten mehr als eine Stunde Zeit in Anspruch, später aber wurden sie regelmäßigere Schauspiele von längerer Zeitdauer. Die meisten „Moralitäten" schlossen mit einem Gebete. Zwei in den Moralstücken stereotypen Personen war es vorbehalten, die Langweile vom Publicum fernzuhalten, und die Rolle des Komikers zu spielen, nämlich dem Teufel und dem Laster.

Der Teufel war ohne Zweifel von den alten Mirakelstücken überkommen. Er war dort ein Liebling der Zuschauer geworden, so daß man ihn auch bei einer neuen Gattung von Darstellungen nicht gut entbehren konnte. Durch Maske und Anzug suchte man ihn so häßlich als möglich zu machen, er war so haarig wie ein Bär und seine

lange Nase, sein scheußliches Gesicht und sein Schwanz waren der Schrecken der Zuschauer. — Mit dem Ausruf: Ho! ho! ho! stürzte er gewöhnlich auf die Bühne, und bei jeder Gelegenheit schrie und brüllte er, besonders wenn ihn zur Belustigung der Zuschauer das Laster prügelte; denn letzteres war sein gewöhnlicher Begleiter, und seine Hauptbeschäftigung bestand darin, den Teufel zu plagen und zu mißhandeln; — doch manchmal spielte das Laster auch Liebhaberrollen als Verführer, und trat auch unter anderm Namen auf als „Sünde, Heuchelei, Lust" u. s. w. Das Laster war der Komiker der Moralstücke; sein Costüm war die vielfarbige Narrentracht, und seine Attribute bestanden in einem hölzernen Dolch und einer Klapper oder Pritsche.

Die Käsperle, Hanswurste, Harlekins sind im Laufe der Zeit aus ihm entstanden. Auch der Narr, den Shakespeare so oft in dem erschütterndsten, tragischsten Momente eintreten läßt, war nichts anders, als das bekannte Laster mit der Schellenkappe, welches die Zuhörerschaft nicht entbehren konnte, wie überhaupt die Englische Tragicomödie und ihre Ironie, über die so viel gefaselt wurde, von diesen Spielen mit ihrem Mischmasch von Religiosität und Buffonerie herzuleiten ist, und dem prosaischen Zweck, die Zuhörerschaft herbeizuziehen und zu amüsiren ihr Leben verdankt, und nicht dem oft citirten Weltschmerz. Das Laster wußte seine Stimme in verschiedenen Modulationen zu gebrauchen. Sein gewöhnliches Loos am Schlusse des Stückes war, auf dem Rücken des Teufels zur Hölle getragen zu werden, bisweilen lief es auch freiwillig dahin, um der Verfolgung der Tugend zu entgehen. Oft hieß man die Moralstücke auch Zwischenspiele, weil sie während der Bankette und Unterhaltungen des Hofes und Adels aufgeführt wurden. Zur Zeit Eduard IV. war diese Bezeichnung eine allgemeine; doch nennt man jetzt nur so die Possen und kleinen Stücke, besonders John Heywoods, zur Zeit Heinrich VIII., die für Hoffestlichkeiten bestimmt, nichts mit allegorischen Abstractionen zu thun hatten. Bis zu Jacobs I. Zeiten pflegten Schauspieler für

abzuhaltende Festlichkeiten, besonders bei Heirathen des hohen und niedern Adels ihre Dienste anzubieten.

Von den Mirakelstücken sind viele, und darunter die populärsten ihrer Zeit, verloren gegangen, manche wurden erst lange Zeit nach ihrer Entstehung gedruckt, viele sind noch im Manuscript, oft verstümmelt, vorhanden.

Die werthvollsten und ältesten im Manuscript erhaltenen Moralstücke umfaßt die Sammlung des Dr. Cox Macro, jetzt im Besitze von Hudson Gurney.

Payne Collier theilt die übrigen gedruckten Moralstücke ein in solche, die sich

1) auf die Laster und die Wiedergeburt des Menschen im Allgemeinen beziehen,

2) welche Lehren für das Betragen der Menschen in mehr abwechselnder Weise enthalten,

3) in solche, die sich der Darstellung wirklichen Lebens, wirklicher Sitten nähern.

Es kann nicht im Plane dieses Abschnitts liegen, jedes einzelne noch vorhandene Moralstück analysiren zu wollen, und wir müssen jene, die sich für diese Darstellungen interessiren, auf Payne Colliers schon erwähntes Werk verweisen. Wir können nur die Titel der einzelnen Stücke und allenfallsige Absonderlichkeiten derselben angeben.

Die noch im Manuscript vorhandenen, aus der Zeit Heinrich VI. stammenden Moralstücke sind betitelt: „Das Schloß der Ausdauer, — Geist, Wille und Verstand, — Die Menschheit —;" es sind im ersten noch viele Anklänge aus den Mirakelstücken. Das menschliche Geschlecht ist z. B. so naiv, als eben geschaffen, ganz nackt auf der Bühne zu erscheinen. Die Verfasser der meisten scheinen keine Geistlichen mehr gewesen zu sein, da häufig satyrische Hiebe auf den Clerus vorkommen. Prügeleien sind eine Hauptwürze dieser Stücke; so wird bei einem Angriff die Todsünde von der Liebe und Geduld schwarz und blau geschlagen. Natürlich fehlt es nicht an Abgeschmacktheiten.

Die Gottheit singt in eigner Person te Deum laudamus. Auf Costüme, Gerüste wurde schon mehr verwendet, auch mehr Charactere eingeführt, um Leben und Abwechslung hervorzubringen. Schlechte Witze kommen nicht selten vor, so z. B. holt sich der Teufel aus den Zuschauern einen Jungen heraus; auch Musik und Lieder fehlten nicht, gelegentlich findet man auch locale Anspielungen und arge Obscönitäten. Gedruckte Moralstücke, die sich auf den Menschen im Allgemeinen beziehen, führen den Titel: „Natur, die Welt und das Kind, Hick Skorner (Spötter), Jedermann, Das Zwischenspiel der Jugend, Die lustige Jugend“ 2c. Letztere verfolgen kirchliche Zwecke.

Es wurden nun schon Narren der Belustigung wegen auf die Bühne gebracht. — Auch diese Moralstücke suchen den Kampf des Guten und Bösen im menschlichen Geiste zur Anschauung zu bringen.

Weitere Moralstücke, die allgemeine Tendenzen verfolgen, und verschiedene Lehren für's menschliche Leben ertheilen, heißen: Die Natur der vier Elemente, Die Pracht, Das Gericht des Reichthums, Je länger du lebst, je thörichter wirst du; Gleich und gleich gesellt sich gern, Die Ehe des Witzes und der Wissenschaft, Alles für's Geld, Die drei Damen von London, Die drei Herren und die drei Damen von London, Der Streit zwischen Freigebigkeit und Verschwendung. Narren und Lieder findet man schon häufig in diesen Stücken, und dieselben wurden meist von Knaben dargestellt. Sie wurden zu Anfang der Regierung Heinrichs VIII. bis zu Ende der Elisabeth'schen Zeit gedruckt und sind sehr zahlreich. Sie gleichen sich unter einander ungemein. Der Zweck, den sie verfolgten, war die Bühne zum Vehikel wissenschaftlichen Unterrichts zu machen, die Eitelkeit weltlicher Größe und insbesondere des Reichthums zu zeigen, die Nothwendigkeit einer guten und frommen Jugenderziehung darzuthun 2c. 2c.

Die Moralstücke, die sich schon dem Lust- und Trauerspiele nähern, sind folgende: Tom Tiler und sein Weib, Der Streit des Gewissens, Das ungehorsame Kind, Jack Juggler, Cambyses, Appius und Virginia, Albion, Gewöhnliche Verhältnisse, Nice Wanton. In

ihren Figuren entdeckt mau schon eine Mischung individualisirender Characteristik und allegorischer Personification.

Tom Tiler ist eine Art Posse. Der Held des Stückes muß viel von seiner zänkischen und dem Trunke ergebenen Ehehälfte dulden; sein Freund Tom Tailor, dem er seine ehelichen Leiden mittheilt, vertauscht seine Kleider mit denen Tom Tilers und züchtigt, als ihr Gatte verkleidet, das böse Weib der Art, daß sie sich demüthig unterwirft und darauf das Bett hüten muß. In diesem traurigen Zustande trifft sie der wirkliche Ehegemahl und kann nicht umhin, sie zu bedauern, und auf ihre Aeußerung, daß sie ihn nicht mehr lieben könne, zu gestehen, daß nicht er, sondern sein Freund sie geschlagen habe, worauf das wüthende Weib ihn selbst so derb bestraft, daß er um sein Leben bittet. Dasselbe Loos erwartet ihn von der Hand seines Freundes Tailor, zu dem er flüchtet und dem er sein Unglück klagt. Das Weib kommt dazu und schimpft Beide, bis die Geduld erscheint und Alles gütlich beilegt. Das Stück ist in kurzen Reimen geschrieben und enthält sechs Lieder ohne poetischen Werth. „Der Streit des Gewissens," von Nathaniel Woodes, Pfarrer von Norwich, schildert unter dem Namen Philologus das Loos eines italienischen Rechtsgelehrten, Franz Spiera, der im Jahre 1548 einen Selbstmord beging und zwar aus Gewissensbissen, weil er die evangelische Religion, aus Furcht für sein Leben und sein weltliches Gut verlassen hatte. Das Stück selbst und das Versmaß sind langweilig, aber interessant ist ersteres insofern, als es eins der ersten Moralstücke ist, in denen ein historischer Character auf die Bretter gebracht wurde.

„Das ungehorsame Kind," verfaßt von Thomas Ingeland, der in Cambridge studirte, soll das Elend, welches aus unklugen ehelichen Bündnissen entsteht, darstellen. Der Teufel hat mit dem Stücke gar nichts zu schaffen und tritt nur als Lückenbüßer zur Unterhaltung des Auditoriums auf, das er als höchst uneigennütziger Dämon vor sich selbst warnt.

Auch „Jack Juggler," das der Verfasser nach Plautus' erster

Comödie gedichtet haben will (also eines der ältesten Stücke nach einem classischem Vorbild), wird wegen des Auftretens des „Lasters," welches eine Rolle mitspielt, als Moralstück zu betrachten sein. Es empfiehlt sich durch lebhaften Dialog und glückliche Versuche in der Characterzeichnung. Der Plan selbst ist höchst einfach. Meister Gutmuth schickt seinen Lakai Jenkin Sorglos zu seiner Geliebten, Dame Spröd; aber Jenkin streicht umher, spielt Würfel und stiehlt Aepfel, statt seinen Auftrag zu besorgen. Jack Juggler, welcher Niemand anders ist als das Laster, erscheint der Tracht und dem Aussehen nach ihm ganz ähnlich, und überredet durch alle Künste, am überzeugendsten zuletzt durch Schläge, unsern Jenkin zum Glauben, daß er ein Anderer sei, als er selbst. Dieser wendet darauf sich in höchst komischer Weise an's Publicum, um es zu bitten, wenn es sein anderes Ich sehen sollte, dasselbe nach Hause zu seinem Meister zu senden. Diese Verwechslung zieht ihm auch von Dame Spröd und seinem Meister Züchtigungen zu und verfolgt ihn selbst am Schlusse der Posse.

Zwei Stücke, „Cambyses" von Thomas Preston und „Appius und Virginia," lassen eine sonderbare Mischung von Allegorie und Geschichte, von komischen und tragischen Elementen erkennen.

Sie stammen aus gleicher Zeit, aus den ersten Regierungsjahren Elisabeths. Appius und Virginia verdient den Vorzug, sowohl was den Gegenstand betrifft, als auch bezüglich des Styls. Das Streben durch Beiziehung des Lasters, das sich in Alles mischt und große Anstrengungen macht, amüsant zu sein, dem Ganzen komische Kraft zu geben, die Anwendung der übrigen allegorischen Persönlichkeiten, die Verstöße gegen das im Drama Schickliche und Passende, die lächerlichen Anachronismen u. s. w. zeigen, welch' großer Schritt noch zu machen war, um im Drama zu jener Vollkommenheit zu gelangen, die unter der Regierung der großen Elisabeth später erreicht wurde.

Eine dramatische Reliquie, einzig in ihrer Art, ein politisches

Moralstück, das als Richtschnur für die Staatsregierung gelten sollte, und das seiner freien Aeußerungen wegen alsbald unterdrückt wurde, verdient besondere Aufmerksamkeit.

Ritter Albion (eine Personification Englands) ist der Held des Stückes, das nur als Fragment durch Zufall uns erhalten wurde. Klagen, daß heilsame Parlamentsacte nicht durchgeführt würden, sondern ruhen blieben, zum Nachtheile der Kaufleute und Gemeinen, und zum Vortheile der weltlichen und geistlichen Lords, die sie als Käsepapier betrachteten, was offenbar zum Spotte der Engländer gereiche „die das Ausland halb für Männer und halb für wilde Gänse halte," und ähnliche Beschwerden mögen sein Entstehen veranlaßt haben. Die Unklarheit der Bühnendichter jener Zeit zeigt sich auch in der „unterhaltenden Comödie:" „Gewöhnliche Verhältnisse," welche halb ein Moralstück, halb ein romantisches Stück ist. Zwei Paar Liebende durchreisten die halbe Welt, und „gewöhnliche Verhältnisse" (unter welcher Maske hier das Laster auftritt) suchen das Glück derselben bald zu befördern, bald zu untergraben. Das Laster wird zuletzt Seeräuber. Das Stück ist in Reimen geschrieben und das Versmaß ist so regellos und wild, wie das Stück selbst. Der Verfasser trägt gern seine Belesenheit und classische Gelehrsamkeit zur Schau, und streut auch Lieder ein, die als das Beste des Ganzen zu bezeichnen sind.

In „Nice Wanton" sind schon die Hauptfiguren wirkliche Persönlichkeiten, keine symbolische Abstractionen. Die Mutter Xantippe verzärtelt zwei ihrer Kinder und ist nur gegen eins derselben, Barnabas, streng, der auch in der Folge ein tugendhafter Mann wird, während sein Bruder als Räuber am Galgen, und seine Schwester an den Folgen ihres lasterhaften Lebens stirbt. Eine lange Rede über Kindererziehung schließt das Stück.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Wiederaufblühen der schönen Wissenschaften in England nach dem Bürgerkriege der beiden Rosen.

Als der Adel Englands in langjährigen inneren Kriegen sich fast verblutet und Heinrich VII. die Ansprüche beider Rosen in seiner Person vereinigt hatte, fand das Land endlich wieder Ruhe und Wohlstand, und in Folge dessen ließen auch die Musen, die der Kampf so lange verscheucht hatte, wieder schüchtern ihre Stimme vernehmen. Durch die entsetzliche Schwächung des hohen Adels, der kaum nur noch durch einige zwanzig Mitglieder sich im Parlamente vertreten konnte, besaß nun der Landadel wie die Städtebevölkerung ein Uebergewicht und die Yeomanrie wurde so blühend und wohlhabend, wie nie zuvor und nachher. Die rohen Sitten des Mittelalters begannen weniger barbarischen Raum zu geben, auch die Sklaverei war allmälig verschwunden. Die Buchdruckerkunst führte der verdienstvolle William Caxton († 1491) von Holland ein, ihre Erstlingsproducte waren Prosa-Werke, besonders geschichtliche, freilich noch langweilig und düster, gleich den Chroniken Fabians und Halls, aber doch werthvoll für die Sittengeschichte der Zeiten.

Jetzt hatte man auch Muße, die wissenschaftlichen Errungenschaften anderer Völker zu genießen und zu verwerthen; besonders die der Franzosen, die schon seit längerer Zeit beschäftigt waren, die alten

Classiker massenhaft in ihre Landessprache zu übersetzen. Die erste Anregung hierzu ging schon von König Johann aus, der sich, wahrscheinlich auf Petrarka's Rath, Livius übersetzen ließ; Sallust, Lucan, Cäsar folgten noch vor dem Jahre 1365, dann Valerius Maximus, Ovid (von einem Bischofe übertragen!), Cicero, auch einzelne Werke von Aristoteles und Xenophon. Durch die enge Verbindung beider Länder geschah es, daß die meisten Manuscripte dieser Uebersetzungen von ihren Verfassern, oft prächtig illustrirt, den Englischen Königen überschickt und dann auf deren Befehl durch Abschriften vervielfältigt, ja selbst in's Englische übertragen wurden. Der Herzog von Bedford schickte, als er Regent Frankreichs war, besonders viele französischen Werke nach England, die erst in ruhigeren Zeiten gelesen wurden und dann auf den literarischen Geschmack ihre Wirkung äußerten. Der Vertreibung der Engländer aus Frankreich folgte dort unmittelbar ein blühender Zustand der Literatur. Man begann die älteren Uebersetzungen zu verbessern, zu poliren und Gedichte in Prosa zu übertragen. Statt geistlicher Traktate fuhr man fort, geschichtliche Werke des Alterthums zu übersetzen, auch nach der Erfindung der Buchdruckerkunst fanden Uebersetzer und Drucker ihre Rechnung dabei. Quintus Curtius, Cäsar und Livius blieben die Lieblingsautoren, doch auch Hippokrates und Galen, ja selbst die Ilias fand Uebersetzer. Den Engländern, die Französisch weit besser als Lateinisch verstanden, wurden dadurch viele nützlichen Werke bekannt, welche ihnen sonst verschlossen geblieben wären. Durch das französische Medium wurden sie mit den Classikern und der Geschichte der alten Welt zu einer weit früheren Zeit vertraut gemacht, als man gewöhnlich annimmt, zu einer Zeit, als in England wenig mehr zu finden war, als müßige Mönchs-Speculationen. Bei den Laien bildete sich dadurch der Geschmack, erweiterten sich die Kenntnisse; hatten ja selbst Dichter, wie Chaucer und Lydgate, Männer von Erziehung und Kenntnissen alle ihre classische Bildung nur aus dieser zweiten Quelle.

Der unermüdliche Caxton aber wurde durch diese französischen Uebersetzungen in den Stand gesetzt, Virgil, Ovid, Cicero und viele andere gute Schriftsteller in Englischer Sprache durch seine Presse schon Ende des 15. Jahrhunderts vervielfältigen zu können. Uebersetzer aus dem Französischen fand er mit Leichtigkeit und auch Leser für diese Uebersetzungen, aber noch hatte die klassische Bildung in England viel zu wenig Fortschritte gemacht, als daß es sich gelohnt hätte, die römischen Autoren im Originale herauszugeben. Noch unter Heinrich VII. war die Universität Cambridge so arm an Lateinischen Philologen, daß sie einen Italiener miethen mußte, um die öffentlichen Reden und Briefe zu verfassen, und auch in Oxford war die Pflege der Lateinischen Grammatik ganz verschwunden. Anderntheils hatte diese Unkenntniß der gelehrten Sprachen auch wieder ihr Gutes; denn dadurch, daß die erste Druckerpresse Englands genöthigt war, nichts als englische Werke zu drucken, wurde der Leserkreis größer und mancher englische Leser selbst wieder zum Schreiben veranlaßt.

Als nach der Eroberung Konstantinopels (1453) sich den flüchtigen Griechen eine zweite Heimath in Italien öffnete, die classische Bildung bei allen Höfen Eingang fand, die scholastischen Spitzfindigkeiten der Aristotelischen Philosophie der Weisheit Plato's wichen, besonders aber, als die prachtliebenden Päpste sich zu Beschützern der alten Kunst und Wissenschaft erklärt hatten, und Kenntniß der alten Sprachen und Literatur die beste Empfehlung war, um zu hohen Kirchen- und Staatswürden zu gelangen: da wankte und stürzte das Gothische Mittelalter und die Poesie, Beredtsamkeit, Malerei und Architektur nahmen schönere, mildere, lieblichere Formen an.

Die Geistlichkeit Italiens stand in erster Reihe und war in Bezug auf Sprachkenntnisse und geläuterten Kunstgeschmack am zahlreichsten vertreten. Ihre pedantische Theologie bei Seite legend, bildete sie sich nach den reinsten Mustern des Alterthums. In Catull's, Virgil's, Lucretius' Sprache wußten die Cardinäle und Bischöfe Italiens

besser zu dichten, als je eine spätere Zeit. Aber kein anderer Herrscher, als nur der Papst, hätte ähnliche Wunder wirken können, er, dessen Hierarchie damals noch alle Länder umschlungen hielt.

Auch nach Frankreich waren die flüchtigen Griechen eingeladen worden, um ihre Sprache zu lehren. Die ewigen Nebenbuhler, Franz I. und Karl V. waren da einig, wo es galt, die Interessen der Literatur zu fördern.

In Deutschland war nach langen Kämpfen mit Vorurtheilen eine Schule der Humanistik in Münster von Rudolph Langius eröffnet worden; vor Allen aber war Reuchlin unermüdlich als Lehrer und Uebersetzer, um der griechischen Sprache ein weiteres Feld zu erobern. Im Jahre 1501 schuf Maximilian I. an der Wiener Universität einen Lehrstuhl der Dichtkunst, den ersten an irgend einer europäischen Hochschule; zum Professor war der berühmte Konrad Celtes, einer der Ersten, die die griechische Sprache in Deutschland eingeführt hatten, ernannt worden.

Auch in Spanien hatte unter der Aegide des Cardinal Ximenes, Antonio de Lebrixa, und in Ungarn Matthäus Corvinus viel für die Ausbreitung der alten Sprachen gewirkt.

In England existirten schon früher Gramatikschulen; sie wurden indessen schlecht geleitet und leisteten wenig. Als aber die Päpste sich der Sache annahmen, blieb auch die Englische Geistlichkeit nicht zurück. Sie wanderte nach Italien, um dort die gelehrten Sprachen zu studiren, und sich Manuscripte zu kaufen oder abschreiben zu lassen. Die Geistlichen aller Länder und Nationen drängten sich nach den Hauptstädten Italiens, um noch einmal Schüler zu werden; hatten sie es aber dahin gebracht, die römische Sprache mit Eleganz zu sprechen und das Griechische zu verstehen, hatten sie wol gar selbst etwas verfaßt oder übersetzt und ihrem Mäcene, dem gelehrten und kunstsinnigen Kirchenhaupte gewidmet, dann waren ihnen kein Staatsamt, keine Kirchenwürde unerreichbar, aus ihrer Mitte wurden die Bischöfe, die königlichen Secretäre gewählt, die höchsten Würden der

Universitäten, die einträglichsten Kirchpfründen fielen ihnen zu und groß war das Ansehn, die Achtung, die sie genossen. Um das Jahr 1500 wurde Lillye, der berühmte Grammatiker, der Griechisch zu Rhodus und Latein zu Rom studirt hatte, der erste derartige Lehrer an einer öffentlichen Anstalt in England, nämlich an der St. Pauls-Schule zu London, die auch Erasmus pries. Die Erziehung der Jugend in den Klöstern kam nunmehr ganz aus der Mode, und vom Anfang des 16. Jahrhunderts an bis zur Reformation wurden mehr Grammatikschulen in England gegründet und dotirt, als in den vorhergegangenen drei Jahrhunderten; die berühmtesten waren die zu Winchester und Eton, vor Allem aber die von Wolsey zu Ipswich gestiftete. Dieser Cardinal erließ selbst ein Edict an alle Lehrer Englands, in dem er die Pflege der „elegantesten Literatur" anempfahl. Seinem Beispiele folgten Bischöfe und Adelige, doch gab es auch Widersacher, die in diesen Schulen nichts anderes sahen, als Häuser heidnischen Aberglaubens und die Folge war, daß es zu literarischen Kämpfen und selbst zu Thätlichkeiten kam sowol in Oxford, als in Cambridge, woselbst sich Erasmus vergebens alle Mühe gab, der griechischen Sprache das Bürgerrecht zu verschaffen. Wie zu den Tagen Julians, des Apostaten, galten die Bezeichnungen Grieche und Ketzer für synonym. Endlich legte Heinrich VIII., dessen Hof selbst eine so classische Färbung angenommen hatte, daß Plautus' Comödien und lateinische Zwischenspiele daselbst aufgeführt wurden, das Gewicht seiner Autorität in die Wagschale und verordnete, daß das Studium der alten Sprachen, als zum Verständniß der Bibel dienend, an den Universitäten gelehrt werden müsse. Die orthodoxen Eiferer zogen den Kürzeren und schließlich wurde durch Gründung des Wolsey-College zu Oxford den neuen Wissenschaften eine glänzende Heimath geschaffen. Selbst auf das Studium der Dichter in der Landessprache verlegten sich mit Eifer die gebildeteren Geistlichen, in der Absicht, dadurch einen bessern Styl sich anzugewöhnen. Zur Erlangung einer guten Latinität empfahl man stets Reisen nach Italien noch bis zu Milton's Zeiten,

am häufigsten waren sie aber, so lange der gelehrte Cardinal Pole dort residirte.

Jedoch hatten diese fast mit fieberhafter Erregung aufgenommenen literarischen Neuerungen auch ihre Schattenseiten. Zum Zeichen, daß sie entschlossen seien, vollständig mit dem Alten zu brechen, hatten die Studenten Oxfords, als humanistische Lehrstühle dort errichtet wurden, Duns Scotus als unnützen Plunder zerrissen, nichtsdestoweniger nahm ihre Anzahl gegen das Ende der Regierung Heinrichs bedeutend ab; die alte Philosophie war abgeschafft, aber noch keine neue vorhanden. In Cambridge nahm man die Reform in mehr vernünftiger Weise vor, und diese Universität würde fortgeblüht haben, wären nicht ihre gelehrtesten Professoren nach Hof berufen worden, woselbst die Ehescheidungsangelegenheit Heinrichs VIII. alle gelehrten Köpfe und Federn mit frivolen Subtilitäten der Theologie und Casuistik beschäftigte, so daß vor der Prädestination und Erbsünde Homer und Euripides sich scheu zurückziehen mußten.

Den Gnadenstoß aber erhielten die Universitäten und die Pflege der Wissenschaften im Allgemeinen durch die Aufhebung der Klöster. Durch sie verloren die meisten Studenten die bisherige Unterstützung und Aufmunterung, und viele Städtchen und Dörfer ihre Lehrer. Die talentvollsten Jünglinge wurden gezwungen, ein Handwerk zu erlernen. Bedenkt man, daß einzelne reiche Prälaten auf ihre Kosten die Jugend erziehen ließen, z. B., daß der letzte Abt von Glastonbury, allein dreihundert Jünglinge erzog außer jenen, die er auf den Universitäten bilden ließ, so erklärt man sich den der Klosteraufhebung folgenden Verfall der Jugenderziehung und die Verarmung der Universitäten, sowol an weltlichem Gut, wie an Gelehrsamkeit. Auch die folgende Reformation besserte wenig an dem Zustande der Wissenschaften. Im Gegentheil, die raubgierigen Höflinge Eduards VI. rissen alle zur Pflege der Wissenschaften bestimmten Geldmittel an sich. Geiz und Fanatismus waren im Bunde, die Kirche zur apostolischen Armuth zurückzuführen. Die

reichsten Bischofssitze wurden zertrümmert oder aufgehoben. Höflinge bezogen die einträglichsten Kirchenpfründen. Die Studenten der Landesuniversitäten erhielten keine Stipendien mehr. Akademische Grade wurden als unchristlich abgeschafft. Zuletzt ging der Fanatismus der Reformirten so weit, das menschliche Wissen überhaupt für unnütz zu erklären und die Universität Oxford aller ihrer werthvollen Bücher und Manuscripte zu berauben. Die Reaction gegen dieses Raubsystem blieb nicht aus, als der Katholicismus mit der Thronbesteigung Marias wieder zur Herrschaft kam. Diese Fürstin, selbst sehr gelehrt und Uebersetzerin aus den alten Sprachen, suchte den Universitäten ihre Verluste zu vergüten; freilich vielleicht mehr aus Opposition gegen den Protestantismus, als aus wahrer Liebe zur Wissenschaft. Diese Liebe ist aber dem Cardinal Pole sicher nicht abzusprechen, ihm, dem ersten Beschützer der neu auflebenden schönen Wissenschaften in England. — Bei Beginn der Regierung Elisabeths hatten die Puritaner die Oberhand. Jeder schöpfte sich seine eigene Religion aus der in die Landessprache übersetzten Bibel und glaubte sich im Besitz des richtigen Verständnisses der geheimnißvollsten, metaphysischen Lehren des Christenthums. Der Glanz, die Herrschaft, der Reichthum einer Hierarchie waren verhaßt. Ein höchst abstracter Pietismus kam zum Durchbruch, der alle äußeren Formen und Ceremonien verwarf. Ewige Streitigkeiten über unwesentliche Dinge, als kirchliche Kleidung, das Kreuzzeichen u. dgl. waren die Folge dieser Grübeleien. Die Beraubungen der Lehranstalten währten fort und nur Wenige genossen das Glück einer gelehrten Erziehung. Handwerker wurden zu Geistlichen geweiht, sie predigten freilich auch und schrieben selbst Werke, natürlich waren diese Schriften auch darnach. In Oxford fanden sich nur zwei Geistliche, die öffentlich predigen konnten, so ungebildet war der niedere Klerus damals. Obgleich es unter Elisabeth Mode wurde, Latein zu sprechen und zu schreiben, war doch, wenigstens in den ersten Jahren ihrer Regierung, sowol die Kenntniß der classischen Sprachen, als der öffentliche Unterricht

im Allgemeinen auf der niedrigsten Stufe, und der literarische Geschmack weniger ausgebildet, als unter Heinrich VIII., zu dessen Zeiten man sich besserer Muster beflissen hatte.

Elisabeth, die sicherlich eine weit größere Pedantin war, als ihr Nachfolger Jakob, gefiel sich auch eine Zeit lang darin, die griechische Sprache zur Mode zu machen, ja übersetzte (?) selbst Isokrates. Ihre prüden Hofdamen schwärmten auf Commando für Plato's geistige Liebe; aber es war dies eben nur Mode, und blieb ohne Einfluß auf den Geschmack und die Werke jener Zeit. Bald aber änderte sich die Scene. Als die ersten Convulsionen vorüber, die Zeloten beseitigt waren und der Protestantismus sich geklärt hatte, wurde jedes Feld der nützlichen und schönen Wissenschaften mit neuem Eifer und wunderbarem Erfolge bebaut, und dies nicht nur von einzelnen Classen, sondern vom Volke im Allgemeinen.



Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Heinrich VIII. und sein Hof. Dichter nach italienischen Mustern. Surrey. Thomas Wyat. Sackville.

An dem glänzenden Hofe Heinrichs VIII., der an Pracht und Eleganz mit dem französischen wetteiferte, fing das scheidende Mittelalter mit seinen Kriegsspielen und seiner Frauenliebe langsam an, vernünftigeren Sitten und sanfteren Gebräuchen Platz zu machen. Der König war ein Mäcen solcher Gelehrten, die seinen Launen, seiner Eitelkeit nicht entgegentraten. Obgleich seine Erziehung eine theologische war, dichtete er, und war auch in der Musik erfahren, so daß er selbst Kirchengesänge componirte. Er war nie glücklicher, als wenn er, frei von allen Staatsgeschäften, von einem seiner vielen Schlösser auf's andre zog, täglich jagend, singend, tanzend, spielend, musicirend oder dichtend. Heinrich beschäftigte auch geschickte Maler, ja gab sich große Mühe, Raphael und Titian nach England einzuladen. Die allegorischen Tapetenstickereien in den königlichen Gemächern machten historischen Gemälden Platz. Auch die Architectur suchte sich zu seiner Zeit der mächtigen gothischen Constructionen zu entledigen, und sich den griechischen und römischen Modellen zu nähern. Heinrich baute sehr viel und gerne und die Ausschmückungen, die Proportionen seiner Bauten, obgleich noch im alten Styl, verrathen schon einen großen Fortschritt im Geschmack. Die öffentlichen Umzüge und Schauspiele geben Zeugniß, wie vertraut man schon mit der Mythologie und den Classikern war.

Anna Boleyn mußte bei ihrer Krönung auf dem Wege nach der Westminsterabtei den Parnassus, eine Rheinwein-Hippocrene, Apollo, die Musen, die Grazien, Pallas, Juno und Venus in Betrachtung ziehen; es wurden ihr lateinische Distichen in Zuckergebäck zugeworfen, und über 200 Schüler mußten ihr passende Citate aus den Classikern recitiren. Dazu kamen auch die Cardinaltugenden, Hand in Hand mit Venus. Groteske kostbare phantastische Maskeraden mit Musik, die aus Italien sich hier einbürgerten und früher nicht gekannt waren, Tanz, Spiel und Gastereien waren an der Tagesordnung. Der König und der Adel beider Geschlechter überraschten in solchen Masken-Aufzügen bisweilen selbst den Cardinal Wolsey. Characteristik und Humor wurden freilich nicht entfaltet; die Masken waren entweder nur lächerlich-häßliche oder ungewöhnlich prächtige: Schiffe, Berge, Festungen, von Damen vertheidigt, die sich dem Könige ergaben. Die Pantomimen wurden als Abendunterhaltungen bei Festen arrangirt. Man sah übrigens schon aus diesen Hof-Festen, daß die Liebe zu den Künsten, die Morgenröthe des Geschmacks anbrach. Natürlich wurde auch der Dichtkunst ein hoher Rang eingeräumt. Heinrich und seine Höflinge, als Bryan, Rochford, Vaux dichteten Sonette und Schäfergedichte. Italien, mit welchem England Anfangs des 16. Jahrhunderts in engern Verkehr getreten war, lieferte die Muster dazu. Vor Allen war es Petrarca, der, damals noch der Lieblingsdichter der Italiener, allgemein nachgeahmt wurde, dessen Sonette dem Cultus der Schönheit entsprachen, welcher an den Höfen zu jener Zeit herrschte. Thomas Howard Graf Surrey, selbst ein höchst romantischer Character, mit einer höchst romantischen Liebe im Herzen, war es, der mit der Leidenschaft auch den Geschmack Petrarca's verband. Er war der älteste Sohn des Herzogs von Norfolk, geboren 1516 und in Windsor als Gesellschafter eines natürlichen Sohnes und Lieblings König Heinrichs erzogen, nämlich Heinrich Fitzroy, Herzogs von Richmond, der gleich Surrey von ungewöhnlichen Geistesgaben mit ihm einen engern Freundschaftsbund schloß,

später dessen Schwester heirathete, leider aber bald darauf in frühester Jugend starb, auf das Tiefste von seinem Freunde beklagt.

Surrey studirte mit ihm zu Oxford, besuchte dann Frankreich und wurde nicht allein ein Meister in den Wissenschaften und schönen Künsten, sondern auch in der Kriegskunst und jeder ritterlichen Vollkommenheit. Ein tapferer Soldat und Heerführer, war er in Schottland, in Frankreich Sieger, wie bei jedem Turnier. Aber der alternde Tyrann Heinrich konnte so viele Vorzüge nicht preisen hören, ohne daß seine Eifersucht, seine üble Laune dadurch erregt worden wäre. Je beliebter Surrey beim Volke wurde, um so verhaßter wurde er dem Könige. Er hielt ihn für fähig, ihm die Königskrone zu entreißen, um sie sich selbst aufzusetzen und ließ ihn als Hochverräther trotz seiner männlichen und beredten Vertheidigung im Jahre 1547 enthaupten. Denn bei Heinrich in Ungnade fallen, hieß das Schaffot besteigen.

Surrey's vorzüglichste Gedichte verdanken ihr Entstehen einem Aufenthalte in Italien, wo er die Dichter dieses Landes auf das Eifrigste studirte, und seinen Styl nach ihren Mustern bildete. Sie sind meistentheils erotischen Inhalts und ihr Gegenstand war seine Geliebte Geraldine, die er, obgleich selbst in frühester Jugend verheirathet, als das Ideal alles Schönen im Herzen trug. Sie soll die Tochter des Grafen von Kildare gewesen sein. Wie ein ächter irrender Ritter hatte Surrey die unvergleichlichen Reize seiner Dame durch halb Europa im Gesang verkündet und mit Lanze und Schwert vertheidigt. Selbst mit Zauberern hatte es dieser neue Amadis zu thun. Am Hofe des Kaisers zeigte ihm Cornelius Agrippa in einem Spiegel das lebende Bild seiner Geliebten, wie sie auf ihrem Lager eines seiner Sonette las. Es war ja damals noch so viel Romantik in der Luft, daß selbst Kaiser Karl V. seinen Gegner Franz zum öffentlichen Zweikampfe herausforderte.

Surrey's Gedichte waren bei seinen Zeitgenossen sehr beliebt, und mit Recht wurde er der erste classische Dichter Englands genannt. Das nächste Jahrhundert hatte ihn aber schon wieder vergessen.

Seine Gedichte sind voll Melodie, der Styl ist correct und der Ausdruck von vollkommener Reinheit. Er führte zuerst das Sonett und den reimlosen Vers (blankverse) im Englischen ein. Die metaphysische Färbung, welche Petrarca's und Dante's Gedichte an sich tragen, hatte Surrey nicht angenommen; er ist natürlich, unaffectirt; seine Gedichte entspringen dem Herzen, und wurden durch Erlebnisse veranlaßt. Seine Liebeslieder gehören noch jetzt zu den besseren, sie sind so harmonisch, mit einer solchen Klarheit und Leichtigkeit geschrieben, so polirt, so meisterhaft in der Sprache, daß man kaum an ihr Alter glaubt. Weder gelehrte Anspielungen, noch gesuchte Vergleiche und Allegorien beirren ihn, seine Gedichte sind zärtlich und einfach. Am meisten spricht eine Elegie an, die er im Kerker schrieb, in welcher er die ihn bestürmenden Leiden mit der Erinnerung an noch größere, die er überstanden, zu verscheuchen sucht. Der Palast, jetzt sein Gefängniß, war es, wo er als Gesellschafter eines Königssohnes, seines edlen Bruders, den er so frühe verloren, die Freuden der Jugend genossen hatte. Aber nicht nur der gefühlvollen Liebe, der verliebten Klage gehörten Surrey's Verse an; er befaßte sich auch mit der beschreibenden Dichtungsart und besang die Reize der Natur so trefflich, wie die der Frauen. Selbst als Uebersetzer des Virgils, von dem er das 2. und 4. Buch mit großer Treue in reimlose Verse übertrug, leistete er Vorzügliches; auch Salomo's Psalmen brachte er in Englische Verse.

Ein weiterer Freund Surrey's ist Sir Thomas Wyat. Sein Tod wurde von Jenem in männlichem Tone tief bedauert. Seine Schicksale als Höfling und Freund der Poesie haben viele Aehnlichkeit mit denen Surrey's. Seine Erziehung auf beiden Universitäten Englands hatten Reisen in verschiedene Länder Europa's, die er häufig in der Eigenschaft eines Gesandten zu machen hatte, vollendet. Er stand in großer Gunst bei Heinrich VIII. wegen seiner Treue, seines Erfolges in öffentlichen Geschäften, seiner Gewandtheit in Führung der Waffen, seiner Erfahrung in Sprachen und der Literatur, vor

Allem aber wegen seines stets bereiten Witzes und seiner lebhaften Unterhaltungsgabe. Er soll die Reformation durch einen Spaß, den Fall des Cardinals Wolsey durch ein zur rechten Zeit erzähltes Geschichtchen veranlaßt haben. Aber auch ihn hätte fast die Ungnade seines Fürsten vernichtet, die theils durch das vertraute Verhältniß, in dem er zur Königin Anna Boleyn stand, theils durch die Intriguen des Bischofs Bonner herbeigeführt wurde, der seine politische Ueberlegenheit fürchtete. Aber glücklicher als Surrey wußte er klug und beredt die Makellosigkeit seines Lebens so augenscheinlich darzustellen, daß seine Freisprechung erfolgen mußte. Nichts destoweniger vernarbte die Wunde, die ihm diese ungerechte Anklage und die strenge Behandlung im Kerker geschlagen hatten, nie. Er starb, wie er gelebt, als ächter Höfling im Dienste seines Königs. Er sollte Kaiser Karls V. Gesandten von Falmouth nach London geleiten, und war so eifrig, diesen Auftrag schnell und pünktlich auszuführen, daß er an einem heißen Tage sich im Reiten übernahm, in ein Fieber verfiel und auf der Rückreise daran starb.

Wyat hat das Verdienst, mit Surrey vereint, die Rauheit des bisherigen poetischen Styls abgeschliffen zu haben, und er steht hoch über den gewöhnlichen Versmachern seiner Zeit; aber seinen Freund Surrey erreicht er weder an Wohllaut, Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks, noch an Geschmack; denn hierin weniger glücklich als Surrey, hatte er aus dem Studium Petrarca's auch alle seine spitzfindigen, nach Witz und Esprit haschenden Affectirtheiten sich angeeignet und Ueberspanntheiten, unpassende ceremoniöse Anspielungen und Vergleiche gereichen seinen Productionen zum großen Nachtheile. Ueberhaupt ist er weniger natürlich und hat weniger originelle Gedanken und Empfindungen; er hat sowohl Petrarca als Horaz mehr bearbeitet und auch andere Classiker, z. B. Persius, mehr copirt als nachgeahmt. Auch nehmen sich seine Galanterien gezwungen aus, und seine Versification erscheint oft nachlässig. Er war kein geborner Dichter, wie Surrey, sondern einer, dem das Dichten, so weit es

möglich, durch eine sorgsame Erziehung geläufig geworden war. Pathos und Phantasie fehlen ihm, seine Liebesklagen rühren Niemanden; denn er nöthigt sich selbst zu denselben. Das Feld, das ihm eigenthümlich war, ist das didactische, das moralische, wo er seinen practischen Verstand, seine Satyre, seine Menschen- und Weltkenntniß glänzen lassen kann, wie z. B. in seinen Episteln über das Hofleben, wo er als unabhängiger Philosoph die Eitelkeit und Laster desselben verspottet, und seine ländlichen Vergnügungen auf seinem Tusculum zu Allingham Castle besingt. Er ist der erste gute Englische Satyriker und hat seinen Beruf mißverstanden, als er gezierte Sonette an eine imaginäre, grausame Schöne dichtete.

Auch Theile aus Virgil und Davids Psalmen hat er übersetzt, selbst hierin mit Surrey wetteifernd.

Von den Englischen Dichtern, die nach italienischen Mustern schrieben, ist der hervorragendste Thomas Sackville, Lord Buckhurst, später Graf Dorset und Lord Schatzmeister von England, derselbe, welcher auch als Dramatiker mit Ehren genannt werden muß, als der erste Dichter eines regelrechten Trauerspiels.

Hatte sich Chaucer nach Boccacio, Surrey nach Petrarca gebildet, so war es der dritte der alten italienischen Classiker, der tiefsinnige Dante, den sich Sackville zum Muster nahm. Während der blutigen Regierung der Königin Maria entwarf er den Plan eines Gedichtes: „Ein Spiegel der Obrigkeiten,“ das, wenn auch nicht von ihm vollendet, und weniger talentvollen Dichtern zur Ausführung übergeben, doch Epoche in der Literaturgeschichte seines Landes machte, besonders wegen des Einflusses, den es auf die Schöpfungen nachfolgender Dramatiker hatte, welchen es sehr ausgiebigen Stoff zu Bearbeitungen bot.

Schon der Dichter Lydgate hatte ein Werk Boccacio's: de casibus principum übersetzt, aber dieser „Fall der Fürsten“ blieb in England stets unpopulär, weil keine Beispiele aus der eigenen Landesgeschichte darin aufgeführt waren. Sackville und seine Mitarbeiter bezweckten aber alle unglücklichen Fürsten und sonstige hohen Personen

ihres Vaterlandes in der Unterwelt nach Art des inferno Dante's auftreten und ihre Schicksale zur Warnung für lebende Staatsmänner erzählen zu lassen.

Sackville schrieb nur die Einleitung und Eine Lebensgeschichte, die Heinrich Staffords, Herzogs von Buckingham; die wichtigeren Geschäfte des öffentlichen Lebens verhinderten ihn an der Fortsetzung dieses Werkes, welche er zwei Dichtern anvertraute, die ihm an Genie nicht gleichkamen: Richard Baldwyne und George Ferrers. Der von Sackville geschriebene Theil des Gedichtes ist in der Beschreibung und in der Schöpfung allegorischer Charactere so ausgezeichnet, daß kaum Spenser sich mit ihm messen darf. Schon auf den Universitäten machte sich Sackville als lateinischer und englischer Dichter bemerklich und statt der Rechtswissenschaft obzuliegen, verfaßte er das erste englische Drama. Seine Liebe zur Poesie war leidenschaftlich, und nur das Vertrauen und die Achtung der Königin Elisabeth vermochten ihn hohe Staatsämter anzunehmen, die seiner hohen Geburt, seinen Fähigkeiten und seinem Vermögen entsprachen. In Mitten listiger Hofintriguen bewahrte ihm der Dienst der Musen seine moralische Reinheit. Auch als erster Minister genoß er den Ruf der Unbestechlichkeit und Wahrheitsliebe. Sein ästhetischer Sinn war sogar bemüht, die Barbarei und die Pedanterie des Hof- und Gerichtsstyls zu reformiren. Selbst im strengen Tribunal der Sternkammer sprach er so beredt und anmuthig, daß man ihn die Sternkammerglocke hieß.

Baldwyne und Ferrers hielten sich nicht an den ursprünglichen Plan Sackvilles, die berühmten, aber unglücklichen Persönlichkeiten der Englischen Geschichte von Zeiten Wilhelms des Eroberers bis zum Schluß des 14. Jahrhunderts den Lesern vorzuführen; sie wählten aus der eben erschienenen Chronik Fabyans und Halls solche Lebensbeschreibungen, die die rührendsten Katastrophen boten. Der an Unglück aller Art reiche Bürgerkrieg der beiden Rosen, dessen Einzelheiten Hall mit ängstlicher Sorgfalt zusammengetragen hatte, war ihre Hauptquelle. In der Ausführung halfen ihnen noch fünf andere

Dichter, Baldwyne war aber der fleißigste. Soviel auch die Poesie bei einer dichterischen Behandlung vieler, erst vor Kurzem vergangener und wohlbekannter Ereignisse (ein Fehler, den auch übrigens Shakespeare beging) verlieren mochte, so viel gewann der Drucker oder Verleger dabei, der absichtlich neuere Lebensgeschichten wünschte. „Der Spiegel der Obrigkeiten" erlebte schnell fünf Auflagen, und wurde von John Higgins mit neuen Lebensgeschichten vermehrt. Endlich wurde er im Jahre 1610 mit neuen Zusätzen von Richard Niccols herausgegeben, der mit richtigem Geschmacke das Hervorragen Sackville's vor seinen Mitarbeitern erkannte, dessen Einleitung voransetzte, und auch ältere Lebensgeschichten aufnahm.

In der That muß auch die weite dichterische Kluft zwischen Sackville und seinen Nachfolgern Jedem auffallen. Zwar sind manche Stanzen in den von Baldwyne und Ferrers und ihren Freunden verfaßten Legenden nicht ohne Verdienst und zeigen von Fertigkeit in Handhabung der Sprache und des Versmaßes, im Allgemeinen aber erheben sie sich nicht über den gewöhnlichen Chronikstyl und erreichen nie das Pathos, die Kraft, die Eleganz Sackville's.

„Der Spiegel der Obrigkeiten" wurde trotzdem äußerst populär und bereicherte das Drama mit unzähligen neuen Characteren und Zwischenfällen, ja Shakespeare selbst schöpfte daraus manche Scenen. Von diesem Spiegel will man den Ursprung der „Historien" ableiten. Jedenfalls machte er die in staubigen Folianten vergrabene vaterländische Geschichte dem Volke mundgerecht und bewirkte dadurch eine heilsame Revolution im öffentlichen Wissen, veranlaßte auch zahllose Nachahmungen, die wenigstens auf dem Felde der Biographie und Geschichte, wenn auch nicht auf dem der Poesie, die besten Früchte trugen.

reichsten Bischofssitze wurden zertrümmert oder aufgehoben. Höflinge bezogen die einträglichsten Kirchenpfründen. Die Studenten der Landesuniversitäten erhielten keine Stipendien mehr. Akademische Grade wurden als unchristlich abgeschafft. Zuletzt ging der Fanatismus der Reformirten so weit, das menschliche Wissen überhaupt für unnütz zu erklären und die Universität Oxford aller ihrer werthvollen Bücher und Manuscripte zu berauben. Die Reaction gegen dieses Raubsystem blieb nicht aus, als der Katholicismus mit der Thronbesteigung Marias wieder zur Herrschaft kam. Diese Fürstin, selbst sehr gelehrt und Uebersetzerin aus den alten Sprachen, suchte den Universitäten ihre Verluste zu vergüten; freilich vielleicht mehr aus Opposition gegen den Protestantismus, als aus wahrer Liebe zur Wissenschaft. Diese Liebe ist aber dem Cardinal Pole sicher nicht abzusprechen, ihm, dem ersten Beschützer der neu auflebenden schönen Wissenschaften in England. — Bei Beginn der Regierung Elisabeths hatten die Puritaner die Oberhand. Jeder schöpfte sich seine eigene Religion aus der in die Landessprache übersetzten Bibel und glaubte sich im Besitz des richtigen Verständnisses der geheimnißvollsten, metaphysischen Lehren des Christenthums. Der Glanz, die Herrschaft, der Reichthum einer Hierarchie waren verhaßt. Ein höchst abstracter Pietismus kam zum Durchbruch, der alle äußeren Formen und Ceremonien verwarf. Ewige Streitigkeiten über unwesentliche Dinge, als kirchliche Kleidung, das Kreuzzeichen u. dgl. waren die Folge dieser Grübeleien. Die Beraubungen der Lehranstalten währten fort und nur Wenige genossen das Glück einer gelehrten Erziehung. Handwerker wurden zu Geistlichen geweiht, sie predigten freilich auch und schrieben selbst Werke, natürlich waren diese Schriften auch darnach. In Oxford fanden sich nur zwei Geistliche, die öffentlich predigen konnten, so ungebildet war der niedere Klerus damals. Obgleich es unter Elisabeth Mode wurde, Latein zu sprechen und zu schreiben, war doch, wenigstens in den ersten Jahren ihrer Regierung, sowol die Kenntniß der classischen Sprachen, als der öffentliche Unterricht

im Allgemeinen auf der niedrigsten Stufe, und der literarische Geschmack weniger ausgebildet, als unter Heinrich VIII., zu dessen Zeiten man sich besserer Muster beflissen hatte.

Elisabeth, die sicherlich eine weit größere Pedantin war, als ihr Nachfolger Jakob, gefiel sich auch eine Zeit lang darin, die griechische Sprache zur Mode zu machen, ja übersetzte (?) selbst Isokrates. Ihre prüden Hofdamen schwärmten auf Commando für Plato's geistige Liebe; aber es war dies eben nur Mode, und blieb ohne Einfluß auf den Geschmack und die Werke jener Zeit. Bald aber änderte sich die Scene. Als die ersten Convulsionen vorüber, die Zeloten beseitigt waren und der Protestantismus sich geklärt hatte, wurde jedes Feld der nützlichen und schönen Wissenschaften mit neuem Eifer und wunderbarem Erfolge bebaut, und dies nicht nur von einzelnen Classen, sondern vom Volke im Allgemeinen.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Heinrich VIII. und sein Hof. Dichter nach italienischen Mustern. Surrey. Thomas Wyat. Sackville.

An dem glänzenden Hofe Heinrichs VIII., der an Pracht und Eleganz mit dem französischen wetteiferte, fing das scheidende Mittelalter mit seinen Kriegsspielen und seiner Frauenliebe langsam an, vernünftigeren Sitten und sanfteren Gebräuchen Platz zu machen. Der König war ein Mäcen solcher Gelehrten, die seinen Launen, seiner Eitelkeit nicht entgegentraten. Obgleich seine Erziehung eine theologische war, dichtete er, und war auch in der Musik erfahren, so daß er selbst Kirchengesänge componirte. Er war nie glücklicher, als wenn er, frei von allen Staatsgeschäften, von einem seiner vielen Schlösser auf's andre zog, täglich jagend, singend, tanzend, spielend, musicirend oder dichtend. Heinrich beschäftigte auch geschickte Maler, ja gab sich große Mühe, Raphael und Titian nach England einzuladen. Die allegorischen Tapetenstickereien in den königlichen Gemächern machten historischen Gemälden Platz. Auch die Architectur suchte sich zu seiner Zeit der mächtigen gothischen Constructionen zu entledigen, und sich den griechischen und römischen Modellen zu nähern. Heinrich baute sehr viel und gerne und die Ausschmückungen, die Proportionen seiner Bauten, obgleich noch im alten Styl, verrathen schon einen großen Fortschritt im Geschmack. Die öffentlichen Umzüge und Schauspiele geben Zeugniß, wie vertraut man schon mit der Mythologie und den Classikern war.

Anna Boleyn mußte bei ihrer Krönung auf dem Wege nach der Westminsterabtei den Parnassus, eine Rheinwein-Hippocrene, Apollo, die Musen, die Grazien, Pallas, Juno und Venus in Betrachtung ziehen; es wurden ihr lateinische Distichen in Zuckergebäck zugeworfen, und über 200 Schüler mußten ihr passende Citate aus den Classikern recitiren. Dazu kamen auch die Cardinaltugenden, Hand in Hand mit Venus. Groteske kostbare phantastische Maskeraden mit Musik, die aus Italien sich hier einbürgerten und früher nicht gekannt waren, Tanz, Spiel und Gastereien waren an der Tagesordnung. Der König und der Adel beider Geschlechter überraschten in solchen Masken-Aufzügen bisweilen selbst den Cardinal Wolsey. Characteristik und Humor wurden freilich nicht entfaltet; die Masken waren entweder nur lächerlich-häßliche oder ungewöhnlich prächtige: Schiffe, Berge, Festungen, von Damen vertheidigt, die sich dem Könige ergaben. Die Pantomimen wurden als Abendunterhaltungen bei Festen arrangirt. Man sah übrigens schon aus diesen Hof-Festen, daß die Liebe zu den Künsten, die Morgenröthe des Geschmacks anbrach. Natürlich wurde auch der Dichtkunst ein hoher Rang eingeräumt. Heinrich und seine Höflinge, als Bryan, Rochford, Vaux dichteten Sonette und Schäfergedichte. Italien, mit welchem England Anfangs des 16. Jahrhunderts in engern Verkehr getreten war, lieferte die Muster dazu. Vor Allen war es Petrarca, der, damals noch der Lieblingsdichter der Italiener, allgemein nachgeahmt wurde, dessen Sonette dem Cultus der Schönheit entsprachen, welcher an den Höfen zu jener Zeit herrschte. Thomas Howard Graf Surrey, selbst ein höchst romantischer Character, mit einer höchst romantischen Liebe im Herzen, war es, der mit der Leidenschaft auch den Geschmack Petrarca's verband. Er war der älteste Sohn des Herzogs von Norfolk, geboren 1516 und in Windsor als Gesellschafter eines natürlichen Sohnes und Lieblings König Heinrichs erzogen, nämlich Heinrich Fitzroy, Herzogs von Richmond, der gleich Surrey von ungewöhnlichen Geistesgaben mit ihm einen engern Freundschaftsbund schloß,

später dessen Schwester heirathete, leider aber bald darauf in frühester Jugend starb, auf das Tiefste von seinem Freunde beklagt.

Surrey studirte mit ihm zu Oxford, besuchte dann Frankreich und wurde nicht allein ein Meister in den Wissenschaften und schönen Künsten, sondern auch in der Kriegskunst und jeder ritterlichen Vollkommenheit. Ein tapferer Soldat und Heerführer, war er in Schottland, in Frankreich Sieger, wie bei jedem Turnier. Aber der alternde Tyrann Heinrich konnte so viele Vorzüge nicht preisen hören, ohne daß seine Eifersucht, seine üble Laune dadurch erregt worden wäre. Je beliebter Surrey beim Volke wurde, um so verhaßter wurde er dem Könige. Er hielt ihn für fähig, ihm die Königskrone zu entreißen, um sie sich selbst aufzusetzen und ließ ihn als Hochverräther trotz seiner männlichen und beredten Vertheidigung im Jahre 1547 enthaupten. Denn bei Heinrich in Ungnade fallen, hieß das Schaffot besteigen.

Surrey's vorzüglichste Gedichte verdanken ihr Entstehen einem Aufenthalte in Italien, wo er die Dichter dieses Landes auf das Eifrigste studirte, und seinen Styl nach ihren Mustern bildete. Sie sind meistentheils erotischen Inhalts und ihr Gegenstand war seine Geliebte Geraldine, die er, obgleich selbst in frühester Jugend verheirathet, als das Ideal alles Schönen im Herzen trug. Sie soll die Tochter des Grafen von Kildare gewesen sein. Wie ein ächter irrender Ritter hatte Surrey die unvergleichlichen Reize seiner Dame durch halb Europa im Gesang verkündet und mit Lanze und Schwert vertheidigt. Selbst mit Zauberern hatte es dieser neue Amadis zu thun. Am Hofe des Kaisers zeigte ihm Cornelius Agrippa in einem Spiegel das lebende Bild seiner Geliebten, wie sie auf ihrem Lager eines seiner Sonette las. Es war ja damals noch so viel Romantik in der Luft, daß selbst Kaiser Karl V. seinen Gegner Franz zum öffentlichen Zweikampfe herausforderte.

Surrey's Gedichte waren bei seinen Zeitgenossen sehr beliebt, und mit Recht wurde er der erste classische Dichter Englands genannt. Das nächste Jahrhundert hatte ihn aber schon wieder vergessen.

Seine Gedichte sind voll Melodie, der Styl ist correct und der Ausdruck von vollkommener Reinheit. Er führte zuerst das Sonett und den reimlosen Vers (blankverse) im Englischen ein. Die metaphysische Färbung, welche Petrarca's und Dante's Gedichte an sich tragen, hatte Surrey nicht angenommen; er ist natürlich, unaffectirt; seine Gedichte entspringen dem Herzen, und wurden durch Erlebnisse veranlaßt. Seine Liebeslieder gehören noch jetzt zu den besseren, sie sind so harmonisch, mit einer solchen Klarheit und Leichtigkeit geschrieben, so polirt, so meisterhaft in der Sprache, daß man kaum an ihr Alter glaubt. Weder gelehrte Anspielungen, noch gesuchte Vergleiche und Allegorien beirren ihn, seine Gedichte sind zärtlich und einfach. Am meisten spricht eine Elegie an, die er im Kerker schrieb, in welcher er die ihn bestürmenden Leiden mit der Erinnerung an noch größere, die er überstanden, zu verscheuchen sucht. Der Palast, jetzt sein Gefängniß, war es, wo er als Gesellschafter eines Königssohnes, seines edlen Bruders, den er so frühe verloren, die Freuden der Jugend genossen hatte. Aber nicht nur der gefühlvollen Liebe, der verliebten Klage gehörten Surrey's Verse an; er befaßte sich auch mit der beschreibenden Dichtungsart und besang die Reize der Natur so trefflich, wie die der Frauen. Selbst als Uebersetzer des Virgils, von dem er das 2. und 4. Buch mit großer Treue in reimlose Verse übertrug, leistete er Vorzügliches; auch Salomo's Psalmen brachte er in Englische Verse.

Ein weiterer Freund Surrey's ist Sir Thomas Wyat. Sein Tod wurde von Jenem in männlichem Tone tief bedauert. Seine Schicksale als Höfling und Freund der Poesie haben viele Aehnlichkeit mit denen Surrey's. Seine Erziehung auf beiden Universitäten Englands hatten Reisen in verschiedene Länder Europa's, die er häufig in der Eigenschaft eines Gesandten zu machen hatte, vollendet. Er stand in großer Gunst bei Heinrich VIII. wegen seiner Treue, seines Erfolges in öffentlichen Geschäften, seiner Gewandtheit in Führung der Waffen, seiner Erfahrung in Sprachen und der Literatur, vor

Allem aber wegen seines stets bereiten Witzes und seiner lebhaften Unterhaltungsgabe. Er soll die Reformation durch einen Spaß, den Fall des Cardinals Wolsey durch ein zur rechten Zeit erzähltes Geschichtchen veranlaßt haben. Aber auch ihn hätte fast die Ungnade seines Fürsten vernichtet, die theils durch das vertraute Verhältniß, in dem er zur Königin Anna Boleyn stand, theils durch die Intriguen des Bischofs Bonner herbeigeführt wurde, der seine politische Ueberlegenheit fürchtete. Aber glücklicher als Surrey wußte er klug und beredt die Makellosigkeit seines Lebens so augenscheinlich darzustellen, daß seine Freisprechung erfolgen mußte. Nichts destoweniger vernarbte die Wunde, die ihm diese ungerechte Anklage und die strenge Behandlung im Kerker geschlagen hatten, nie. Er starb, wie er gelebt, als ächter Höfling im Dienste seines Königs. Er sollte Kaiser Karls V. Gesandten von Falmouth nach London geleiten, und war so eifrig, diesen Auftrag schnell und pünktlich auszuführen, daß er an einem heißen Tage sich im Reiten übernahm, in ein Fieber verfiel und auf der Rückreise daran starb.

Wyat hat das Verdienst, mit Surrey vereint, die Rauheit des bisherigen poetischen Styls abgeschliffen zu haben, und er steht hoch über den gewöhnlichen Versmachern seiner Zeit; aber seinen Freund Surrey erreicht er weder an Wohllaut, Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks, noch an Geschmack; denn hierin weniger glücklich als Surrey, hatte er aus dem Studium Petrarca's auch alle seine spitzfindigen, nach Witz und Esprit haschenden Affectirtheiten sich angeeignet und Ueberspanntheiten, unpassende ceremoniöse Anspielungen und Vergleiche gereichen seinen Productionen zum großen Nachtheile. Ueberhaupt ist er weniger natürlich und hat weniger originelle Gedanken und Empfindungen; er hat sowohl Petrarca als Horaz mehr bearbeitet und auch andere Classiker, z. B. Persius, mehr copirt als nachgeahmt. Auch nehmen sich seine Galanterien gezwungen aus, und seine Versification erscheint oft nachlässig. Er war kein geborner Dichter, wie Surrey, sondern einer, dem das Dichten, so weit es

möglich, durch eine sorgsame Erziehung geläufig geworden war. Pathos und Phantasie fehlen ihm, seine Liebesklagen rühren Niemanden; denn er nöthigt sich selbst zu denselben. Das Feld, das ihm eigenthümlich war, ist das didactische, das moralische, wo er seinen practischen Verstand, seine Satyre, seine Menschen- und Weltkenntniß glänzen lassen kann, wie z. B. in seinen Episteln über das Hofleben, wo er als unabhängiger Philosoph die Eitelkeit und Laster desselben verspottet, und seine ländlichen Vergnügungen auf seinem Tusculum zu Allingham Castle besingt. Er ist der erste gute Englische Satyriker und hat seinen Beruf mißverstanden, als er gezierte Sonette an eine imaginäre, grausame Schöne dichtete.

Auch Theile aus Virgil und Davids Psalmen hat er übersetzt, selbst hierin mit Surrey wetteifernd.

Von den Englischen Dichtern, die nach italienischen Mustern schrieben, ist der hervorragendste Thomas Sackville, Lord Buckhurst, später Graf Dorset und Lord Schatzmeister von England, derselbe, welcher auch als Dramatiker mit Ehren genannt werden muß, als der erste Dichter eines regelrechten Trauerspiels.

Hatte sich Chaucer nach Boccacio, Surrey nach Petrarca gebildet, so war es der dritte der alten italienischen Classiker, der tiefsinnige Dante, den sich Sackville zum Muster nahm. Während der blutigen Regierung der Königin Maria entwarf er den Plan eines Gedichtes: „Ein Spiegel der Obrigkeiten,“ das, wenn auch nicht von ihm vollendet, und weniger talentvollen Dichtern zur Ausführung übergeben, doch Epoche in der Literaturgeschichte seines Landes machte, besonders wegen des Einflusses, den es auf die Schöpfungen nachfolgender Dramatiker hatte, welchen es sehr ausgiebigen Stoff zu Bearbeitungen bot.

Schon der Dichter Lydgate hatte ein Werk Boccacio's: de casibus principum übersetzt, aber dieser „Fall der Fürsten“ blieb in England stets unpopulär, weil keine Beispiele aus der eigenen Landesgeschichte darin aufgeführt waren. Sackville und seine Mitarbeiter bezweckten aber alle unglücklichen Fürsten und sonstige hohen Personen

ihres Vaterlandes in der Unterwelt nach Art des inferno Dante's auftreten und ihre Schicksale zur Warnung für lebende Staatsmänner erzählen zu lassen.

Sackville schrieb nur die Einleitung und Eine Lebensgeschichte, die Heinrich Staffords, Herzogs von Buckingham; die wichtigeren Geschäfte des öffentlichen Lebens verhinderten ihn an der Fortsetzung dieses Werkes, welche er zwei Dichtern anvertraute, die ihm an Genie nicht gleichkamen: Richard Baldwyne und George Ferrers. Der von Sackville geschriebene Theil des Gedichtes ist in der Beschreibung und in der Schöpfung allegorischer Charactere so ausgezeichnet, daß kaum Spenser sich mit ihm messen darf. Schon auf den Universitäten machte sich Sackville als lateinischer und englischer Dichter bemerklich und statt der Rechtswissenschaft obzuliegen, verfaßte er das erste englische Drama. Seine Liebe zur Poesie war leidenschaftlich, und nur das Vertrauen und die Achtung der Königin Elisabeth vermochten ihn hohe Staatsämter anzunehmen, die seiner hohen Geburt, seinen Fähigkeiten und seinem Vermögen entsprachen. In Mitten listiger Hofintriguen bewahrte ihm der Dienst der Musen seine moralische Reinheit. Auch als erster Minister genoß er den Ruf der Unbestechlichkeit und Wahrheitsliebe. Sein ästhetischer Sinn war sogar bemüht, die Barbarei und die Pedanterie des Hof- und Gerichtsstyls zu reformiren. Selbst im strengen Tribunal der Sternkammer sprach er so beredt und anmuthig, daß man ihn die Sternkammerglocke hieß.

Baldwyne und Ferrers hielten sich nicht an den ursprünglichen Plan Sackvilles, die berühmten, aber unglücklichen Persönlichkeiten der Englischen Geschichte von Zeiten Wilhelms des Eroberers bis zum Schluß des 14. Jahrhunderts den Lesern vorzuführen; sie wählten aus der eben erschienenen Chronik Fabyans und Halls solche Lebensbeschreibungen, die die rührendsten Katastrophen boten. Der an Unglück aller Art reiche Bürgerkrieg der beiden Rosen, dessen Einzelheiten Hall mit ängstlicher Sorgfalt zusammengetragen hatte, war ihre Hauptquelle. In der Ausführung halfen ihnen noch fünf andere

Dichter, Baldwyne war aber der fleißigste. Soviel auch die Poesie bei einer dichterischen Behandlung vieler, erst vor Kurzem vergangener und wohlbekannter Ereignisse (ein Fehler, den auch übrigens Shakespeare beging) verlieren mochte, so viel gewann der Drucker oder Verleger dabei, der absichtlich neuere Lebensgeschichten wünschte. „Der Spiegel der Obrigkeiten" erlebte schnell fünf Auflagen, und wurde von John Higgins mit neuen Lebensgeschichten vermehrt. Endlich wurde er im Jahre 1610 mit neuen Zusätzen von Richard Niccols herausgegeben, der mit richtigem Geschmacke das Hervorragen Sackville's vor seinen Mitarbeitern erkannte, dessen Einleitung voransetzte, und auch ältere Lebensgeschichten aufnahm.

In der That muß auch die weite dichterische Kluft zwischen Sackville und seinen Nachfolgern Jedem auffallen. Zwar sind manche Stanzen in den von Baldwyne und Ferrers und ihren Freunden verfaßten Legenden nicht ohne Verdienst und zeigen von Fertigkeit in Handhabung der Sprache und des Versmaßes, im Allgemeinen aber erheben sie sich nicht über den gewöhnlichen Chronikstyl und erreichen nie das Pathos, die Kraft, die Eleganz Sackville's.

„Der Spiegel der Obrigkeiten" wurde trotzdem äußerst populär und bereicherte das Drama mit unzähligen neuen Characteren und Zwischenfällen, ja Shakespeare selbst schöpfte daraus manche Scenen. Von diesem Spiegel will man den Ursprung der „Historien" ableiten. Jedenfalls machte er die in staubigen Folianten vergrabene vaterländische Geschichte dem Volke mundgerecht und bewirkte dadurch eine heilsame Revolution im öffentlichen Wissen, veranlaßte auch zahllose Nachahmungen, die wenigstens auf dem Felde der Biographie und Geschichte, wenn auch nicht auf dem der Poesie, die besten Früchte trugen.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Zwischenspiele. Anfänge des Lust- und Trauerspieles.

Den Uebergang zum jetzigen Lustspiel bildeten die Possen, Zwischenspiele genannt, weil sie die Bestimmung hatten, bei Festen des Hofes und Adels die leere Zeit auszufüllen. John Heywood, der Epigrammendichter und Spaßmacher Heinrichs VIII. ist vorzugsweise ihr Schöpfer in England. Obgleich sie eigentlich noch eine derbe Kost abgeben, so spürt man doch schon wirkliches Leben und viel Witz und Humor in ihnen, besonders im Vergleich zu der vorhergehenden trockenen Periode der Allegorie. Dagegen ist wenig Verwicklung in diesen Stücken, da keines eine längere Zeit in Anspruch nimmt, als etwa ein Act eines Lustspieles erfordern würde. Sie sollten nur eine kurze Zwischenzeit in lustiger Weise ausfüllen. In allen Stücken Heywood's kommen Angriffe auf den Clerus vor, wahrscheinlich um König Heinrich VIII. zu gefallen, der gegen Ablaßkrämerei Verbote erließ. Eines seiner ältesten Stücke (verfaßt vor 1521) ist betitelt: „Ein lustiges Stück zwischen dem Ablaßkrämer und Mönch, Pfarrer und Nachbar Pratte.“ Sowohl ein Ablaßkrämer, als ein Mönch haben von dem Pfarrer Erlaubniß erhalten, die Kirche zu benutzen; Ersterer um seine Reliquien auszustellen, Letzterer um zu predigen, Beide aber im Grunde zu dem gleichen Zwecke: sich Geld von der Menge zu verschaffen.

Der Mönch kommt zuerst und beginnt eine Strafpredigt gegen die Habsucht mit einem Lob auf die freiwillige Armuth seines Ordens, läßt aber nichts desto weniger merken, daß er im Begriffe stehe, eine

Geldsammlung vorzunehmen. Inzwischen kommt der Ablaßkrämer mit seinen Reliquien: der großen Zehe der Dreifaltigkeit, dem französischen Hute der Muttergottes und dem Hüftbein aller Heiligen und sucht den Mönch aus dem Sattel zu heben; da dies durch Worte nicht gelingt, versucht er es durch Püffe, die aber kräftig erwidert werden. Der Pfarrer, durch den Scandal in seiner Kirche herbeigerufen, versucht vergebens die Kämpfenden zu trennen, ruft hierauf Nachbar Pratte zu Hülfe, worauf Jeder einen der Ruhestörer auf sich nimmt, um sie aus der Kirche zu schaffen, was ihnen aber nicht durch physische Gewalt, sondern nur in Folge einer Capitulation gelingt. — Die Posse Heywoods: Die vier P— (palmer, pardoner, poticary und pedlar) dreht sich darum, wer die größte Lüge erzählen könne, für welche einstimmig die Behauptung des Pilgers erkannt wird, daß er nie in seinem Leben ein ungeduldiges Weib gesehen habe. — Ein weiteres lustiges Stück zwischen Johann, dem Ehemanne, Tyb, seiner Frau und Syr Jhan, dem Priester, besitzt in der That viel komische Kraft. Johann, ein Pantoffelheld, der in der Abwesenheit seines Weibes, die mit dem Priester Wein trinkt, den Herrn in seinen vier Pfählen spielt, bei der Rückkehr der Ehehälfte aber sich kleinlaut verkriecht, muß den Priester selbst zum Abendessen einladen, dann Wasser holen, dann den Krug, der kein Wasser hält, mit Wachs verkleben, während seine Frau und ihr Geliebter ihn verspotten und trotz seines Protestes unterdessen den Kuchen vollständig verzehren. Das letzte Attentat ist ihm denn doch zu stark, und er wirft in der Wuth seine Stütze zu Boden, worauf aber die Frau und der Priester ihn blutig schlagen und das Zimmer verlassen. Johann bildet sich zuerst ein, er habe sie in die Flucht geschlagen, plötzlich aber geht ihm ein Licht auf, „ob sie ihn nicht zum Hahnrei machen," und er eilt ihnen nach, um's zu sehen. Die Komik kehrte sich überhaupt zuerst gegen feige Ehemänner und Prahlhänse. Doch nicht allein durch Possen suchte Heywood den Hof zu unterhalten, er versuchte sich auch in philosophischen, nützlichen, gedankenreicheren Stücken. Eins derselben: Das Wetter,

ist eine Rechtfertigung Jupiters oder der Vorsehung in der Vertheilung der Jahreszeiten. Jupiter läßt Jedermann in dieser Beziehung seine Wünsche vortragen, da geschieht es, daß der Edelmann, der Kaufmann, der Wassermüller, der Windmüller, die Edeldame, die Wäscherin und schließlich ein Knabe, der Schneeballen machen will, u. s. w., kurz Jeder ein anderes Wetter verlangt, so daß Jupiter, nicht im Stande, Jedermanns Wunsch zugleich zu gewähren, dies in abwechselnder Weise thun muß.

Heywood ist auch der Erfinder einer andern Gattung dramatischer Unterhaltung, die freilich nur bedingungsweise dramatisch genannt werden kann; nämlich von öffentlich gehaltenen Gesprächen und Discussionen über ein gegebenes Thema, z. B. ob Reichthum besser, als Liebe, ob ein Narr oder ein Weiser glücklicher sei; dabei kommt jedoch keine Handlung vor.

Solche poetische Erzeugnisse konnten sich freilich keiner allgemeinen Popularität erfreuen, und es ist deßhalb nicht zu wundern, daß von denen Heywoods nur eins und zwar im Manuscript auf uns kam; nämlich eine Disputation zwischen Hans, Jakob und Hieronymus (dieser als Vermittler zwischen den Ersten), ob ein Thor oder ein Weiser glücklicher sei. Der Hofnarr Heinrichs, Wilhelm Somer, wird oft als Beispiel aufgeführt, wie gut es sei, ohne Verstand und Erziehung zu sein; zuletzt wird aber doch dem weisen Salomon der Vorzug vor dem dummen Somer zugestanden. Der Epilog enthält ein ausschweifendes Lob des Verstandes des Königs.

Ein ähnliches Wortgefecht (von John Rastell gedruckt und wahrscheinlich auch verfaßt) zwischen einem Kaufmann, Ritter und Bauer geht darauf aus, zu bestimmen, wer ein wahrer Gentleman und Edelmann sei. Dieser Dialog ist lang und langweilig und ohne die Schärfe Heywoods. Der Witz besteht im Schimpfen und in Prügeleien, womit besonders der Bauer sehr freigebig ist.

Ein anonymes Zwischenspiel, dessen Held Thersites ist, verdient nach denen Heywoods besondere Berücksichtigung, da Namen aus dem classischen Alterthum, freilich nur Namen ohne Beziehung zur classi-

schen Geschichte mit den empörendsten Anachronismen herbeigezogen werden. Es sollte anschaulich machen, daß die größten Prahler die feigsten Menschen sind. Dies Stück hascht nur nach niedrig komischen Scenen, um Lachen zu erregen und nach Wortspielen. — Thersites, von Troja zurückgekehrt, will mit den Rittern der Tafelrunde fechten, seine Mutter versucht vergebens seinen kriegerischen Muth zu bezähmen, zuletzt bekämpft er aber nur eine Schnecke und läuft beim Anblick eines armen Soldaten mit Zurücklassung von Keule und Schwert zu seiner Mutter.

Robin Conscience (eine moralische Vorlesung gegen Geiz, Eitelkeit, Neuerungssucht) wird zwar auch zu den Zwischenspielen gezählt, ist aber schwerlich je aufgeführt worden. Robin (die Personification des Gewissens) sucht seinen Vater (die Personification der Habsucht), dann seine Mutter und Schwester (Neuerungssucht und Stolz) zu bekehren. Dies geschieht in langweiligen Stanzen, die mit einem eintönigen Refrain schließen. Es ist theilweise gegen die katholische Kirche gerichtet. Das letzte Zwischenspiel, welches in der Folge zu einem wirklichen Trauerspiel verarbeitet wurde, handelt „sowohl von der Schönheit und guten Eigenschaften, als auch den Lastern und bösen Eigenschaften der Weiber.“ Die ursprüngliche Geschichte ist einfach die: Calisto, ein lustiger Jüngling, liebt Melibea, die Tochter Danio's, welche seine Liebe aber nicht erwidert. Auf den Rath eines Schmarotzers Sempronio gewinnt Calisto durch Geschenke eine alte Zwischenträgerin, Celestina, welche die Heldin des Stückes zu einer Zusammenkunft mit Calisto in ihr Haus lockt, aber ohne den gewünschten Erfolg. Hierauf gibt sie vor, daß Calisto von einem entsetzlichen Zahnweh geplagt sei, welches nur durch den Gebrauch von Melibea's Gürtel geheilt werden könne. Diese, so beharrlich bestürmt, leiht ihren Gürtel (was allegorisch genommen, etwas mehr bedeutet haben mag), bereut es aber alsbald und gesteht ihren Fehltritt ihrem Vater, indem sie ihn um Schutz und Vergebung bittet. Das Ganze schließt mit einer Moral und Warnung für Jung und Alt.

Die Geschichte selbst hat nichts mit den Allegorien gemein, ist aber zu kurz für ein Trauerspiel, auch ohne weitere Tendenz, und trägt der poetischen Gerechtigkeit nicht Rechnung, ist also, kurz gesagt, ein Uebergangsversuch zum Drama, wie Heywoods Interludes zum Lustspiel. Die Schriftsteller der damaligen Zeit zeigten großen Eifer Besseres zu schaffen, ohne aber recht zu wissen, auf welche Weise dies zu bewerkstelligen sei. Sie stellten die verschiedensten Versuche an. Einige zierten ihre Stücke mit Pantomimen, Andere mit Chören; Andere führten sie durch einen Sprecher ein (Interlocutor), und ließen ihn alles Unklare auseinandersetzen u. s. w. Man sieht, das Lustspiel und Trauerspiel hätte sich auch ohne Kenntniß der alten Literatur ganz naturgemäß aus den Mirakeln, Moralitäten und Possen entwickelt. Das Wiederaufblühen der Wissenschaften aber, besonders unter der Regierung Heinrichs VIII., unter dem die Classiker, besonders Terenz und Plautus, schon fleißig studirt wurden, beschleunigte diese Entwickelung. Leider sind die meisten dieser Erstlingsversuche verloren gegangen, und nur durch glückliche Zufälle wurden erst in neuester Zeit wieder einige bekannt; so die ältesten Lustspiele: Ralph Roister Doister und Misogonus. Von den übrigen zu Heinrichs und seines Sohnes Zeit schon häufigen Lust- und Trauerspielen kennt man nur Namen. Heinrich Parker soll verschiedene verfaßt haben, auch schrieb ein gewisser John Hoker um das Jahr 1535 ein Lustspiel: „Piscator oder der geangelte Fischer" (vielleicht nach Lucian, sicher nach einem classischen Vorbilde). Nicht einmal die Titel der Werke des Grafen von Oxford und besonders Edward Ferrys', dem Puttenham in seinem Werke über Dichtkunst als Dramatiker neben dem Lord von Buckhurst und vor allen anderen Dichtern den ersten Platz anweist, und von ihm sagt, er habe Heywoods Heiterkeit und glückliche Erfindungsgabe besessen, ihn jedoch an Geschicklichkeit und an Schönheit der Form übertroffen, sind auf uns gekommen.

Das älteste Lustspiel, welches mit Recht auf diesen Namen Anspruch machen kann, ist Ralph Roister Doister (eine Bezeichnung für

einen Prahlhans und eitlen verrückten Menschen), geschrieben von Nikolaus Udall, Lehrer der Eton- und später der Westminsterschulen, um die Mitte des 16. Jahrhunderts, vielleicht auch früher. Udall rühmte sich, es nach classischen Mustern gedichtet zu haben. Die Scene des Lustspieles ist London, demnach eine Darstellung der Sitten einer gebildetern Gesellschaft und das Stück ist deßhalb den Sittenschilderungen des rohen Landlebens vorzuziehen. Es ist in Acte und Scenen eingetheilt; die Dauer der Vorstellung muß zwei bis drei Stunden in Anspruch genommen haben, während die Moralstücke selten mehr als eine Stunde währten.

Matthäus Merrygreek (ein Diener, Gesellschafter und Verwandter des Helden und ein Character, der noch sehr an „das Laster" der Moralstücke erinnert), eröffnet singend das Stück und erklärt sowohl seine eigenen Vorzüge, als die seines Patrons. Nach dieser Einleitung erscheint Ralph Roister Doister selbst, beklagt, daß der Schöpfer ihn zu einer so unwiderstehlichen Persönlichkeit gemacht habe, gesteht dann seine Liebe zu Custance, der schönen und reichen Wittwe, die aber leider schon mit dem Kaufmann Goodluck verlobt sei. Matthew verspricht ihm allen Erfolg in Hinblick auf seine unwiderstehlich schöne Person, welche die Leute auf den Straßen bewunderten und für die Erscheinung Lancelots vom See, Hectors und Alexanders u. s. w. hielten. Später treten die Dienstmädchen der Wittwe auf, die Ralph zu küssen versucht; der ältern Amme gesteht er seine Liebe zu seiner Herrin, gibt ihr einen Brief für sie, der aber uneröffnet bleibt. Ralphs Leute, die darauf wieder auf der Bühne erscheinen, thun als hielten sie die alte Amme für Ralphs Liebschaft, worüber dieser Anfangs sich sehr ereifert, aber schließlich Alles vergibt und singend weggeht. Dobinet Doughty (ein Diener und Sänger Ralphs) eröffnet den zweiten Act, indem er einen Ring und ein Liebeszeichen seines Herrn für Dame Custance bringen will, welche aber die Amme, die schon wegen Annahme des Briefes einen Verweis bekommen hat, zu übergeben verweigert. Dobinet präsentirt sich aber dem

übrigen Dienstpersonale als Liebesbote des Bräutigams ihrer Herrin, ohne zu sagen, wer dieser Bräutigam sei, und nun streiten sich Alle, wer den Ring zu überbringen habe. Dame Custance aber tadelt die Indiscretion ihrer Leute, da sie Ringe annehmen, ohne zu wissen, von wem diese kommen. Merrygreek soll im dritten Act nachforschen, welche Wirkung Brief und Ring hervorgebracht, aber Dame Custance gesteht ihm, daß sie schon verlobt sei und Ralph niemals heirathen würde, ja seinen Brief gar nicht eröffnet habe. Ralph will beim Empfang dieser Nachricht augenblicklich sterben, und Merrygreek darauf eingehend, ruft Geistliche und Kirchendiener, um ein Requiem über ihn zu halten, später gibt er ihm aber den Rath, den Muth nicht zu verlieren, selbst um die Hand seiner Geliebten anzuhalten und durch eine Serenade die Einleitung zu machen. Aber auch dieser Versuch bleibt ohne Erfolg und der Liebesbrief wird zurückgegeben. Merrygreek verändert die Punctuation in demselben so, daß der Brief doppeltsinnig klingt, und das Gegentheil des frühern Inhaltes sagt. Ralph will den Schreiber nun bestrafen, dieser aber liest den Brief mit richtiger Punctuation und Ralph muß gestehen, daß kein besserer Brief für diesen Zweck hätte geschrieben werden können. Im vierten Act hat ein Diener Goodlucks der Dame Custance einen Auftrag auszurichten, und hört Ralph Roister Doister, wie er Custance sein Weib nennt, sagt, daß Goodluck zu spät komme, u. dergl., glaubt es, und bringt diese Nachricht seinem Herrn. Custance, in Verzweiflung, daß ihr Ruf für ewig ruinirt sei, jagt mit ihren Mägden Ralph sammt seinen Leuten, die Alles zu zerstören drohen, mit Besen aus dem Hause. Merrygreek, der vorgibt, zu Ralph zu halten, prügelt ihn selbst im Handgemenge tüchtig durch.

Der fünfte Act bringt uns die Versöhnung der Liebenden, die ein falsches Gerücht getrennt hatte, und auch Ralph Roister Doister wird auf Merrygreeks Fürbitte amnestirt, der ihn als einen Narren, den man zum Zeitvertreibe nicht gern entbehrt, characterisirt und schließlich zum Hochzeitschmause einladet.

„Misogonus," auch ein erst in neuester Zeit entdecktes Manuscript, ist das der Zeit nach zweite regelmäßige Lustspiel, von einem gewissen Thomas Rychardes um das Jahr 1560 geschrieben. Die Scene ist Italien und der Stoff vielleicht einer italienischen Novelle eines Laurentius Bariona entnommen, die Schilderung der Sitten, sowie die eingestreuten Anspielungen sind aber durchgängig Englischen Ursprunges. Diese dramatische Reliquie selbst ist nur in verstümmeltem Zustande und ohne den letzten Act auf uns gekommen. Das Stück ist in einem langen und unregelmäßigen Versmaße geschrieben. Die erste Zeile reimt sich darin stets mit der dritten. Die Umrisse des Stückes erzählt Homer mit einem Lorbeerkranze auf dem Haupte im Prolog folgendermaßen:

Die Gattin des Philogonus aus Laurentium gebar Zwillingssöhne, von denen sie den ältern ohne Wissen ihres Gemahls auf den Rath eines Gelehrten Verwandten nach Appolonien zur Erziehung anvertraute. Bald darauf starb sie. Der zweite Sohn Misogonus, dessen Erziehung vernachlässigt wurde, mißrieth vollständig; er gab sich den größten Ausschweifungen und einem liederlichen Lebenswandel hin, und eilte dem Verderben entgegen. Alle Bemühungen des Vaters und seines Freundes Eupolas waren fruchtlos, ja sogar für Letztern gefährlich. Als aber endlich der ältere Zwillingssohn entdeckt wird, geht auch der zweite, den seine Gefährten nun verlassen, in sich und verspricht einen bessern Lebenswandel.

Interessant ist das Stück, insoferne ein Hausnarr eine Hauptrolle darin spielt, und der Character und die Beschäftigungen dieser häufig auftretenden Persönlichkeiten genauer geschildert werden, als in irgend einem andern alten Stücke. Er stellt sich als Einfaltspinsel dar und spricht in ländlichem Dialect, ist aber gelegentlich voll List, Verschlagenheit und Bosheit. Er nennt sich Will Summer, gleich dem Hofnarren Heinrichs VIII. Zuletzt wird er seiner schlechten Streiche wegen fortgejagt und bietet sich, seine Kenntnisse und Fertigkeit herzählend, dem Publicum an. Es fehlt auch hier nicht an schar-

sen satyrischen Ausfällen auf die römische Geistlichkeit, wie überhaupt in den meisten Stücken der Zeit Heinrichs VIII. Misogonus, der bei einer käuflichen Schönheit Wein trinkt, möchte gerne Würfel spielen, da aber keine vorhanden sind, wird zu Sir John, dem Priester der Pfarrei, geschickt, der keinen Tropfen Priesterblut in sich habe, aber sicher einen Vorrath von einigen Dutzend von Würfeln und Kartenspielen besitze, der jedes neue Spiel, jedes Mädchen kenne. Er wird im Bierhaus angetroffen, nimmt Theil an der Gesellschaft, macht Kartenkunststücke, gewinnt anfangs viel Geld, da er seinem Glücke durch Geschicklichkeit und Fingerfertigkeit nachzuhelfen weiß. Als es zur Kirche läutet und der Sakristan ihn abholen will, empfiehlt er diesem selbst das Magnificat und Nunc dimittis zu sprechen, aber die Psalmen und das Vaterunser wegzulassen; als er aber hört, daß Susan Süßlipp ihn erwartet, will er gehen; der Hausnarr droht ihm aber das Gehirn auszuschlagen, wenn er es wagen würde. Sie spielen, tanzen, singen fort, bis der Narr den Vater Philogonus mit seinem Freunde zu dieser Scene ruft, worauf es viele Schimpfreden absetzt; unter Anderen: „daß kein schlechter Streich geschehe, ohne daß ein Priester dabei betheiligt sei."

Die Situationen und Characterzeichnungen sind sehr gelungen, obgleich der Umriß des Stückes selbst sehr einfach ist.

Sowohl der jüngere Bruder, ein Bild der liederlichen Jugend jener Zeit, als der Narr, bald als Tölpel, bald als listiger Unheilstifter auftretend, sind für eine so frühe Periode vorzüglich gezeichnet zu nennen.

„Großmutter Gurton's Nadel," lange Zeit für das älteste Lustspiel in Englischer Sprache gehalten, ist durch die Entdeckung der eben erwähnten Stücke um seinen alten Ruhm gekommen, und nimmt nunmehr den dritten Platz ein. Es wurde von John Still (später Bischof von Bath und Wells) um's Jahr 1566 verfaßt und in Cambridge aufgeführt. In der That sollte man es aber für älter halten, als die vorhergehenden, sowohl der Sprache nach, als auch des alten

ungehobelten Provincialdialects, der gegen die damals schon so ausgebildete Sprache sehr absticht, ferner des höchst einfachen Planes wegen. Der Inhalt des Stückes dreht sich um den Verlust einer Nadel, mit der eine alte Frau die Hosen eines dummen, unwissenden Bauern flickt und die nach langem Suchen dadurch entdeckt wird, daß sie das Sitzfleisch der Person, dessen Anzug durch ihre Anwendung ausgebessert werden sollte, incommodirt. Wir finden hier mit wenigen Ausnahmen nur unter einem rohen Landvolke vorkommende Charactere und Sitten geschildert, ja letztere erinnern fast noch an das Mittelalter, so daß man kaum glauben kann, sie stammten aus der Zeit Heinrichs VIII. Hier und da ist eine Spur von Humor zu finden, aber selbst diese Scenen sind roh, sogar obscön, und durch Uebertreibung verunstaltet. Ein darin vorkommendes Trinklied jedoch, das älteste in Englischer Sprache, ist vorzüglich. Auch eine Figur, die an die alten Schmarotzer der Klöster erinnert, eine Art Narr, und listiger Unheilstifter ist in der Person Diccons gut scizzirt.

Das Trauerspiel entwickelte sich in England später, als das Lustspiel und trat lange Zeit eigentlich nur als Historie auf. Die Ursache mag Mangel an Vorbildern gewesen sein, da die griechische Tragödie nicht zugänglich und Seneca kaum übersetzt war. Das älteste Stück dieser Art, verfaßt von Thomas Sackville (später Lord Buckhurst) und Thomas Norton wurde vor der Königin 1561 aufgeführt. Betitelt war es: Gorboduc oder Ferrex und Porrex.

In ihm ist nicht die Beobachtung der Einheiten zu finden, was Sydney sehr tadelt. Jedem Acte geht eine Pantomime vor, die den Inhalt des Actes bildlich vorstellen soll. Das Stück strotzt von gravitätischen und pathetischen Reden, wohltönenden Phrasen und Moralsprüchen und macht sich dadurch vor anderen Werken dieser Art bemerkbar. Die Verse sind jedoch eintönig, langweilig, gekünstelt trocken und voll Gemeinplätze. Der Plan ist folgender: Gorboduc, ein König in Britannien gegen 600 Jahre vor Christus, theilte während seiner Lebenszeit noch sein Reich unter seine Söhne Ferrex

und Porrex. Diese aber stritten fünf Jahre um die Alleinherrschaft und im Bürgerkriege erschlug Porrex seinen ältern Bruder Ferrex. Ihre Mutter Videna, deren Liebling der Erschlagene war, rächte seinen Tod an seinem Mörder, und ermordete diesen Nachts, als er schlief in seinem Zimmer. Das Volk, entrüstet durch die Unnatürlichkeit und Scheußlichkeit dieser That, empörte sich und tödtete sowohl Videna als auch Gorboduc. Der Adel versammelte sich hierauf, bildete eine Armee und zerstreute die Rebellen. Doch brach auch zwischen ihnen Zwietracht aus, die Thronfolge wurde durch den Mangel an königlicher Nachkommenschaft unsicher und das Land, ohne König und verwüstet durch Bürgerkrieg, gerieth an den Rand des Verderbens.

Das Stück ist sicher zu lang hinaus gesponnen, um recht lehrreich zu sein. Das größte Verdienst haben die Verfasser dieses Trauerspiels sich dadurch erworben, daß sie zuerst den Reim verbannten und den blank-verse einführten. Noch viele Jahre vergingen, ehe dieses Versmaß (die Hülle, in der auch Shakespeare's Meisterwerke gekleidet wurden) zur Herrschaft auf den Bühnen Londons gelangte (welches Verdienst Marlowe sich erwarb); doch hatten Sackville und Norton immerhin die Bahn gebrochen.

Nun war das Lust- und Trauerspiel in England geboren; aber noch mehr als ein Menschenalter war nothwendig, ehe diese Dichtungsarten soviel Kraft gewannen, um die Mirakelstücke, die auf dem Lande, und die Moralstücke, die noch in London und selbst am Hofe bis zu Ende der Regierung Elisabeths aufgeführt wurden, von der Bühne zu verdrängen. Besonders hatten die späteren Moralitäten, die sich auch dem herrschenden Geschmacke, selbst der Form nach, anpaßten, in Acte und Scenen eingetheilt waren, Tagesereignisse, herrschende Meinungen und Vorurtheile unter allegorischer Maske in ihr Bereich zogen, noch lange Zeit hindurch ihre Anhänger. Man versuchte auch Moralitäten und Trauerspiele zu verschmelzen und sie mit politischen Anspielungen und biblischen Citaten zu durchweben. Dieser letzte Versuch wurde mißfällig aufgenommen. Der Geschmack des Volkes

wandte sich der neuen dramatischen Unterhaltung zu; denn das romantische Drama entwickelte sich, wenn auch langsam, so doch zu überraschender Kraft. Ich heiße es romantisch im Gegensatze zum classischen Drama, weil, so viel deren geschrieben wurden, von der ältesten Zeit bis zu Shakespeare doch in keinem einzigen die Einheiten streng beobachtet wurden. Auf Ferrex und Porrex folgten fast unmittelbar die verloren gegangenen Trauerspiele: „Julius Cäsar," „Romeo und Julia" (nach Luigi da Porto's berühmter Novelle), „Cäsar und Pompejus," „die Fabier" und andere geschichtliche Dramen, „Cupido und Psyche," „des Grobschmieds Tochter," „der Jude und Ptolomäus" u. s. w., alle noch in Reimen geschrieben. Stephan Gosson, ein späterer Feind und Widersacher des Theaters, schrieb ein Lustspiel: „Capitän Mario" nach einer andern italienischen Novelle, und ein geschichtliches Drama „Catilina's Verschwörung."

Alle diese Dramen wurden entweder auf Bühnen im Freien, in den Höfen der Gasthäuser, oder auf den Theatern in Shoreditch und Blackfriars oder endlich in der St. Pauls-Schule aufgeführt. Die alten Romane lieferten so gut, wie die massenhaften Uebersetzungen aus den classischen und den neueren Sprachen, wie ferner die Moralitäten, die Geschichte und Erzählungen aller Art aus dem Französischen, Spanischen, Italienischen, den dramatischen Dichtern überreichen Stoff. Himmel und Hölle, Mythologie, Sagen, Historienbücher, Manuscripte aller Art, Tractate, Alles wurde durchstöbert, und der Gelehrte, wie der Ungelehrte fühlte sich zum dramatischen Schriftsteller berufen. Die Historien wirkten auf die Bildung des Volkes ein, indem sie ihm Geschichtskenntnisse geläufiger machten. Whetstone, der Verfasser von „Promos und Cassandra" 1578 (nach dem Shakespeare sein Maas für Maas schrieb) klagt die romantischen Dramatiker an, daß ihre Dichtungen der Wahrscheinlichkeit widersprächen und daß sie überhaupt wenig Anstand besäßen. Schon der Grundbau des romantischen Drama's, sagt er, beruhe auf Unwahrscheinlichkeiten; denn es werde im Zeitraume dreier Stunden die Welt durchjagt, ge-

heirathet, Königreiche würden erobert, Ungeheuer getödtet, Götter vom Himmel und Teufel aus der Hölle geholt, und so indiscret wie der Plan, sei auch die Ausführung. Um das Lachen des Auditoriums zu erwecken, bringe man Narren, die sämmtlich dieselbe rohe ungeschickte Sprache führten, in die Gesellschaft von Königen. Sir Philip Sydney klagt fünf Jahre später in seiner Rechtfertigung der Dichtkunst ebenso das romantische Drama der Verstöße gegen die Wahrscheinlichkeit, des Mangels an dramatischer Schicklichkeit und der ärgsten Willkürlichkeiten, bezüglich des Ortes und der Zeit der Handlung an; auch seien diese Stücke, seiner Ansicht nach, weder Trauerspiele noch Lustspiele; Könige und Narren würden durcheinander geworfen, nicht weil es der Gegenstand so erfordere, sondern ex abrupto und dadurch würde weder wahre Heiterkeit, noch wahre Trauer erweckt. Man sieht lange vor Shakespeare schon die Grundlinien des romantischen Drama's gezeichnet. Auch war schon lange vor ihm (wie Gosson beschreibt) zur Bezauberung des Auges, des Ohres und der anderen Sinne durch Musik, Tänze, Masken Alles gethan; besonders in Liebesscenen bediente man sich der süßesten Phrasen, Gleichnisse, Metaphern u. s. w.

So war das romantische Drama bis zum Jahre 1583 beschaffen, als die Königin zuerst einer Gesellschaft erlaubte, unter ihrem Namen und Schutz öffentlich zu spielen. Um diese Zeit begannen nun auch die Vorgänger Shakespeares: Lodge, Peele, Greene, Lyly u. s. w., ihre Carriere und nur wenig später der talentvollste unter ihnen, Marlowe, der endlich den Reim abschaffte. Um diese Zeit (1586 bis 1587) verließ auch Shakespeare Stratford und kam nach London, um zum Neide seiner Vorgänger alte Historien und Trauerspiele umzuschaffen, ehe er, mit aller Bühnenkenntniß ausgerüstet, und auf den Schultern seiner Vorgänger stehend, die er an Genie weit überragte, um das Jahr 1593 selbstständig unsterbliche Meisterwerke schuf.

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Die Reformation.

Die Reformation der Englischen Kirche änderte für eine Zeit lang ebenso die Richtung der gelehrten Studien wie den Character und die Gegenstände der Dichtkunst. Jedermann, der Gelehrte wie der Laie, vertiefte sich in religiöse Speculationen, und jede Feder war geschäftig, die nun dem Volke freigegebene Bibel zu empfehlen und zu erklären. Zahlreich waren auch schon unter der Regierung Eduards VI. geistliche und fromme Lieder und Poeten, welche sich mit der heiligen Schrift befaßten. Das berühmteste Product jener Periode waren die Psalter von Sternhold und Hopkins.

In Frankreich ist zur Zeit Franz I. Clemens Marot als Lieblingsdichter zu nennen und mit Recht; denn seinen leichten, gefälligen Styl nahm sich selbst Lafontaine zum Muster. Gleich Racine vertauschte er in späterer Zeit die profane Dichtkunst mit der religiösen und übersetzte unter Beihülfe Gelehrterer die Psalmen Davids in französische Reime, die er seinem Könige und den französischen Damen widmete, und die der Reime wegen so populär wurden, daß man sie zur Geige sang und selbst an dem galanten Hofe das Singen der Psalmen sehr überhand nahm. Jedes Glied der königlichen Familie und des hohen Adels hatte nach einer Lieblingsmelodie einer Ballade einen Psalm sich gewählt. Dieses Psalmsingen unterschied sich jedoch wesentlich von jenem an dem düstern Hofe Cromwells und verminderte in nichts die Heiterkeit und die Galanterie des Hofes. Nach Melodien

von Tänzen und dergleichen sang Jeder seinen Lieblingspsalm, z. B. der Kronprinz, der gerne jagte, sang bei solcher Gelegenheit: „Wie der Hirsch nach der Wasserquelle.“ Seine Maitresse Madame de Valentinois sang: „Aus der Tiefe meines Herzens, o Herr.“ Anton, König von Navarra sang: „Räche mich, o Herr!“ ꝛc. Frömmigkeit beförderte dieser Gesang freilich nicht.

Calvin, der damals seine neue Kirche zu Genf organisirte, kam die Veröffentlichung dieser Psalmen mit ihren leicht verständlichen Versen sehr gelegen; er führte sie augenblicklich ein, und ließ sie nach einfachen und fast eintönigen Melodien setzen.

Bald war dieses Psalmensingen das Characteristische des calvinistischen Gottesdienstes und nicht allein in der Kirche, bei Festen, auf den Straßen, bei der Arbeit sang sie der Calvinist.

Die größten Meister darin wurden die flandrischen Weber, von denen Mancher den Webstuhl verließ, um die Kanzel zu besteigen. Darum sagt auch Shakespeare's Falstaff: „Ich wollte ich wäre ein Weber, dann könnte ich viele geistliche Lieder.“ Und auf diese Weise wurden Marots Psalmen, die mit Genehmigung der Sorbonne erschienen waren, ein Anhang des Genfer Katechismus, und den Katholiken unter schwerer Strafe verboten. Man hielt Psalmsingen und Ketzerei für synonym.

Calvins System der Reformation bezweckte, die Religion von allen Aeußerlichkeiten, selbst dem einfachsten Schmuck zu entkleiden, kurz Alles zu verbannen, was auf die Sinne wirken und die abstracte Anbetung und den geistigen Verkehr mit der Gottheit stören könnte. So hatte er alle Bilder verbannt, aber der Gesang mußte doch zur Abwechslung und als belebendes Reizmittel zur Frömmigkeit gebraucht werden.

Frankreich und Deutschland tönten bald wieder von Psalmen, berechnet, den Fanatismus zu nähren und zu verbreiten. Sie wurden im Parteiinteresse gedeutet, wurden als Schlachtgesänge angestimmt

und dienten als Mahnung zum Aufruhr, wie z. B. in den blühenden Städten der Niederlande.

Bald ward auch England von dieser heiligen Gesangs=Wuth angesteckt und diese Psalmen wurden von Genfer Fanatikern, die tabula rasa mit den noch übrigen liturgischen Hymnen machen wollten, der neuen Englischen Liturgie octroyirt.

Thomas Sternhold war der erste, dessen gereimte Psalmen in der Englischen Kirche benutzt wurden. Gleich Marot hatte er am Hofe einen Dienst, und gleich ihm dichtete er ein halb hundert Psalmen, um die Höflinge vom gottlosen Balladensingen abzuziehen, aber leider nicht mit dem Erfolge Marots.

Gleichzeitig übersetzte auch John Hopkins, ein Geistlicher und Lehrer, 58 Psalmen. Er dichtete besser als Sternhold.

William Whyttingham, ein Flüchtling unter der vorigen Regierung und Calvins Liebling, nach seiner Rückkehr nach England zum Decan von Durham ernannt, woselbst er alle Denkmale alter Kunst verwüstete, brachte außer den Psalmen auch die zehn Gebote Gottes, das Glaubensbekenntniß, das Vaterunser, kurz alle möglichen religiösen Dogmen in schlechte Verse des langweiligsten Psalmentons, wodurch sie sicher nicht an Erhabenheit und erbaulicher Wirkung gewannen.

Andere eifrige calvinistische Psalmendichter waren Thomas Norton und Robert Wisdome, von welch' letzterm ein Schutzgebet gegen den Papst und den Türken populär wurde, das später den Spott der Cavaliere Carls I. auf sich zog. Diese sämmtlichen Psalmen veröffentlichte endlich John Day 1562 mit Noten zum allgemeinen Gebrauch. Die Musik war gleich dem Text ohne Schwung und Gefälligkeit, ernst, eintönig, düster und soll großentheils französischen und deutschen Ursprungs sein; anderntheils soll sie von den niederländischen Webern herrühren, die sich vor der Tyrannei Alba's nach England flüchteten. Schon das Unternehmen selbst, die Bibel in Reime zu bringen, war ein sehr gewagtes, und sämmtliche genannte Reimer hatten nicht im Entferntesten Beruf dazu; es fehlte ihnen an Ueber=

setzungstalent wie an dichterischer Begabung. Wären sie bessere Dichter gewesen, würden sie weniger populär geworden sein. Die ganze Versification verstößt selbst gegen die gewöhnlichsten Regeln der Prosodie. Geistes- und Wort-Armuth und selbst Trivialität walten in den Uebersetzungen vor, so daß oft das Erhabene unmittelbar neben dem Lächerlichen seinen Platz findet.

Diese Verse wurden eine Handhabe für den puritanischen Fanatismus, im Gegensatze zur Prosa des anglicanischen Gottesdienstes. Nur wo die Stellen des Originals wörtlich übersetzt werden konnten, sind dieselben auch genießbar. Alle diese Uebersetzer hatten keine dichterische, sondern nur religiöse Zwecke verfolgt, und es ward ihnen die Genugthuung, daß heute noch viele dieser verballhornten Psalmen in Englischen Kirchen gesungen werden (da sie dem Bildungsgrad des Volkes mehr entsprechen, als poetisch werthvollere), obgleich sie sich nur [illegible], und nie durch eine gesetzliche Autorität darin eingeführt worden.

[illegible] wurde die Manie, die Psalmen und andere Theile der [illegible] in Reime zu bringen, epidemisch. Auch William Hunnis, [illegible] John Hall, William Baldwyn, Erzbischof Parker und Andere [illegible] Psalmen in Verse. Bedeutende Beiträge zur Theologie in [illegible] lieferte auch Robert Crowley, Buchdrucker und Prediger in [illegible], der auch Pierce Plowmans „Vision“ druckte, um dem Papstthum dadurch zu schaden. Sein Laden und seine Predigten waren gleich stark besucht. Er griff auch die Mißbräuche und schlechten Sitten seiner Zeit in Epigrammen an. Unter den theologischen Reimschmieden ist noch Christoph Tye, Doctor und Musiklehrer des Prinzen Eduard und wahrscheinlich auch seiner königlichen Schwestern zu erwähnen. Er brachte die Apostelgeschichte in Reime und widmete sie dem Könige. Er war ein guter Musiker, verstand Generalbaß, besaß Melodienreichthum, und wandte selbst Fugen und den Canon an. Manches ist seines berühmten Zeitgenossen Palestrina nicht unwürdig. Tye stellte den Verlust wieder her, den die Kirchenmusik durch Auf-

hebung der Klöster erlitten hatte. Doch genug von diesen religiösen Reimereien, die aus purer Frömmigkeit sich alle Mühe gaben, den Kraftstyl des göttlichen Buches zu verballhornen, und indem sie die Prosa mit Versen und die Verse mit Prosa vermischten, die Wirkung beider zerstörten. Es bleibt noch zu bemerken, daß auch König Eduard VI. selbst unter die religiösen Dichter seiner Zeit gerechnet werden muß. Eine Belehrung über das Abendmahl, und eine Comödie: „Die babylonische Hure" sind von ihm. Letztere priesen Höflinge und Calvinisten als ein sehr elegantes Werk, obgleich sie sie nie zu Gesicht bekommen hatten, und nicht wußten, ob es eine Ballade oder ein Theaterstück, in Prosa oder in Versen geschrieben war. Der Titel belehrt uns aber schon über den Geist der Zeit, in der selbst Monarchen in den Strudel kirchlicher Streit- und Zankschriften fortgerissen wurden. An Eduards Hofe war die Reformation das Hauptthema der Betrachtung, sowie sie das einzige wichtige Ereigniß seiner kurzen Regierung war. Spitzfindige religiöse Untersuchungen wurden nicht wie früher nur unter Mönchen, selbst bei Höflingen, ja im ganzen Volke zu einer Mode. Der Geist der Neuerung überfluthete oft die Grenzen des Wahren und verlor sich in's Excentrische und Lächerliche.

Der junge König mußte der noch unreifen Reformation ein gutes Beispiel des Eifers geben und seine Erzieher hatten ihm schon seit seinen zartesten Kinderjahren einen Abscheu vor den Grundsätzen der römischen Kirche beigebracht, was ihnen um so leichter gelang, da der Prinz einen ernsten Character und viel Fleiß und Neigung zu den Wissenschaften hatte. Doch mag von dem Lob, das ihm gespendet wurde, ein großer Theil auf Rechnung seiner Jugend und der auf ihn gesetzten Hoffnungen kommen, und endlich der Thatsache zuzuschreiben sein, daß unter seiner Regierung in England der Grundstein zu der am Ende doch siegreichen Reformation gelegt wurde.

Der Kampf der beiden Glaubensbekenntnisse gährte so heftig, und dehnte sich immer weiter aus, daß auch die Bühne und die Volksballaden als Mittel zum Zweck der Propaganda von beiden Theilen

verwendet wurden. Mehr oder weniger treffende Satyren im Balladentone gegen den Papst, die Messe und andere katholische Einrichtungen wurden durch ähnliche gegen die Englische Bibel, die Liturgie, die Homilien u. s. w. erwidert. Man begegnet wieder dem Versmaße Pierce Ploughmans mit beigefügtem Endreime.

Ein Schuster von London, Meister Huggarde, ein eifriger Katholik, der verschiedene hervorragende Theologen zum Kampfe herausgefordert hatte, machte sich auch auf diesem Felde bemerklich. Vor Allen waren es aber die katholischen Priester, die Mönche der aufgehobenen Klöster, welche die neue Lehre bekämpften. Man hatte sie aus unkluger Sparsamkeit, um ihnen keine Pensionen auszahlen zu müssen, in den Gemeinden als Seelsorger angestellt, und hier benutzten sie das ihnen eingeräumte Feld der Kanzel zu so stürmischen Reden gegen die neue Lehre, daß ihnen im Jahre 1547 das Predigen verboten wurde. Darauf vertauschten sie die Kanzel mit den Brettern, die die Welt bedeuten, und ihre Possen und Zwischenspiele zogen das Volk, dem man seine alten kirchlichen Schauspiele, und jetzt auch die Predigten genommen hatte, um so mächtiger an. Da Erzbischof Cranmer und Protector Somerset die Hauptpersonen waren, gegen welche diese dramatischen Invectiven gerichtet wurden, so läßt sich leicht denken, daß bald auch diese Possenspiele als aufrührerisch (in Englischer Sprache bei Androhung der Gefängnißstrafe) untersagt wurden.

Als man die Katholiken dadurch unschädlich gemacht hatte, bedienten sich die Protestanten nun ungescheut derselben Waffen. Alle möglichen Schmähungen, Obscönitäten und Lächerlichkeiten wurden auf's Tapet gebracht. Man suchte diese Schauspiele durch Allegorie, z. B. Personification der Heuchelei durch eine Mönchskutte, zu würzen.

Die Jugend wandte sich begierig der neuen Lehre zu, aber die älteren Leute blieben meistens ihren gewohnten Religionsübungen getreu.

Die Katholiken machten sich deßhalb darüber lustig, weil jedes Kind ein Lehrer und Prediger sein, und in die heilige Schrift und

die abstracten, metaphysischen Lehren und theologischen Speculationen sich vertiefen wollte.

Als sich das Blatt mit dem Regierungsantritte Maria's wandte, wurde auf wandernde Schauspieler gefahndet, welche die Königin, ihren Gemahl Philipp und die heilige Messe verspottet hatten. Elisabeth hingegen erließ wieder strenge Edicte gegen Katholiken, die gottesdienstlichen Gebräuche theatralisch angegriffen hatten. Es scheint, daß das Volk schon lange an solche polemisch-theatralische Possen gewöhnt war; denn diese Verbote beginnen schon unter der Regierung Heinrichs VIII. (1542), welcher in der eingeschlagenen Richtung nicht zu weit gehen wollte, und um der kecken und spottenden Volkspoesie, welche sogar die Bibel auf die Bretter brachte und seiner kirchlichen Suprematie gefährlich zu werden drohte, entgegenzutreten, ein Gesetz erließ, daß nicht allein die Englische Bibel, sondern auch alle Erklärungen, Vertheidigungen, Predigten, zu denen sie Anlaß gebe, orthodoxe und ketzerische, verboten und alle religiösen Schauspiele, Balladen, Reime, als eine Pest und eine Gefahr für den kirchlichen Frieden streng untersagt wurden. Nur Chaucers und Gowers Werke, Chroniken und Lebensbeschreibungen wurden erlaubt. Von den Schauspielen wurden nur die Moralitäten gestattet, die Mysterien jedoch untersagt. Die verbesserte Englische Bibel durfte in der Kirche weder gelesen noch erklärt werden. Der Lordkanzler, der Sprecher im Hause der Gemeinen, ein Kriegscapitän und Friedensrichter durften Stellen daraus citiren, um ihren Reden dadurch Kraft zu geben. Auch ein Edelmann durfte die Bibel in seinem Hause oder Obstgarten, aber ruhig und „ohne Störung der guten Ordnung" lesen, desgleichen der Kaufmann „für sich selbst heimlich." Aber das gewöhnliche Volk, das mit dem Lesen der Bibel Mißbrauch treibt um Zwietracht zu erregen: Weiber, Handwerksleute, Taglöhner, Bedienten seien mit einem Monat Gefängniß zu bestrafen, so oft als sie beim heimlichen oder öffentlichen Lesen der Bibel betroffen würden. Von den zuletzt genannten Personen konnten aber damals noch die Wenigsten lesen; Damen von

Rang nahm das Verbot ebenfalls aus: sie durften jedes Capitel des alten und neuen Testamentes lesen, aber „für sich und allein und nicht für Andere.“ Erst unter Eduard VI. erhielt die Bibel Zutritt in die Kirchen. Doch war der obscöne Chaucer der Lieblingsdichter am Hofe Eduards VI. Der Martyrologist Fox behauptete von ihm, daß er klar bewiesen habe, der Papst sei der Antichrist der Apocalypse. Der Englische Puritanismus damaliger Zeit war ein Pflegsohn der genfer Doctrinen. Nach Genf wandten sich die Englischen Flüchtlinge, welche die Intoleranz Maria's vertrieben hatte. Dort berauschten sie sich in Republicanismus und Unabhängigkeitssinn und dort erzeugten sich die Secten der Presbyterianer, der Independenten, die Großbritannien so lange aufregten und Karl I. auf's Schaffot brachten.

Aus diesen Aufregungen ging die Energie hervor, die gewöhnlich nach langen Bürgerkriegen auftaucht, jene Melancholie, durch die Erinnerung an diese Kämpfe erzeugt, jene aufopfernde Liebe zur Freiheit, für die man so lange gestritten, und endlich der Hang zum Nachdenken und Grübeln, den jede religiöse Bewegung hinterläßt. Endlich hatte die Reformation, besonders die Aufhebung der vielen Feiertage einen günstigen Einfluß auf die Thätigkeit, Wohlhabenheit und Moral des Volkes.

Was den Einfluß der Reformation auf die Dichtkunst anbelangt, so wurde die Liebespoesie allmälig verdrängt, dafür entstand das Drama und das Epos mit ihrem tiefen Ernst und dem gewaltigen Schwung der Phantasie. Die Kritik der Religion verwandelte sich nach und nach in eine Kritik des Geschmackes, des Schönen. Doch für die erste Zeit wirkte die Reformation ungünstig auf das Gedeihen der Wissenschaften. Diese, besonders das Studium des Alterthums, mit der Selbstständigkeit des Denkens und der Kühnheit im Untersuchen aller Fragen, hatten die Reformation geboren; aber das Kind verleugnete seine Mutter „als götzendienerische Beförderin des Aberglaubens und der Unsittlichkeit,“ und statt der schönen Wissenschaften

bebauten die Reformirten das undankbare Feld der Kirchengebräuche, der weltlichen und geistlichen Gesetzgebung, der Concilien und Traditionen. Ueber keinen dieser Gegenstände konnten sie damals schon ein gediegenes Urtheil fällen, weil Leidenschaft und Vorurtheil den Blick des Geistes noch zu sehr trübten. Sobald die Bande der geistigen Einheit gesprengt waren, bildeten sich zahlreiche Secten mit fanatischen Vorkämpfern. An den Höfen der Fürsten, die politischer Interessen halber mit in den Streit verflochten waren, fand man bald statt der Dichter und Redner, nur Polemiker. Unzählige Bände wurden über die Beichte und das Fegfeuer geschrieben, und der Witz, den man aus den Quellen einer brillanten Gelehrsamkeit geschöpft hatte, fand seine Anwendung bei theologischen Controversen. Die Satyren, geschrieben in dem eleganten Latein eines Erasmus, eines Ulrich von Hutten, machten mehr Katholiken zu Protestanten, als alle zehn Bände Calvins und bahnten eine Weltrevolution an, zum Aerger und Staunen der Gelehrten Italiens, die es für eine bare Unmöglichkeit gehalten hatten, daß Deutsche durch Schriften in so schönem Latein die Lacher auf ihre Seite bringen könnten. —

Sechsundzwanzigster Abschnitt.

Dichter unter Maria's Regierung. Wiederherstellung des Katholicismus und mittelalterlicher Gebräuche.

Der von seinen Zeitgenossen am meisten geschätzte Dichter unter der Regierung Maria's war Richard Edwards, der auch unter der folgenden Königin das Amt eines königlichen Kapellmeisters und Aufsehers der Chorknaben, mit dem eines Sonetten-, Dramen- und Hofschauspiel-Dichters und eines ersten Violinspielers und Possenreißers in sich vereinigte. Seine Liebe zur Schauspielkunst bewog ihn, mit Bewilligung der Königin, die Knaben der Hofkapelle zu einer Schauspielergesellschaft zu organisiren, was sowohl der Monarchin, als ihrem Kapellmeister den Haß der Puritaner zuzog, und zwar um so mehr, da die genannte Gesellschaft sich erlauben durfte, die königliche Hofkapelle selbst durch die Darstellung unheiliger heidnischer Gegenstände zu profaniren. Auch eine Sammlung kurzer komischer Erzählungen in Prosa hatte Edwards zum Verfasser. Die Geschichte des Kesselflickers, die Shakespeare in der „Widerspänstigen Zähmung" benutzte, ist eine derselben. Er verfaßte auch Schauspiele: „Damon und Pythias," „Arcyte und Palamon" u. s. w. Ein anderer Dichter seiner Zeit, wenn man ihm diesen Ehrentitel zugestehen will, und Verfasser des ersten didactischen Gedichtes in Englischer Sprache ist Tusser. Man hat ihn seiner antiken Einfachheit und veralteten Sprache wegen den Englischen Varro genannt, mit dem er die gleichen Stoffe

behandelte. Auch wurde er mit Columella, Palladius und selbst mit Hesiod verglichen. Aber während dieser alte Grieche ein sehr guter Dichter war, ist der Englische Didaktiker blos ein sehr ungeschickter Reimschmied. Bemerkenswerth ist auch, daß, während er seinen Landsleuten sehr gute Rathschläge zur Verbesserung der Landwirthschaft ertheilte, und Fleiß und Sparsamkeit predigte, er selbst immer in den schlechtesten Verhältnissen lebte, unzufrieden, unstät, ein Spielball des Schicksals und seines eigenen veränderlichen Characters. Von einer alten Familie abstammend, wurde er seiner guten Stimme wegen gezwungen, Chorsänger der königlichen Hofkapelle und später der St. Paulskirche zu werden; denn damals durchzogen Emissäre alle Provinzen Englands, mit Vollmachten versehen, wo sich hübsche Knaben mit guten Stimmen fänden, sie für die königliche Kapelle Eduards VI. zu pressen. Er studirte dann in Eton (wo er wegen eines leichten Vergehens dreiundfünfzig Hiebe erhielt) und Cambridge, lebte zehn Jahre am Hofe, von wo aus er, der Laster und Streitigkeiten der Höflinge überdrüssig, sich auf's Land zurückzog, und an vielen Orten Landwirthschaft trieb, aber ohne günstige Resultate. Er ward wieder Sänger, Geiger, Krämer, Dichter, aber was er auch begann, nichts schlug ihm zu Glück aus. Sein Stein, auf dem sich kein Moos sammelte, war der Stein des Sisyphus, wie einer seiner Zeitgenossen sagt.

Sein Reimwerk führt den Titel: „Hundert gute Puncte der Landwirthschaft,“ aber es wurden bei einer zweiten Auflage schon fünfhundert gute Puncte daraus, mit Rathschlägen für Haushaltung, Gesundheit des Viehes, Bemerkungen über die Diät, die Pflanzen und die Meteorologie, wie man sie in alten Kalendern findet. Wer Poesie überhaupt, oder schöne Beschreibungen und ländliche Gemälde darin sucht, täuscht sich, doch ist dieses Werk ein werthvolles Document des Zustandes der Landwirthschaft, der häuslichen Einrichtungen und Sitten der damaligen Zeit. Das Buch ist in viele Capitel und nach Monaten abgetheilt. Viele gute Bauernregeln sind darin niedergelegt,

von Tänzen und dergleichen sang Jeder seinen Lieblingspsalm, z. B. der Kronprinz, der gerne jagte, sang bei solcher Gelegenheit: „Wie der Hirsch nach der Wasserquelle." Seine Maitresse Madame de Valentinois sang: „Aus der Tiefe meines Herzens, o Herr." Anton, König von Navarra sang: „Räche mich, o Herr!" rc. Frömmigkeit beförderte dieser Gesang freilich nicht.

Calvin, der damals seine neue Kirche zu Genf organisirte, kam die Veröffentlichung dieser Psalmen mit ihren leicht verständlichen Versen sehr gelegen; er führte sie augenblicklich ein, und ließ sie nach einfachen und fast eintönigen Melodien setzen.

Bald war dieses Psalmensingen das Characteristische des calvinistischen Gottesdienstes und nicht allein in der Kirche, bei Festen, auf den Straßen, bei der Arbeit sang sie der Calvinist.

Die größten Meister darin wurden die flandrischen Weber, von denen Mancher den Webstuhl verließ, um die Kanzel zu besteigen. Darum sagt auch Shakespeare's Falstaff: „Ich wollte ich wäre ein Weber, dann könnte ich viele geistliche Lieder." Und auf diese Weise wurden Marots Psalmen, die mit Genehmigung der Sorbonne erschienen waren, ein Anhang des Genfer Katechismus, und den Katholiken unter schwerer Strafe verboten. Man hielt Psalmsingen und Ketzerei für synonym.

Calvins System der Reformation bezweckte, die Religion von allen Aeußerlichkeiten, selbst dem einfachsten Schmuck zu entkleiden, kurz Alles zu verbannen, was auf die Sinne wirken und die abstracte Anbetung und den geistigen Verkehr mit der Gottheit stören könnte. So hatte er alle Bilder verbannt, aber der Gesang mußte doch zur Abwechslung und als belebendes Reizmittel zur Frömmigkeit gebraucht werden.

Frankreich und Deutschland tönten bald wieder von Psalmen, berechnet, den Fanatismus zu nähren und zu verbreiten. Sie wurden im Parteiinteresse gedeutet, wurden als Schlachtgesänge angestimmt

und dienten als Mahnung zum Aufruhr, wie z. B. in den blühenden Städten der Niederlande.

Bald ward auch England von dieser heiligen Gesangs-Wuth angesteckt und diese Psalmen wurden von Genfer Fanatikern, die tabula rasa mit den noch übrigen liturgischen Hymnen machen wollten, der neuen Englischen Liturgie octroyirt.

Thomas Sternhold war der erste, dessen gereimte Psalmen in der Englischen Kirche benutzt wurden. Gleich Marot hatte er am Hofe einen Dienst, und gleich ihm dichtete er ein halb hundert Psalmen, um die Höflinge vom gottlosen Balladensingen abzuziehen, aber leider nicht mit dem Erfolge Marots.

Gleichzeitig übersetzte auch John Hopkins, ein Geistlicher und Lehrer, 58 Psalmen. Er dichtete besser als Sternhold.

William Whyttingham, ein Flüchtling unter der vorigen Regierung und Calvins Liebling, nach seiner Rückkehr nach England zum Decan von Durham ernannt, woselbst er alle Denkmale alter Kunst verwüstete, brachte außer den Psalmen auch die zehn Gebote Gottes, das Glaubensbekenntniß, das Vaterunser, kurz alle möglichen religiösen Dogmen in schlechte Verse des langweiligsten Psalmentons, wodurch sie sicher nicht an Erhabenheit und erbaulicher Wirkung gewannen.

Andere eifrige calvinistische Psalmendichter waren Thomas Norton und Robert Wisdome, von welch' letzterm ein Schutzgebet gegen den Papst und den Türken populär wurde, das später den Spott der Cavaliere Carls I. auf sich zog. Diese sämmtlichen Psalmen veröffentlichte endlich John Day 1562 mit Noten zum allgemeinen Gebrauch. Die Musik war gleich dem Text ohne Schwung und Gefälligkeit, ernst, eintönig, düster und soll großentheils französischen und deutschen Ursprungs sein; anderntheils soll sie von den niederländischen Webern herrühren, die sich vor der Tyrannei Alba's nach England flüchteten. Schon das Unternehmen selbst, die Bibel in Reime zu bringen, war ein sehr gewagtes, und sämmtliche genannte Reimer hatten nicht im Entferntesten Beruf dazu; es fehlte ihnen an Ueber-

ſetzungstalent wie an dichteriſcher Begabung. Wären ſie beſſere Dichter geweſen, würden ſie weniger populär geworden ſein. Die ganze Verſification verſtößt ſelbſt gegen die gewöhnlichſten Regeln der Proſodie. Geiſtes- und Wort-Armuth und ſelbſt Trivialität walten in den Ueberſetzungen vor, ſo daß oft das Erhabene unmittelbar neben dem Lächerlichen ſeinen Platz findet.

Dieſe Verſe wurden eine Handhabe für den puritaniſchen Fanatismus, im Gegenſatze zur Proſa des anglicaniſchen Gottesdienſtes. Nur wo die Stellen des Originals wörtlich überſetzt werden konnten, ſind dieſelben auch genießbar. Alle dieſe Ueberſetzer hatten keine dichteriſche, ſondern nur religiöſe Zwecke verfolgt, und es ward ihnen die Genugthuung, daß heute noch viele dieſer verballhornten Pſalmen in Engliſchen Kirchen geſungen werden (da ſie dem Bildungsgrad des Volkes mehr entſprechen, als poetiſch werthvollere), obgleich ſie ſich nur einſchlichen, und nie durch eine geſetzliche Autorität darin eingeführt wurden.

Nachgerade wurde die Manie, die Pſalmen und andere Theile der Bibel in Reime zu bringen, epidemiſch. Auch William Hunnis, ein Arzt John Hall, William Baldwyn, Erzbiſchof Parker und Andere brachten Pſalmen in Verſe. Bedeutende Beiträge zur Theologie in Verſen lieferte auch Robert Crowley, Buchdrucker und Prediger in London, der auch Pierce Plowmans „Viſion" druckte, um dem Papſtthum dadurch zu ſchaden. Sein Laden und ſeine Predigten waren gleich ſtark beſucht. Er griff auch die Mißbräuche und ſchlechten Sitten ſeiner Zeit in Epigrammen an. Unter den theologiſchen Reimſchmieden iſt noch Chriſtoph Tye, Doctor und Muſiklehrer des Prinzen Eduard und wahrſcheinlich auch ſeiner königlichen Schweſtern zu erwähnen. Er brachte die Apoſtelgeſchichte in Reime und widmete ſie dem Könige. Er war ein guter Muſiker, verſtand Generalbaß, beſaß Melodienreichthum, und wandte ſelbſt Fugen und den Canon an. Manches iſt ſeines berühmten Zeitgenoſſen Paleſtrina nicht unwürdig. Tye ſtellte den Verluſt wieder her, den die Kirchenmuſik durch Auf-

hebung der Klöster erlitten hatte. Doch genug von diesen religiösen Reimereien, die aus purer Frömmigkeit sich alle Mühe gaben, den Kraftstyl des göttlichen Buches zu verballhornen, und indem sie die Prosa mit Versen und die Verse mit Prosa vermischten, die Wirkung beider zerstörten. Es bleibt noch zu bemerken, daß auch König Eduard VI. selbst unter die religiösen Dichter seiner Zeit gerechnet werden muß. Eine Belehrung über das Abendmahl, und eine Comödie: „Die babylonische Hure" sind von ihm. Letztere priesen Höflinge und Calvinisten als ein sehr elegantes Werk, obgleich sie sie nie zu Gesicht bekommen hatten, und nicht wußten, ob es eine Ballade oder ein Theaterstück, in Prosa oder in Versen geschrieben war. Der Titel belehrt uns aber schon über den Geist der Zeit, in der selbst Monarchen in den Strudel kirchlicher Streit- und Zankschriften fortgerissen wurden. An Eduards Hofe war die Reformation das Hauptthema der Betrachtung, sowie sie das einzige wichtige Ereigniß seiner kurzen Regierung war. Spitzfindige religiöse Untersuchungen wurden nicht wie früher nur unter Mönchen, selbst bei Höflingen, ja im ganzen Volke zu einer Mode. Der Geist der Neuerung überfluthete oft die Grenzen des Wahren und verlor sich in's Excentrische und Lächerliche.

Der junge König mußte der noch unreifen Reformation ein gutes Beispiel des Eifers geben und seine Erzieher hatten ihm schon seit seinen zartesten Kinderjahren einen Abscheu vor den Grundsätzen der römischen Kirche beigebracht, was ihnen um so leichter gelang, da der Prinz einen ernsten Character und viel Fleiß und Neigung zu den Wissenschaften hatte. Doch mag von dem Lob, das ihm gespendet wurde, ein großer Theil auf Rechnung seiner Jugend und der auf ihn gesetzten Hoffnungen kommen, und endlich der Thatsache zuzuschreiben sein, daß unter seiner Regierung in England der Grundstein zu der am Ende doch siegreichen Reformation gelegt wurde.

Der Kampf der beiden Glaubensbekenntnisse gährte so heftig, und dehnte sich immer weiter aus, daß auch die Bühne und die Volksballaden als Mittel zum Zweck der Propaganda von beiden Theilen

verwendet wurden. Mehr oder weniger treffende Satyren im Balladentone gegen den Papst, die Messe und andere katholische Einrichtungen wurden durch ähnliche gegen die Englische Bibel, die Liturgie, die Homilien u. s. w. erwidert. Man begegnet wieder dem Versmaße Pierce Ploughmans mit beigefügtem Endreime.

Ein Schuster von London, Meister Huggarde, ein eifriger Katholik, der verschiedene hervorragende Theologen zum Kampfe herausgefordert hatte, machte sich auch auf diesem Felde bemerklich. Vor Allen waren es aber die katholischen Priester, die Mönche der aufgehobenen Klöster, welche die neue Lehre bekämpften. Man hatte sie aus unkluger Sparsamkeit, um ihnen keine Pensionen auszahlen zu müssen, in den Gemeinden als Seelsorger angestellt, und hier benutzten sie das ihnen eingeräumte Feld der Kanzel zu so stürmischen Reden gegen die neue Lehre, daß ihnen im Jahre 1547 das Predigen verboten wurde. Darauf vertauschten sie die Kanzel mit den Brettern, die die Welt bedeuten, und ihre Possen und Zwischenspiele zogen das Volk, dem man seine alten kirchlichen Schauspiele, und jetzt auch die Predigten genommen hatte, um so mächtiger an. Da Erzbischof Cranmer und Protector Somerset die Hauptpersonen waren, gegen welche diese dramatischen Invectiven gerichtet wurden, so läßt sich leicht denken, daß bald auch diese Possenspiele als aufrührerisch (in Englischer Sprache bei Androhung der Gefängnißstrafe) untersagt wurden.

Als man die Katholiken dadurch unschädlich gemacht hatte, bedienten sich die Protestanten nun ungescheut derselben Waffen. Alle möglichen Schmähungen, Obscönitäten und Lächerlichkeiten wurden auf's Tapet gebracht. Man suchte diese Schauspiele durch Allegorie, z. B. Personification der Heuchelei durch eine Mönchskutte, zu würzen.

Die Jugend wandte sich begierig der neuen Lehre zu, aber die älteren Leute blieben meistens ihren gewohnten Religionsübungen getreu.

Die Katholiken machten sich deßhalb darüber lustig, weil jedes Kind ein Lehrer und Prediger sein, und in die heilige Schrift und

die abstracten, metaphysischen Lehren und theologischen Speculationen sich vertiefen wollte.

Als sich das Blatt mit dem Regierungsantritte Maria's wandte, wurde auf wandernde Schauspieler gefahndet, welche die Königin, ihren Gemahl Philipp und die heilige Messe verspottet hatten. Elisabeth hingegen erließ wieder strenge Edicte gegen Katholiken, die gottesdienstlichen Gebräuche theatralisch angegriffen hatten. Es scheint, daß das Volk schon lange an solche polemisch-theatralische Possen gewöhnt war; denn diese Verbote beginnen schon unter der Regierung Heinrichs VIII. (1542), welcher in der eingeschlagenen Richtung nicht zu weit gehen wollte, und um der kecken und spottenden Volkspoesie, welche sogar die Bibel auf die Bretter brachte und seiner kirchlichen Suprematie gefährlich zu werden drohte, entgegenzutreten, ein Gesetz erließ, daß nicht allein die Englische Bibel, sondern auch alle Erklärungen, Vertheidigungen, Predigten, zu denen sie Anlaß gebe, orthodoxe und ketzerische, verboten und alle religiösen Schauspiele, Balladen, Reime, als eine Pest und eine Gefahr für den kirchlichen Frieden streng untersagt wurden. Nur Chaucers und Gowers Werke, Chroniken und Lebensbeschreibungen wurden erlaubt. Von den Schauspielen wurden nur die Moralitäten gestattet, die Mysterien jedoch untersagt. Die verbesserte Englische Bibel durfte in der Kirche weder gelesen noch erklärt werden. Der Lordkanzler, der Sprecher im Hause der Gemeinen, ein Kriegscapitän und Friedensrichter durften Stellen daraus citiren, um ihren Reden dadurch Kraft zu geben. Auch ein Edelmann durfte die Bibel in seinem Hause oder Obstgarten, aber ruhig und „ohne Störung der guten Ordnung“ lesen, desgleichen der Kaufmann „für sich selbst heimlich.“ Aber das gewöhnliche Volk, das mit dem Lesen der Bibel Mißbrauch treibt um Zwietracht zu erregen: Weiber, Handwerksleute, Taglöhner, Bedienten seien mit einem Monat Gefängniß zu bestrafen, so oft als sie beim heimlichen oder öffentlichen Lesen der Bibel betroffen würden. Von den zuletzt genannten Personen konnten aber damals noch die Wenigsten lesen; Damen von

Rang nahm das Verbot ebenfalls aus: sie durften jedes Capitel des alten und neuen Testamentes lesen, aber „für sich und allein und nicht für Andere.“ Erst unter Eduard VI. erhielt die Bibel Zutritt in die Kirchen. Doch war der obscöne Chaucer der Lieblingsdichter am Hofe Eduards VI. Der Martyrologist Fox behauptete von ihm, daß er klar bewiesen habe, der Papst sei der Antichrist der Apocalypse. Der Englische Puritanismus damaliger Zeit war ein Pflegsohn der genfer Doctrinen. Nach Genf wandten sich die Englischen Flüchtlinge, welche die Intoleranz Maria's vertrieben hatte. Dort berauschten sie sich in Republicanismus und Unabhängigkeitssinn und dort erzeugten sich die Secten der Presbyterianer, der Independenten, die Großbritannien so lange aufregten und Karl I. auf's Schaffot brachten.

Aus diesen Aufregungen ging die Energie hervor, die gewöhnlich nach langen Bürgerkriegen auftaucht, jene Melancholie, durch die Erinnerung an diese Kämpfe erzeugt, jene aufopfernde Liebe zur Freiheit, für die man so lange gestritten, und endlich der Hang zum Nachdenken und Grübeln, den jede religiöse Bewegung hinterläßt. Endlich hatte die Reformation, besonders die Aufhebung der vielen Feiertage einen günstigen Einfluß auf die Thätigkeit, Wohlhabenheit und Moral des Volkes.

Was den Einfluß der Reformation auf die Dichtkunst anbelangt, so wurde die Liebespoesie allmälig verdrängt, dafür entstand das Drama und das Epos mit ihrem tiefen Ernst und dem gewaltigen Schwung der Phantasie. Die Kritik der Religion verwandelte sich nach und nach in eine Kritik des Geschmackes, des Schönen. Doch für die erste Zeit wirkte die Reformation ungünstig auf das Gedeihen der Wissenschaften. Diese, besonders das Studium des Alterthums, mit der Selbstständigkeit des Denkens und der Kühnheit im Untersuchen aller Fragen, hatten die Reformation geboren; aber das Kind verleugnete seine Mutter „als götzendienerische Beförderin des Aberglaubens und der Unsittlichkeit,“ und statt der schönen Wissenschaften

bebauten die Reformirten das undankbare Feld der Kirchengebräuche, der weltlichen und geistlichen Gesetzgebung, der Concilien und Traditionen. Ueber keinen dieser Gegenstände konnten sie damals schon ein gediegenes Urtheil fällen, weil Leidenschaft und Vorurtheil den Blick des Geistes noch zu sehr trübten. Sobald die Bande der geistigen Einheit gesprengt waren, bildeten sich zahlreiche Secten mit fanatischen Vorkämpfern. An den Höfen der Fürsten, die politischer Interessen halber mit in den Streit verflochten waren, fand man bald statt der Dichter und Redner, nur Polemiker. Unzählige Bände wurden über die Beichte und das Fegfeuer geschrieben, und der Witz, den man aus den Quellen einer brillanten Gelehrsamkeit geschöpft hatte, fand seine Anwendung bei theologischen Controversen. Die Satyren, geschrieben in dem eleganten Latein eines Erasmus, eines Ulrich von Hutten, machten mehr Katholiken zu Protestanten, als alle zehn Bände Calvins und bahnten eine Weltrevolution an, zum Aerger und Staunen der Gelehrten Italiens, die es für eine bare Unmöglichkeit gehalten hatten, daß Deutsche durch Schriften in so schönem Latein die Lacher auf ihre Seite bringen könnten. —

Sechsundzwanzigster Abschnitt.

Dichter unter Maria's Regierung. Wiederherstellung des Katholicismus und mittelalterlicher Gebräuche.

Der von seinen Zeitgenossen am meisten geschätzte Dichter unter der Regierung Maria's war Richard Edwards, der auch unter der folgenden Königin das Amt eines königlichen Kapellmeisters und Aufsehers der Chorknaben, mit dem eines Sonetten-, Dramen- und Hofschauspiel-Dichters und eines ersten Violinspielers und Possenreißers in sich vereinigte. Seine Liebe zur Schauspielkunst bewog ihn, mit Bewilligung der Königin, die Knaben der Hofkapelle zu einer Schauspielergesellschaft zu organisiren, was sowohl der Monarchin, als ihrem Kapellmeister den Haß der Puritaner zuzog, und zwar um so mehr, da die genannte Gesellschaft sich erlauben durfte, die königliche Hofkapelle selbst durch die Darstellung unheiliger heidnischer Gegenstände zu profaniren. Auch eine Sammlung kurzer komischer Erzählungen in Prosa hatte Edwards zum Verfasser. Die Geschichte des Kesselflickers, die Shakespeare in der „Widerspänstigen Zähmung" benutzte, ist eine derselben. Er verfaßte auch Schauspiele: „Damon und Pythias," „Arcyte und Palamon" u. s. w. Ein anderer Dichter seiner Zeit, wenn man ihm diesen Ehrentitel zugestehen will, und Verfasser des ersten didactischen Gedichtes in Englischer Sprache ist Tusser. Man hat ihn seiner antiken Einfachheit und veralteten Sprache wegen den Englischen Varro genannt, mit dem er die gleichen Stoffe

behandelte. Auch wurde er mit Columella, Palladius und selbst mit Hesiod verglichen. Aber während dieser alte Grieche ein sehr guter Dichter war, ist der Englische Didaktiker blos ein sehr ungeschickter Reimschmied. Bemerkenswerth ist auch, daß, während er seinen Landsleuten sehr gute Rathschläge zur Verbesserung der Landwirthschaft ertheilte, und Fleiß und Sparsamkeit predigte, er selbst immer in den schlechtesten Verhältnissen lebte, unzufrieden, unstät, ein Spielball des Schicksals und seines eigenen veränderlichen Characters. Von einer alten Familie abstammend, wurde er seiner guten Stimme wegen gezwungen, Chorsänger der königlichen Hofkapelle und später der St. Paulskirche zu werden; denn damals durchzogen Emissäre alle Provinzen Englands, mit Vollmachten versehen, wo sich hübsche Knaben mit guten Stimmen fänden, sie für die königliche Kapelle Eduards VI. zu pressen. Er studirte dann in Eton (wo er wegen eines leichten Vergehens dreiundfünfzig Hiebe erhielt) und Cambridge, lebte zehn Jahre am Hofe, von wo aus er, der Laster und Streitigkeiten der Höflinge überdrüssig, sich auf's Land zurückzog, und an vielen Orten Landwirthschaft trieb, aber ohne günstige Resultate. Er ward wieder Sänger, Geiger, Krämer, Dichter, aber was er auch begann, nichts schlug ihm zu Glück aus. Sein Stein, auf dem sich kein Moos sammelte, war der Stein des Sisyphus, wie einer seiner Zeitgenossen sagt.

Sein Reimwerk führt den Titel: „Hundert gute Puncte der Landwirthschaft,“ aber es wurden bei einer zweiten Auflage schon fünfhundert gute Puncte daraus, mit Rathschlägen für Haushaltung, Gesundheit des Viehes, Bemerkungen über die Diät, die Pflanzen und die Meteorologie, wie man sie in alten Kalendern findet. Wer Poesie überhaupt, oder schöne Beschreibungen und ländliche Gemälde darin sucht, täuscht sich, doch ist dieses Werk ein werthvolles Document des Zustandes der Landwirthschaft, der häuslichen Einrichtungen und Sitten der damaligen Zeit. Das Buch ist in viele Capitel und nach Monaten abgetheilt. Viele gute Bauernregeln sind darin niedergelegt,

so daß es trotz seiner holperigen und unverständlichen Verse viele Auflagen erlebte. Tusser scheint keiner von den knauserigen Oeconomen gewesen zu sein, die sich selbst, ihren Knechten und ihrem Vieh nichts gönnen, und lieber einen Thaler verlieren, als einen Heller ausgeben. Wenn man die Beschreibung der Kost und der ländlichen Feste liest, die er den Landleuten vindicirt, mag mancher Städter unserer Zeit eine Regung des Neides nicht unterdrücken können. Fische, Kalbfleisch, Speck, Ochsen-, Schweine-, Schaffleisch werden empfohlen und am Christtage Pudding und Saucen, minced pies (die Jeder, der in England gereist ist, zu schätzen weiß, nebenbei gesagt auch ein Lieblingsgericht Gibbons in Lausanne), Gänse, Kapaunen, Truthähne, Früchte nebst gutem Trank, Feuer und lustigem Spiel! Drei Gerichte für ein gewöhnliches Mittagessen seien übrigens genug. Zur Fastnachtszeit soll man fette Hennen, Waffeln, Pfannkuchen essen, desgleichen bei der Schafschur; Gänse beim Erntefest, am Schluß der Weizenaussaat Kuchen und Pasteten. — Von diesem culinarischen Dichter wenden wir uns jetzt zu einem Kaplan der Königin Maria, William Forrest, der in einem langen Gedichte unter dem Namen der Grisildis das Lob der Königin Katharina besang, der Mutter seiner Fürstin, der es gewidmet wurde. Es verdammt natürlich Heinrichs Ehescheidung und enthält manche interessante Anecdote jener wichtigen geschichtlichen Episode. Dieser Kaplan hatte übrigens auch fünfzig Psalmen Davids übersetzt, und dem Protector Somerset zugeeignet, mithin seinen Glauben früher, wie es scheint, der herrschenden Gewalt accommodirt. Auch die Geschichte des biblischen Josephs, und Aegidius Romanus' damals populäres Werk: „De regimine principum“ hat er bearbeitet. Aber im Ganzen genommen setzte er sich mehr durch seine Liebe zur Musik, als durch seine poetischen Arbeiten, ein bleibendes Denkmal, indem er nämlich mit vielem Fleiße und Kostenaufwand die Werke der zu seiner Zeit lebenden berühmtesten Englischen Componisten sammelte, und der Nachwelt aufbewahrte.

Die Veröffentlichung der Sternhold'schen Psalmen theilte die

Wuth Psalmen zu dichten, auch den Katholiken mit, als ihr Glaube unter Maria wieder Staatsreligion geworden war. So verherrlichte ein Pfarrer Richard Beearde die Thronbesteigung dieser Fürstin durch einen Psalm. Auch Miles Hoggard und Andere übersetzten Psalmen.

Mit der katholischen Liturgie wurden auch alle öffentlichen Feste und Schauspiele der römischen Religion durch die Königin Maria in ihrem alten Glanze wieder hergestellt.

Unter Andern wurde auch die Procession des Knaben-Bischofs, ein sehr beliebter Mummenschanz, wieder zu Ehren gebracht. Hugh Rhodes, ein Musiker der königlichen Kapelle, veröffentlichte ein Gedicht von sechsunddreißig Stanzen, betitelt: „Der Sang des Kinderbischofs vor der königlichen Majestät in ihren Gemächern zu St. James am St. Nikolaus- und unschuldigen Kindertag, gesungen vom Kinderbischof der St. Paulskirche und seinen Genossen." Der Gesang selbst ist nichts als eine gewöhnliche Lobhudelei der „frommen" Königin, die mit Judith, Esther, der Königin von Saba und sogar der Mutter Gottes verglichen wird. Das Schauspiel selbst aber, das die Königin ermuthigte, verdient als Bild der damaligen Zeit Berücksichtigung. Weniger wegen der Lächerlichkeiten, die diese Ceremonie im Gefolge hatte, war sie von Heinrich VIII. schon vor vierzehn Jahren (1542) förmlich verboten worden. In der Proclamation wird angeführt: „Da bis zum heutigen Tage in verschiedenen Gegenden des Reiches sich viele abergläubische und kindische Gebräuche erhalten haben, als da ist, daß am St. Nikolaustage, am Feste der heiligen Katharina, des heiligen Clemens, der unschuldigen Kinder u. s. w., Kinder sich auf sonderbare Weise vermummen, und Priester, Bischöfe in pontificalibus und Weiber vorstellen und mit Gesängen und Tänzen von Haus zu Haus ziehen, indem sie das Volk segnen und Geld einsammeln, auch Knaben Messe lesen und auf der Kanzel predigen, mit ähnlichen unpassenden und ungeeigneten Gebräuchen, die eher zum Spotte, als zum wahren Ruhme Gottes und seiner Heiligen gereichen, so sollen diese mehr heidnischen, als christlichen Gebräuche

abgeschafft werden.“ Auch die Nonnenklöster ergötzten sich an den Tänzen, Gesängen, Sprüngen und Spielen dieser Knaben. Es sind auch noch bischöfliche Verbote erhalten, des Inhaltes, daß keine Knaben in Zukunft über Nacht in den Nonnenklöstern schlafen sollten, damit nicht die Nonnen durch die profanen, verliebten und weltlichen Gestikulationen zur Wollust verlockt würden. Uebrigens hielten nicht nur an solchen Festen verkleidete Knaben, sondern selbst Mädchen Gottesdienst. Der Ursprung dieses Mummenschanzes läßt sich bis auf die ältesten Zeiten des Christenthumes, wenigstens bis zum Jahre 867, dem Jahre der Synode zu Konstantinopel, zurückleiten, und derselbe war, da er ursprünglich die Verspottung der Bischöfe und Patriarchen bezweckte, von der Kirche mit dem Anathema belegt worden. Auch in Rußland, bis zu Peters des Großen Zeit, fand man noch Spuren dieser Maskerade.

Mit der Wiedereinführung des Knabenbischofs (sogar durch Edict des Bischofs von London an die Geistlichkeit seiner Diöcese 1554), der aber von schöner Gestalt und im Besitze einer guten Stimme sein mußte, kehrten auch wieder alle anderen katholischen Gebräuche und Feste zurück. So z. B. ging am Feste der heiligen Katharina diese Heilige um sechs Uhr Abends um die Brüstung der Paulskirche mit Gesang und in Begleitung von fünfhundert Fackeln. Eine andere der vielen und höchst prächtigen kirchlichen Processionen fand am Feste des heiligen Clemens statt. Sie ging von der Clemenskirche zur Paulskirche mit achtzig Fahnen, sechszig Priestern, Musik und mit großem Gefolge von Weltlichen. Auch die längst durch bessere scenische Vorstellungen in Schatten gestellten Mysterien und Mirakel wurden wieder durch die Königin Maria, als wenn sie zur Religion gehörten, vor den höchsten Staats- und Stadtbehörden aufgeführt und mit Kirchengesängen beschlossen.

Mit den religiösen Festen kamen auch andere, längst verschollene weltliche wieder auf, z. B. das Maifest mit Trommeln, Schießen, Maskeraden und den Mohrentänzen. Die finsteren Puritaner sahen

mit verbissenem Grimm diesen weltlichen und religiösen Festen zu, vor Allem haßten sie theatralische Vorstellungen, ob nun die katholische Religion oder das Heidenthum den Stoff dazu gaben. Die heidnischen Fabeln erklärten diese Zeloten als gefährlich, weil dem papistischen Aberglauben verwandt, und so wurde der Haß gegen die Bühne einer ihrer Glaubensartikel. Sie betrachteten mit gleichem Haß, mit gleichem Abscheu die theatralischen Vorstellungen, die auf den Universitäten und anderen Landesschulen, in gelehrter und ungelehrter Sprache aufgeführt wurden (schon an der Pariser Universität ein uralter Gebrauch und in Deutschland durch Reuchlin und Konrad Celtes eingeführt), wie auch jene Chorknaben und die Mummereien, Feste und Aufzüge der Studirenden der Rechte, welche sämmtlich sich der Gunst und des Schutzes der Könige und des Adels zu erfreuen hatten und als sehr einflußreich auf die Gestaltung des Englischen Drama's eine nähere Erwähnung verdienen.

Denn nicht allein die äußere Ausstattung, die Scenerie, die Dekorationen und Maschinerie (war ja später der berühmte Architekt Inigo Jones ein Mitarbeiter an den Universitäts- und Hofmaskeraden) waren für die damalige Zeit vorzüglich, auch der innere poetische Gehalt dieser Vorstellungen erschien, als von Leuten von gelehrter Bildung herrührend, hervorragend vor ähnlichen Productionen, und manche Episode solcher Masken gab Shakespeare und Milton Anregung und Stoff zur weitern Ausarbeitung. War es auch vom Standpuncte der Moral und Pädagogik zu tadeln, daß Lehrer und Schüler zu Dichtern und Schauspielern wurden: für die Ausbildung des Englischen Drama's war dieser Umstand äußerst günstig; denn während das Volk noch mit albernen Mysterien und Moralitäten unterhalten wurde, verfaßte die Jugend der Englischen Unterrichtsanstalten schon Schauspiele historischen Inhalts oder Nachahmungen des Plautus und Terenz, und verbreitete dadurch allmälig und unbemerkbar einen bessern Geschmack, theilte die Regeln der Kunst dem Volksdrama mit, und als es noch keine öffentlichen Theater gab, son-

dern nur herumstreunende Minstrels, die am Christfeste in den Hallen der Adeligen spielten, war die Aula der Universitäten das Asyl der dramatischen Muse, und ihre Studenten nebst den Chorknaben der Paulskirche und der königlichen Kapelle, die einzigen vernünftigen Schauspielergesellschaften, die beim Beginn des Englischen Drama's existirten.

Diese theatralischen Vorstellungen gingen gewöhnlich zur Zeit des Weihnachtsfestes, welches im lustigen Alt-England noch sehr heiter gefeiert wurde, nebst anderen Festlichkeiten und Spielen, vor sich. Es wurde ein Imperator ernannt, unter dessen Leitung die Spiele und die Bühnenstücke standen. Seine Regierung währte 12 Tage, die nur Festlichkeiten und Schmausereien gewidmet wurden; seine Gesetze hatte er in lateinischen oder griechischen Versen zu erlassen. Die Schüler erlangten nach und nach eine solche Geschicklichkeit und Gewandtheit als Schauspieler, daß die Universitäten ihre Fürsten und hervorragende Personen des In- und Auslandes durch Nichts mehr zu ehren und zu unterhalten wußten, als daß sie vor ihnen selbstverfaßte Schauspiele aufführten. Die Königin Elisabeth namentlich wurde bei ihren Besuchen an den Landesuniversitäten durch Schauspiele, Umzüge, Reden und Complimente fast erstickt, ihr pedantischer Nachfolger Jakob I. betrachtete dieses Alles aber mehr als kindische Spielerei im Vergleich zu den gewichtigen Disputationen, denen er halbe Tage lang zuhörte, während er bei Aufführung von Schauspielen regelmäßig schlief. Bei seiner Gemahlin und ihren prüden Hofdamen erregten sie sogar großes Aergerniß, da in einem Schäferspiele fünf junge Leute fast nackt auftraten.

Die Chorknaben hatten in Folge der Festlichkeiten bei Installirung des Knabenbischofs Geschick und Liebe an theatralischen Aufführungen gewonnen. Auch sie führten vor Fürsten und hohen Adeligen an Kirchenfesten Mysterien und Moralitäten auf und später, als das regelmäßige Drama aufkam, waren sie die beliebtesten Schauspieler, die in- und außerhalb London vor dem Hofe Lilly's, Shake-

speare's und Jonson's Werke aufführten, und in solcher Gunst standen, daß sie den Neid der erwachsenen Schauspieler erregten. Aber nicht allein die Chorknaben, die Sakristane, Mitglieder von Bruderschaften u. s. w. wurden Schauspieler, diese Manie ergriff auch die Rechtsgelehrten. Auch an den Gerichtshöfen führten die Studirenden der Rechte Lust- und Trauerspiele auf, so namentlich vor der Königin Sackville's Gorboduc. Das Populärste aber waren ihre Maskenzüge, eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung des alten Drama's, bei denen die Poesie, die Musik, die Decorationen und die Anzüge gleich vorzüglich waren, und besonders letztere enorme Summen kosteten, zumal wenn diese Festzüge bei feierlichen Gelegenheiten bei Hofe aufgeführt wurden, dessen Pomp sie zuweilen verdunkelten. Auch Tänze und glänzende Züge durch die Straßen Londons fehlten nicht. Der Hof wirkte oft selbst mit, und bewirthete die Spielenden; auch die Stadtbehörden und der hohe Adel versahen die Tafeln des Weihnachtsfürsten der Juristen mit Wein und Wildpret, der gleich einem wirklichen Monarchen, einer eigenen Gerichtsbarkeit und besonderer Privilegien sich erfreute, einen großen Hofstaat und einen Favoriten unterhielt. Einem solchen Pseudo-Monarchen kostete sein kurzes Regiment oft mehrere tausend Pfunde, besonders wenn er wirkliche Könige und Fürsten zu seinen Maskeraden einlud. Diese Einladungen wurden fast nie abgeschlagen; am seltensten von den Königinnen und ihren Hofdamen, die zuweilen selbst in Maskenanzügen erschienen.

Aber solche Heiterkeit des Hofes stimmte nicht zu dem düstern Wesen der Puritaner; diese verdammten sie als papistisch und heidnisch und überall, wo sie zur Herrschaft gelangten, schritten sie mit Geld-, Gefängnißstrafen und Landesverweisung gegen jede laute Volksbelustigung ein; sie verbannten auf Jahrhunderte aus den von ihnen beherrschten Ländern jeden Geigenton. Als sie auch in England zu Cromwell's Zeit zur Herrschaft gekommen waren, theilten sie gleichfalls diesem Reiche ihre düstere, strenge Gedankenrichtung mit,

und jeder spätere Versuch, namentlich jener der Königin Katharina um das Jahr 1675, solche Hoffeste und Schäferspiele in's Leben zurückzurufen, scheiterte; denn die heiteren Sitten der Monarchie waren durch die langjährige Herrschaft des Calvinismus unterdrückt worden, das lustige Alt-England war unwiederbringlich dahin.

Siebenundzwanzigster Abschnitt.

Die Entwicklung der Englischen Sprache und ihrer Versmaße.

Die Sprache der Ureinwohner Englands war das Celtische, welches gleichfalls, wenn auch in verschiedenen Dialecten, von den früheren Bewohnern Galliens und Irlands gesprochen wurde. Es behauptete sich lange gegen die eingedrungene sächsische Sprache und zog sich zuletzt mit der Urbevölkerung in die Berge von Wales und Cornwall zurück, woselbst es bis zum heutigen Tage noch gesprochen wird. Gutturallaute und Liquida herrschen im Celtischen vor. Außer den ältesten topographischen Namen, die nach den Forschungen Chalmers und Garnetts durchgängig celtisch sind, wie z. B. Kent, Thames u. s. w. gab diese Sprache noch ziemlich viele Wörter an das Englische ab, so soll z. B. funnel aus ffynel, wed aus gweddu, basket aus bag oder bass gawd entstanden sein.

Die römische Sprache ging, wie die römische Civilisation überhaupt, fast spurlos über Britannien weg; nur mittelbar, durch das Normännische, gelangte das romanische Element in den Englischen Sprachschatz. Denn das kann wol nicht in Betracht kommen, daß das Wort Straße (street von stratum) oder die in einigen Englischen Ortsnamen, wie Lancaster, Lincoln noch zu erkennende Bezeichnungen für Lager und Colonie aus der römischen Occupation herstammen, oder daß die römischen Priester zur Zeit der Bekehrung der Angelsachsen die Benennungen für die Diener und Attribute ihrer Religion mitbrachten; wie z. B. munuc (von monachus), bisceop (von

episcopus), mynster (von monasterium), praedician (von praedicare) hergeleitet werden müssen.

Nach dem Abzuge der Römer wurde das Land von Stämmen gothischer Abkunft und Sprache überschwemmt, welche mit der diesen Nationen eigenen Zähigkeit und Fruchtbarkeit unter allen Veränderungen sich als Hauptmasse der Bevölkerung und ihre Sprache als Basis der spätern Englischen erhielten. Die Sachsen, Angeln und Jüten haben wol eigene Dialecte gesprochen, die jetzt noch, je nach ihren Niederlassungen, im Volksdialecte zu erkennen sind. Wahrscheinlich sind auch viele Friesen mit herübergekommen, da das Angelsächsische dem Altfriesischen am nächsten kommt.

Die angelsächsische Sprache war nach einfachen Principien construirt und von Dichtern und Mönchen geglättet worden; es fehlte ihr weder an Deutlichkeit, Kraft und Wohlklang, noch an Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, besonders zur Blüthezeit ihrer Literatur im Zeitalter Alfreds, als die Schriftsprache stabil in ihrem Character blieb. Im Angelsächsischen hatten Subjectiva und Adjectiva drei Geschlechter und wurden gleich den Fürwörtern und Artikeln declinirt. Bei den Zeitwörtern findet sich die Vorsylbe ge fast in allen Zeiten, besonders in der Vergangenheit. Das e wurde später statt der Vocalendungen gesetzt und fiel zuletzt ganz weg.

In den Versen der angelsächsischen Dichter, die gleich den alten Kirchenhymnen und der Edda kein bestimmtes Maß hatten, herrschte die Alliteration, deren Erfindung man den welschen, den runischen oder den altfränkischen Dichtern vindiciren mag, da in all' diesen Sprachen Alliterationen gebraucht wurden. Es wurden hiezu je zwei, mehrere alliterirende Wörter enthaltende kurze Verse oder ein langer mit einem Ruhepuncte in der Mitte erfordert. Die frühe Englische Dichtkunst adoptirte dieses Klangspiel, und dasselbe thaten noch im 14. Jahrhundert bedeutende Dichter. Aber schon de Brunne, mehr aber Chaucer verwarfen die Alliteration als eine Spielerei, als eine kindische Thorheit, welche der großen Opfer nicht werth sei, die ihr

in Bezug des Sinnes der Dichtungen gemacht werden mußten. So sagt einmal Chaucer:

„Ich kann nicht dichten rom, ram, ruf,
Und auch den Reim halt' ich für nicht viel besser."

Das Angelsächsische erlitt eine bedeutende Veränderung, als die dänischen Piraten nach grauenvollen, langen Kämpfen sich endlich mit den Angelsachsen und dadurch auch die verwandten Dialecte sich amalgamirten. Zwar wurde für den Augenblick die schon so polirte angelsächsische Sprache wieder in Verwirrung gebracht, aber im Allgemeinen wirkte diese Vermischung günstig auf die Sprache selbst und ihre Bereicherung. Die dänischen Vorsylben a, be, for, mis, ün und die Nachsylben ard, ed, el, en, ship, ly, er, ing, ness und y gingen in die Sprache über, die Orthographie wurde einfacher, die Wörter kürzer, compacter.

Schon vor der normännischen Eroberung fiel indeß die sächsische Sprache bei Hof und Adel in Mißcredit. Der Adel lehrte seinen Kindern das fränkische Idiom; auch die unbequemen angelsächsischen Schriftzeichen vertauschte man mit den französischen. Die jüngere Generation kannte bald die sächsische Schrift nicht mehr. Die Accente wurden weggelassen; um die Verwirrung zu vermeiden, die aus gleichgeschriebenen Wörtern entstanden wäre, die doch andern Sinn und Laut hatten, verlängerte man entweder die Wörter, nahm doppelte Consonanten oder andere Buchstaben für denselben Laut, oder setzte den Accent in Form des stummen e an das Ende der Wörter.

Die fränkische Sprache war ein Gemisch von Deutsch, Gallisch und verderbtem Latein, ein barbarisches Sprachgemeng, dem aber die Normannen bald Würde und Bedeutung gaben und das sie als Schriftsprache bei ihrer Gesetzgebung und Dichtkunst verwandten. Nicht allein die Langue d'Oyl, sondern auch die Langue d'Oc kam durch Heinrich II. und vorzüglich durch die provençalischen Minstrels seines Sohnes Richards I. nach England. Die alten normännischen

Dichter bedienten sich des Reims und gewöhnlich achtsylbiger Verse, deßgleichen schon sehr frühe der Alexandriner, die aber wahrscheinlich Anfangs keine besondere Gattung von Reimen waren, sondern nur durch die Abschreiber entstanden, welche, um das Pergament zu sparen, zwei Verse in Eine Zeile zusammendrängten.

Der Eroberer und seine unmittelbaren Nachfolger hatten die Absicht, die angelsächsische Sprache total auszurotten. Das Normännische wurde Hof- und Gerichtssprache und ausschließlich in den Schulen gelehrt; alle Verachtung, die die sclavisch unterjochten Angelsachsen traf, erstreckte sich auch auf ihre Sprache. Trotz dessen, daß man alle geistige Nahrung: die Mirakelstücke, die Dichtungen der Minstrels nur in fremder Schale bot, trotz dessen, daß alle Stellen mit Normannen besetzt wurden und nur die Kenntniß der französischen Sprache dem Manne Ansehn verschaffte, trotz all' dieser Lockungen hielt das Volk dennoch mit unüberwindlicher Zähigkeit fest an seiner Muttersprache und nahm durchaus keine neuen Bezeichnungen für die Gegenstände und Begriffe seiner Lebenssphäre an, wol aber gerieth wegen Mangel an Schulunterricht die Grammatik und Aussprache, ja selbst das sächsische Alphabet in Unordnung; Wörter wurden abgekürzt, Endsylben verschluckt und dadurch (wie Johnson richtig bemerkt) mehr, als durch Einführung neuer Wörter das Sächsische verändert. Diese Umänderung, die schon die Form des spätern Englischen erkennen läßt, begann um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Bei Layamon, der um diese Zeit schrieb, findet sich noch kein Gallicismus, nicht einmal ein normännischer Ausdruck, wol aber sagt sein Herausgeber Sir Fred. Madden: „Die Sprache Layamons gehört jener Uebergangsperiode an, in welcher das Fundament der angelsächsischen Phraseologie und Grammatik noch bestand, obschon es bereits dem Einflusse der Volkssprache nachzugeben begann. Wir finden darin ein deutliches Streben nach jenen Endungen, welches eine Sprache als in einem Zustande des Wechsels begriffen, characterisirt. Einige besondere Eigenthümlichkeiten, wodurch sie sich von dem Rein-Angelsächsischen

unterscheidet, sind: der Gebrauch des a als Artikel, die Verwandlung der angelsächsischen Endungen a in an und e in en, das Wegfallen der weiblichen Endung bei den Adjectiven und Fürwörtern, die Einführung des to vor dem Infinitiv, der fortwährende Gebrauch von en statt on in den Pluralen der Zeitwörter und schließlich die häufige Weglassung des e am Ende." Ein späteres Werk „Ormulum" hat von der sächsischen Grammatik schon keine Ahnung mehr, und um die Mitte des 13. Jahrhunderts nimmt die Sprache die allgemeine Gestalt des jetzigen Englisch an. Daß er „Englisch" schreibe, erklärt zuerst der Reimchronist Robert von Brunne, der sich des östlichen Dialects bediente, während ein anderer, Robert von Gloucester, seine Chronik im westlichen Dialecte verfaßte.

Was die dichterischen Formen betrifft, deren man sich in der ersten Zeit der normännischen Herrschaft bediente, als das schwere, gehaltreiche germanische Element mit dem gefälligen französischen stritt, und nebst angelsächsischen und anglonormännischen Minstrels, Trouveres, Troubadours und Fableurs auch noch gälische und caledonische Barden und Harfner ihre lais fabliaux, ditties ertönen ließen, mag begreiflicherweise wenig Harmonie geherrscht haben, bis schließlich unter gelegentlicher Beibehaltung der welschen Alliteration und einer verwandten, aus runischen Oden stammenden, bis zur Monotonie ausartenden Anhäufung gleichtönender Reime, eine Art Alexandriner sich behauptete, besonders für religiöse Gedichte. Ein solches Gedicht aus der Digby'schen Manuscriptensammlung hat regelmäßige Strophen von vier Zeilen, von denen sich je die zweite und vierte reimen, die man aber recht gut zu je zwei Alexandrinern zusammenziehen könnte, z. B.

„Es soll der Mensch, bevor er stirbt,
Schon hier das Gute üben;
Viel besser Ein Almosen jetzt
Als nach dem Tode sieben."

„Das Leben der heiligen Margaret" ist in Alexandrinern geschrieben mit einer Pause oder Theilung in der Mitte jedes Verses

(gleich Draytons „Polyalbion", ein Versmaß noch sehr beliebt zu Elisabeths Zeit), es reimen sich darin immer vier Zeilen. In dem „Leben Becketts" reimen sich je fünf Alexandriner. In einem andern religiösen Gedichte (befindlich im Corpus Christi College in Cambridge) folgen kurz aufeinander dreizehn Reime auf en, zehn auf a, sechs auf ed. Kraft, Eleganz, Harmonie sind da nicht zu finden. Aber dies Versmaß mit seiner Monotonie und seiner Pause in der Mitte, entsprach vorzüglich seinem Zwecke: nämlich dem Vortrag zur Harfe an Sonn- und Feiertagen, an welchen die Minstrels statt Romanzen diese Art von Psalmen sangen. Es finden sich übrigens auch Reime von größerer Abwechslung, wie sie sich eben darboten, ja bisweilen sogar künstlich verschlungene, z. B. in einem Gedichte über das jüngste Gericht in der Cottonschen Bibliothek.

Das erste Minnelied, wol aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts stammend, macht Gebrauch von Alliteration und einer Art Chorus, andere ähneln den ottave rime; ja man scheint immer mehr Kunst auf die Form verwandt, und gelegentlich auch die französischen Chansons sich zum Muster genommen zu haben. Es finden sich ganz künstliche, regelmäßige Versmaße, bei denen je die erste und zweite, dritte und sechste, vierte und fünfte Zeile sich reimen, oder auch die erste, zweite, fünfte, achte und dritte, vierte, sechste, siebente.

Bei längerem und innigerem Verkehr der beiden Nationen, besonders zur Zeit der Eduarde, als auch die sächsischen Gemeinen sich fühlten und von Fürsten und Baronen sich ihre Rechte erzwangen, machten, wie die Völker, so auch ihre Sprachen, sich gegenseitig Concessionen. Der Einfluß des sächsischen Idioms war selbst am normännischen Hofe so bedeutend, daß Adelige, welche etwas darauf hielten, ihren Kindern ein reines Französisch ohne Barbarismen beizubringen, kein andres Mittel wußten, als sie nach Frankreich zu schicken, und andrerseits konnte auch das Sächsische, welches bisher, wenigstens auf dem platten Lande, sich siegreich behauptet hatte, nicht

länger ungetrübt widerstehen. Als die Gemeinen von sächsischer Abstammung beim Verfall der normännischen Barone endlich unter Eduard III. die feierliche Emancipation der Volkssprache mittelst Parlamentsacte durchsetzten, nur diese in den Schulen gelehrt, an den Gerichten gebraucht werden durfte, da war sie schon kein Sächsisch mehr. Abgesehen von dem veränderten Alphabet, der Weglassung der klanglosen Endsylben, aus denen tönende Endungen geworden waren, den neuen Vor- und Nachsylben aus dem Normännischen und den durch Buchstabenveränderungen und Ausstoßungen entstandenen neuen Wörtern, waren auch ganze französische Wörter, theils mit, theils ohne Veränderung in den Sprachschatz aufgenommen worden. Etwa drei Achtel sämmtlicher Englischer Wörter, besonders Bezeichnungen für abstracte Begriffe, Kunstausdrücke, Luxusgegenstände, sind dem Romanischen entstammt, fünf Achtel aber, fast durchwegs Bezeichnungen für concrete Begriffe, für Gegenstände des gewöhnlichen Lebens, für Handwerke (die alle auf here endigten, woraus später er wurde, z. B. scrivenhere, shiphere u. s. w.) sind angelsächsischen Ursprungs. Am deutlichsten und klarsten erkennt man den Antheil, den jeder Volksstamm je nach seinen Verhältnissen in die Waagschale legte, an den Namen der Thiere. Im lebenden Zustande sind deren Bezeichnungen sächsisch, z. B. calf, swine, ox; zubereitet für den Genuß aber haben sie normännische Namen: veal, pork, beef. Die Sachsen, als Hirten und Viehtreiber, hatten nur mit den lebenden Thieren zu thun, aber wenig mit dem Braten, der von ihren Herren, den Normannen, die Benennung erhielt. Französische Formen, Gesetzausdrücke und überhaupt die feudale Phraseologie behaupteten sich aber noch lange und theilweise sogar noch bis zum heutigen Tage. Die Juristen verfaßten auch noch lange nach Eduard III. ihre Schriften in französischer Sprache.

Die aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte Englische Sprache mußte sich auf die einfachsten Formen beschränken, um alle die verschiedenartigen Bestandtheile aufnehmen und überwältigen zu

(gleich Draytons „Polyalbion“, ein Versmaß noch sehr beliebt zu Elisabeths Zeit), es reimen sich darin immer vier Zeilen. In dem „Leben Becketts“ reimen sich je fünf Alexandriner. In einem andern religiösen Gedichte (befindlich im Corpus Christi College in Cambridge) folgen kurz aufeinander dreizehn Reime auf en, zehn auf e, sechs auf ed. Kraft, Eleganz, Harmonie sind da nicht zu finden. Aber dies Versmaß mit seiner Monotonie und seiner Pause in der Mitte, entsprach vorzüglich seinem Zwecke: nämlich dem Vortrag zur Harfe an Sonn- und Feiertagen, an welchen die Minstrels statt Romanzen diese Art von Psalmen sangen. Es finden sich übrigens auch Reime von größerer Abwechslung, wie sie sich eben darboten, ja bisweilen sogar künstlich verschlungene, z. B. in einem Gedichte über das jüngste Gericht in der Cottonschen Bibliothek.

Das erste Minnelied, wol aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts stammend, macht Gebrauch von Alliteration und einer Art Chorus, andere ähneln den ottave rime; ja man scheint immer mehr Kunst auf die Form verwandt, und gelegentlich auch die französischen Chansons sich zum Muster genommen zu haben. Es finden sich ganz künstliche, regelmäßige Versmaße, bei denen je die erste und zweite, dritte und sechste, vierte und fünfte Zeile sich reimen, oder auch die erste, zweite, fünfte, achte und dritte, vierte, sechste, siebente.

Bei längerem und innigerem Verkehr der beiden Nationen, besonders zur Zeit der Eduarde, als auch die sächsischen Gemeinen sich fühlten und von Fürsten und Baronen sich ihre Rechte erzwangen, machten, wie die Völker, so auch ihre Sprachen, sich gegenseitig Concessionen. Der Einfluß des sächsischen Idioms war selbst am normännischen Hofe so bedeutend, daß Adelige, welche etwas darauf hielten, ihren Kindern ein reines Französisch ohne Barbarismen beizubringen, kein andres Mittel wußten, als sie nach Frankreich zu schicken, und andrerseits konnte auch das Sächsische, welches bisher, wenigstens auf dem platten Lande, sich siegreich behauptet hatte, nicht

länger ungetrübt widerstehen. Als die Gemeinen von sächsischer Abstammung beim Verfall der normännischen Barone endlich unter Eduard III. die feierliche Emancipation der Volkssprache mittelst Parlamentsacte durchsetzten, nur diese in den Schulen gelehrt, an den Gerichten gebraucht werden durfte, da war sie schon kein Sächsisch mehr. Abgesehen von dem veränderten Alphabet, der Weglassung der klanglosen Endsylben, aus denen tönende Endungen geworden waren, den neuen Vor- und Nachsylben aus dem Normännischen und den durch Buchstabenveränderungen und Ausstoßungen entstandenen neuen Wörtern, waren auch ganze französische Wörter, theils mit, theils ohne Veränderung in den Sprachschatz aufgenommen worden. Etwa drei Achtel sämmtlicher Englischer Wörter, besonders Bezeichnungen für abstracte Begriffe, Kunstausdrücke, Luxusgegenstände, sind dem Romanischen entstammt, fünf Achtel aber, fast durchwegs Bezeichnungen für concrete Begriffe, für Gegenstände des gewöhnlichen Lebens, für Handwerke (die alle auf here endigten, woraus später er wurde, z. B. scrivenhere, shiphere u. s. w.) sind angelsächsischen Ursprungs. Am deutlichsten und klarsten erkennt man den Antheil, den jeder Volksstamm je nach seinen Verhältnissen in die Waagschale legte, an den Namen der Thiere. Im lebenden Zustande sind deren Bezeichnungen sächsisch, z. B. calf, swine, ox; zubereitet für den Genuß aber haben sie normännische Namen: veal, pork, beef. Die Sachsen, als Hirten und Viehtreiber, hatten nur mit den lebenden Thieren zu thun, aber wenig mit dem Braten, der von ihren Herren, den Normannen, die Benennung erhielt. Französische Formen, Gesetzausdrücke und überhaupt die feudale Phraseologie behaupteten sich aber noch lange und theilweise sogar noch bis zum heutigen Tage. Die Juristen verfaßten auch noch lange nach Eduard III. ihre Schriften in französischer Sprache.

Die aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte Englische Sprache mußte sich auf die einfachsten Formen beschränken, um alle die verschiedenartigen Bestandtheile aufnehmen und überwältigen zu

können; deßhalb besitzt sie die allereinfachste Grammatik und doch die größte Energie des Ausdrucks.

Da gleichsam mehrere Sprachen in die Englische einmünden, ist ihr Wortreichthum natürlich erstaunlich groß, was ihr besonders in der Poesie zu Gute kommt. Dieser Wortreichthum erlaubt einzelnen ächt=idiomatischen Schriftstellern, z. B. de Foe, gegen neun Zehntel angelsächsischer Wörter in ihren Schriftwerken zu gebrauchen, wogegen auch wieder andere, z. B. der Geschichtschreiber Gibbon, der seine Bildung in der Schweiz erhielt und seine Jugendaufsätze französisch verfaßte, ein Englisch schrieben, das durchaus romanischer Abstammung scheint.

Die Englische Sprache eignet sich nicht so zur Conversation, wie die französische, sie ist nicht so musikalisch, wie die italienische, sie haßt das Gedehnte, Alles ist compact an ihr, gedrungen, männlich, Ein angeschlagner Laut. Die Zahl ihrer einsylbigen Wörter ist ungemein groß; andere werden dazu gemacht durch Verschlucken, wie z. B. des ed des Participii passivi, oder durch die Zusammenziehung des eth in s (walketh, walks), wodurch die vielen Zischlaute und die Anhäufung von Consonanten entstehen. Dieses Ueberbordwerfen von Buchstaben und Sylben ist durchaus national. Im Gegensatze zum Italiener, der das Zärtliche, Sanfte, Niedliche, Vertrauliche durch Anhängung von Sylben ausdrückt (ino, ello ꝛc.), kann sich der Engländer nur dann comfortabel und familiär fühlen, wenn er Alles mit Ausnahme eines einzigen Lauts beseitigt. Will Fallstaff recht zärtlich zu Heinrich V. sprechen, so heißt er ihn Hal (Heinz statt Heinrich oder Heinrichlein); andere solche Vertraulichkeit ausdrückende Namen sind Nick, Jack ꝛc.

Auch das Weglassen der pronomina relativa, dann des to zur Bezeichnung des Dativs, was manchmal der Deutlichkeit sehr schadet, gehört als Beleg hieher. Einige Schriftsteller, z. B. Roger L'Estrange stießen sogar alle ihnen überflüssig scheinende Buchstaben aus. Bei Wickliffe findet sich noch eine einfache Orthographie: das stumme e tritt schon häufig am Ende der Wörter auf, wo auch das i

noch für y steht; dagegen findet sich letzteres für i bisweilen in der Mitte der Wörter; u wird für v, oo für o, ee oder ay und auch au für a gebraucht. Den Plural bezeichnen die Endungen is und es, hem und her stehen statt der Pronomina them und their; die Artikel sind the und o, die dritte Person sing. praes. endigt auf eth, das Participium praes. auf inge oder ynge und das des Perfectums auf ide und yed. Der Infinitiv, wie auch der Plural des Imperfectums haben noch die germanische Endung en, überhaupt behalten viele Wörter noch rein germanische Formen und man sieht, wie schwer es Wickliffe fällt, nicht germanische Wörter zu schreiben, z. B. in „dampnacioun."

Bei Chaucer und seinen Zeitgenossen ist die Orthographie schon weiter geschritten und, wenn auch noch schwankend, nähert sie sich doch ihrer festen Gestaltung. Chaucers Zeit kann man als den Höhepunct des langen Ringens zur Bewältigung der verschiedenen Elemente betrachten: ältere und neuere Formen sind da in bunter Weise aneinandergereiht. Sowohl bei Chaucer, als bei Gower und Occleve macht sich das französische Element mehr geltend, bei Ersterem ist selbst italienischer und provençalischer Einfluß unverkennbar, selbst in den von ihm eingeführten Versmaßen, als im Sonett, in der ottave rime, terza rime, in den Sestinen u. s. w.

Zu Chaucers Zeit bediente man sich für die Substantiva noch der großen Anfangsbuchstaben, und viele Zeitwörter endigten noch auf en. Der Laut a wurde durch e, a, ey, ay und au dargestellt, i wurde durch eo und ey bezeichnet und fast durchgängig vom y verdrängt; v wurde durch w ersetzt. Das stumme e fehlte oft, wo es jetzt erscheint und steht dafür an Wörtern, welche gegenwärtig mit doppelten Consonanten schließen.

Daß die Orthographie noch lange Jahre nach Chaucer schwankend blieb, beweisen u. A. die Schriften Fortescue's um das Jahr 1471, indessen im Allgemeinen schritt das Englische Idiom, nachdem

es einmal zur Hof- und Landessprache erhoben war, sehr schnell seiner Vollendung entgegen. Selbst während der Periode der Kriege der beiden Rosen, die der Entwicklung der Englischen Literatur so ungünstig war, ließ sich doch die Sprache selbst in ihren Fortschritten nicht zurückhalten und näherte sich immer mehr den jetzigen Verhältnissen. Daß man sich dieser Verbesserungen nicht nur in der Schriftsprache der Gelehrten, sondern auch im gewöhnlichen Umgange bediente, beweisen u. A. die „Paston letters," eine Correspondenz, welche die Mitglieder der Familie Paston in Norfolk während des Bürgerkriegs der Rosen unter sich führten und die keineswegs für die Oeffentlichkeit bestimmt war. Durch die Einführung der Buchdruckerkunst, das Wiederaufleben der classischen Sprachen und der Wissenschaften überhaupt, den Einfluß der italienischen Bildung und die massenhaften Uebersetzungen aus alten und neuen Sprachen, die eine Folge dieser Neugestaltungen waren, wurden der ohnehin schon reichen Sprache ein noch größerer Reichthum von Wörtern und neuen, guten und passenden Ausdrücken zugeführt.

Diesen Wortreichthum vermehrten selbst die Bibelübersetzungen, welche durch das Medium der lateinischen Vulgata entstanden und theils neue lateinische Wörter einführten (vor allen von Zeitwörtern herstammende Substantiva, z. B. manifestation, retribution), theils veraltete und unverständlich gewordene wieder auffrischten. Manchem Geistlichen schien das Lateinische würdevoller, Mancher trug auch nur deßhalb auf Beibehaltung solcher fremden Wörter an, weil er glaubte, es würde dadurch die Bibel weniger verständlich werden. —

Durch die massenhaften kirchlichen Controversschriften unter Heinrich VIII. und seinen Nachfolgern bildete und läuterte sich die Sprache, wenn auch häufig der Inhalt ungebildet und roh war. Jede Partei, jeder Prediger, jeder Pamphletist gab sich Mühe, durch richtige und reine Sprache seinen Gegner zu übertreffen. Auch die Erläuterungen, das Eindringen in abstracte Gegenstände machten die Sprache präciser. Diese hatte nun die widerstreitenden Elemente

überwunden, und Klärung, Feststellung waren eingetreten. Das stumme e ward nun häufig weggelassen, u statt v, y für i gesetzt, der Plural endigte auf es, die dritte Person des praes. auf eth, th. Endlich schenkten gelehrte Philologen und Kritiker, wie Cheke, Wilson, Asham der Englischen Sprache ihre ganze Aufmerksamkeit, und stellten bleibende Muster eines reinen, vollkommnen Styles auf.

Achtundzwanzigster Abschnitt.

Die Anfänge der Englischen Prosa.

Aus der Zeit des dritten Eduards und der Emancipation der Englischen Sprache stammen auch die Anfänge der Englischen Prosa. Als ältester Prosaiker gilt Sir John Mandeville (geboren 1300), der seine Reisen im Oriente, ausgeschmückt mit zahlreichen Fabeln, die er aus dem Hörensagen und früheren Schriftstellern geschöpft, nachdem er sie zuerst lateinisch und französisch geschrieben, schließlich auch in Englische Sprache übersetzte.

Wickliffe's Bibelübersetzung, Chaucer und einige weniger bedeutende wissenschaftliche Schriften bei Seite lassend, gelangen wir zu einem hervorragenden Prosaisten in der Person Sir John Fortescue's, Oberrichter unter Heinrich VI., der den Unterschied zwischen einer absoluten und beschränkten Monarchie, der sehr zu Gunsten seiner Landsleute und zum Nachtheile anderer Nationen, besonders der Franzosen, ausfiel, in der Landessprache auseinandersetzte. Unter Heinrich VII. fing die geschichtliche Prosa an zu erwachen. Anfangs trat sie noch sehr bescheiden im langweiligen Chronikstyl auf, besonders bei Fabian, einem Alderman und Sheriff von London. Hall, ein Richter und Rechtsgelehrter, repräsentirte sie schon mit mehr Erfolg; das erste Geschichtswerk aber, frei von Pedanterie und Gemeinplätzen, ist des berühmten Kanzlers Sir Thomas More's Geschichte Richards III. und Eduards V. Er schrieb nebstdem zahlreiche religiöse Streitschriften. William Caxton, der verdienstvolle Buchdrucker

und Beförderer der Literatur, ist auch als Verfasser oder Uebersetzer von einigen sechzig Büchern zu rühmen, die sämmtlich durch seine Presse gingen.

Als Verfasser geschichtlicher Werke sind noch zu erwähnen: George Cavendish, der in Diensten des Cardinal Wolsey gestanden war und das Leben dieses Prälaten höchst anspruchslos, aber mit viel natürlicher Beredtsamkeit zeichnete. Ferner Lord Berners, Schatzkanzler und Gouverneur von Calais, ein Günstling Heinrichs VIII., auf dessen Befehl er Froissart übersetzte. Sein Styl ist rein und kräftig. Sein Zeitgenosse, der in Schottland die ersten Werke in Prosa verfaßte, war John Bellenden, Erzdiacon von Moray, ein Günstling Jacobs V., durch Briefe, Uebersetzungen und eine Topographie Schottlands berühmt.

Ueber Gesundheitspflege schrieb zuerst der Arzt Sir Thomas Elyot ein Buch: „die Burg der Gesundheit.“ Ein anderes, „der Erzieher“ betitelt, richtete er im Interesse einer bessern Erziehungsweise „gegen die grausamen und zornigen Schulmeister, welche die Kinder verdummen.“ Die Strenge der Regierung unter den Tudors, die religiöse Intoleranz, die polemische Rohheit, die draconische Gerechtigkeitspflege (wenn sie überhaupt damals diesen Ehrennamen verdiente), hatten auch dem Character der Privatpersonen den Stempel der Rauheit, Strenge, ja der willkürlichen Grausamkeit aufgedrückt.

Der erste Schriftsteller über die Alterthumskunde seines Landes war der in den alten und neuen Sprachen, besonders auch im Welschen und Sächsischen wohlbewanderte John Leland, der England von einem Ende zum andern durchreiste und sechs Jahre lang Materialien sammelte. Sein Reisejournal, worin er die zu seiner Zeit noch vorhandenen Ruinen der Vergangenheit beschrieb, ist, wenn auch für den gewöhnlichen Leser wenig anziehend, doch sicher dem Fachgelehrten höchst interessant. Während die erwähnten Schriftsteller ihren geschichtlichen oder Fachstudien nachgingen, war bei Weitem die Mehrzahl mit religiösen Streitfragen beschäftigt, die von der Zeit Heinrichs VIII.

an bis zu jener Elisabeths, ja noch viel weiter hinaus, unter häufigem Wechsel von Sieg und Niederlage, die besten Köpfe und Federn Englands in Bewegung setzten. Großen Einfluß auf diese Bewegung übte die Bibelübersetzung William Tyndale's, ein Meisterwerk in stylistischer Beziehung, noch heute nicht veraltet und die Basis der gegenwärtigen, autorisirten Uebersetzung. Sein Gehülfe bei diesem Werke war Miles Coverdale. Sir Thomas More war Tyndale's heftigster Widersacher, und kämpfte mit persönlichen Invectiven und einer Leidenschaftlichkeit gegen ihn an, die man von einem so gebildeten und milden Character nicht erwarten sollte. Mochte der Kanzler vielleicht im Geiste die folgeschweren Wirkungen dieser Uebersetzung voraussehen?

Der Bischof John Fischer, gleich More ein Vorkämpfer der Katholiken und Märtyrer seiner Ueberzeugung ist auch als einer der frühesten Englischen Prosaiker zu erwähnen. Er schrieb Predigten und einige religiöse Tractate, die zu Würzburg 1595 gedruckt erschienen.

Auf der andern Seite, gleichfalls Märtyrer seines Glaubens, stand Hugh Latimer, dessen Predigten im populären, selbst drolligen Styl der Sache der Reformation großen Vorschub leisteten. Er und Cranmer waren die Ersten, die zum Gegenstande der Predigten die Moral und die Vorkommnisse des gewöhnlichen Lebens wählten, statt der früher üblichen Heiligenlegenden und Wunder.

John Fox verherrlichte die Märtyrer der protestantischen Ueberzeugung in seinem Buche: „Geschichte der Handlungen und Denkmäler der Kirche,“ welches freilich von Parteileidenschaft und mannigfachen Irrthümern nicht freizusprechen ist. Auch Bischof Bale, einer der bedeutenderen Prosaschriftsteller seiner Zeit, schrieb nebst zahlreichen Tractaten gegen den Katholicismus auch über den Märtyrertod des ersten Opfers freierer Religionsansichten, nämlich Sir John Oldcastl'es, der für Wickliffe's Lehren den Feuertod litt.

Unter der Regierung Maria's, während der für die Literatur

überhaupt mehr geschah, als man sich in der Regel gestehen will, begann man allgemeiner auch auf einen bessern Englischen Styl die Aufmerksamkeit zu richten. Das Kleeblatt der Männer aber, welche die Ausbildung der Landessprache vollendeten, war Cheke, Wilson, Asham.

Sir John Cheke war Professor der griechischen Sprache zu Cambridge und einer der Lehrer Eduards VI. Obgleich hauptsächlich für die Einführung dieses classischen Idioms wirkend, strebte er auch eine Reform der Landessprache an. Um die Möglichkeit seines Planes: alle Wörter, die nicht aus sächsischen Wurzeln stammten, aus der Englischen Sprache auszumerzen, klar darzulegen, übersetzte er das Evangelium Matthäi. Auch eine oft versuchte und stets gescheiterte Reform der Aussprache des Englischen beschäftigte ihn.

Roger Asham, Universitätsredner zu Cambridge und Lehrer, später lateinischer Secretär der Königin Elisabeth, die lieber zehntausend Pfund, als ihn verlieren wollte, war einer jener Englischen Gelehrten, die zuerst die Fesseln der Latinität brachen und sich berufen fühlten, correcte Vorbilder eines reinen Styls in der Landessprache aufzustellen, und zu zeigen, daß auch im Englischen ein Gegenstand mit Geschmack, mit Anmuth behandelt werden könne. Sein Werk „Toxophilus," ein Gespräch über die Kunst des Bogenschießens, verdankt sein Entstehen dieser Absicht. Nebstdem schrieb er noch über Erziehungswesen, über das er sehr aufgeklärt dachte und über die Angelegenheiten Deutschlands, woselbst er im Gefolge des Englischen Gesandten drei Jahre zugebracht hatte. Der Styl in allen diesen Werken ist vorzüglich. Asham verwarf durchaus den Mischmasch ausländischer Wörter und empfahl: zu denken wie ein Weiser und zu sprechen, wie das gewöhnliche Volk.

Der Ruhm des hervorragendsten Beförderers der Englischen Sprache und Literatur bleibt aber immerhin Thomas Wilson, Staatssecretär, geheimer Rath und Decan zu Durham, welcher im ersten Regierungsjahre Maria's ein System der Logik und Rhetorik in Eng-

lischer Sprache veröffentlichte. Er hatte aus den reinsten Quellen des Alterthums geschöpft. Demosthenes, von dem er sieben Reden übersetzte, leitete sein Urtheil über die Beredtsamkeit, an Quintilian schärfte sich sein kritischer Blick, läuterten sich seine Ansichten über das Schöne, Richtige und Natürliche. Er war ein so warmer Verehrer der Natur, daß er (so lange vor Rousseau!) die schon damals herrschende Unsitte der Mütter, ihre Kinder nicht selbst zu säugen, bitter rügte. In Rom betrachtete man ihn als einen so gefährlichen Neuerer, daß er auf einer Reise dahin gefangen gesetzt wurde und beinahe zum Tode verurtheilt worden wäre.

Mit vieler Gewandtheit und mit großem Scharfsinne zeichnet uns Wilson die Schönheitslinie der Rede, prüft und erläutert er durch Beispiele die Kunst der Beredtsamkeit und schreibt die Gesetze vor, nach denen die Englischen Sprachwerke verfaßt werden sollen.

Vor Allem empfiehlt er Einfachheit des Styls und verwirft alle fremden, gesuchten, dunklen, veralteten Wörter, alle „Tintenfaßausdrücke" (wie er sie nennt), Versetzungen der Wörter, Verdrehung der Sätze, und alle Künsteleien, Alliterationen und dergleichen. Der Beschreibung darf es an Frische, Kraft und Umständlichkeit nicht gebrechen. Man müsse sich Alles als gegenwärtig halten, mit allen Umständen vor Augen führen. Jede Person müsse ihrem Character gemäß handeln und sprechen; zur Erläuterung entwirft Wilson Characterzeichnungen Britischer Monarchen, besonders Richards III., wie sie selbst Shakespeare nicht treuer scizzirte. Die Personification hält er nicht für unvortheilhaft zur Belebung eines Gedichtes.

Auch über den Gebrauch der Mythologie, der Fabeln der Dichter, besonders aus der Ilias und Odyssee (die er beiläufig gesagt für mehr allegorisch als historisch hält), belehrt Wilson seine Leser, ja selbst über die Art und Weise, mit der man ernste oder lustige Geschichtchen erzählen soll, was zur Verscheuchung der Ermüdung selbst auf der Kanzel und im Gerichtshofe nicht zu verwerfen sei. Als Beispiel dienen die früheren Prediger, die so oft die Komiker spielten. —

Wilson's, Asham's und Cheke's Werke brachen die Bahn, nach ihrer Veröffentlichung wurde es bei den Gelehrten gebräuchlich, in der Muttersprache elegant zu schreiben. Da sich aber diese Werke fast ohne Ausnahme um religiöse Streitfragen drehen, so sind sie für uns jetzt von geringem Interesse.

Neunundzwanzigster Abschnitt.

Epilog.

Morgenröthe der Elisabeth'schen Zeit.

So war Alles vorbereitet zum Empfang der glänzendsten Literaturepoche, die England, ja die Welt je gesehen; denn weder zu Perikles', noch zu Augustus' Zeiten, weder unter Leo's X., noch Ludwig's XIV. Regierung hat der menschliche Geist so gewaltige, so geniale Werke geschaffen, sich mit einer solchen Schöpferkraft alles vorhandenen Materials bemeistert und mit der Kühnheit der Conception eine solche Schärfe des Ausdruckes verbunden, wie unter der Regierung der Königin Elisabeth und ihrer unmittelbaren Nachfolger. Nie auch, weder vor-, noch nachher, zeigte sich der nationale Geist Englands in solcher Blüthe. Jeder gab sich originell, man benützte die Alten, ohne sie aber als Meister anzuerkennen. Die Kindheit der Englischen Literatur war verschwunden, das Jünglingsalter angebrochen. Laut erschallte von allen Zweigen der Gesang der Lyrik. In dieser Richtung der Poesie herrschte keine Gattung, keine Manier vor; zwar mangelte es noch an Correctheit, aber dafür fehlte es nicht an poetischem Geist, an Gefühl und Wohllaut. Englands beste Lieder stammen aus dieser Periode. Die dramatische Muse im romantischen Gewande führte uns unzählige sinnbezaubernde Schöpfungen vor Augen, wie sie keine Zeit je sah, vor allen die Zaubergebilde Shakespeare's, des Typus der Universalität seiner Zeit. Das Epos zeigte

uns beim Beginne dieser Periode Spenser im romantisch=allegorischen, am Schlusse derselben Milton im antiken Gewande. Auch die Satyre war schärfer, geistreicher, als die spätere zur Zeit der Königin Anna; kurz der Bund positiven, umfangreichen Wissens mit der Kraft des Verstandes und dem Aufschwung der Phantasie leistete Unglaubliches. Wer kann sie alle schildern die Feuergeister jener Zeit: Raleigh, den kühnblickenden, ruhelosen Schäfer des Oceans, Sir Philip Sydney, die Blüthe jener an Zierden so reichen Zeit, den großen Diplomaten Lord Burleigh und jene hellen Geister, welche zuerst die Grenzsteine des menschlichen Wissens setzten: Bacon und Hobbes. Vor allen war Bacon ein Spiegel der geistigen Unabhängigkeit seiner Zeit, so reich an schönen, originellen Gedanken und Bildern, durchaus klar, und elegant in seiner Ausdrucksweise. Erwähne ich noch der zahllosen Reisenden, Antiquare, Geschichtsschreiber und Uebersetzer, der Theologen und Prediger, eines Hooker, Taylor, welche selbst dieses so trockene Gebiet so anziehend zu machen wußten durch die Neuheit ihrer Auffassung, ihre Bilderpracht, die Gluth ihres Ausdruckes und den Schwung ihrer Phantasie? Selbst Predigten der damaligen Zeit waren poetisch, schöpferisch, malerisch, lebendig gehalten, während im spätern Zeitalter die Poesie prosaisch ward, erschien in jenem der Elisabeth selbst die Prosa poetisch. Noch war kein fester Canon der Composition aufgestellt, kein Tribunal des Geschmackes errichtet. Jeder handelte nach der Laune seiner Phantasie; die Freiheit des Gedankens ergoß sich sorglos, was den edlen Fluß des Styls erklären mag, wie man das Melodische desselben dem Einflusse der Kirchenmusik auf das Ohr des Publicums zuschreibt. Freilich hatte diese geistige Selbstständigkeit auch ihre Schattenseite; sie artete oft in originelle Rohheit aus, die selbst auf dem Predigtstuhle Witze und Wortspiele gebrauchte, in Witzeleien, gezwungenen Vergleichen, in einer Wuth nach Originalität, in Bombast, Affectirtheit, und in ungeschickter Parade mit classischem und modernem Wissen sich erging. Die Muse war auch nicht mehr jungfräulich, nicht mehr rein, so wenig wie die

Sprache, die Jeder sich selbst zurichtete, an der Jeder sich Neuerungen erlaubte, ohne über sich eine Autorität zu erkennen. Auch Verschrobenheit des Styls, Mangel an Präcision und Einfachheit hat man oft und mit Recht den Schriftstellern der Elisabeth'schen Aera vorgeworfen. Am Hofe der Königin selbst, gepflegt von pedantischen Höflingen und besonders Hofdamen, die stets etwas Besonderes in Sitten und in der Ausdrucksweise haben wollen, ward dieser manierirte Styl geboren, den dann andere Schriftsteller adoptirten: ich meine den Euphuesischen Jargon Lyly's, der nichts ist als ein unnatürliches affectirtes Haschen nach Metaphern, gelehrten Anspielungen, Allegorien und Wortspielen, kurz ein steifer Bombast, ein Unsinn, der aber nichts desto weniger von der aufsprudelnden Ueberschwenglichkeit jener Zeit ein neuer Beweis ist.

Großer Vorbereitungen bedurfte es zur Blüthe der Englischen Literatur. Der jungfräuliche Boden mußte vorher bearbeitet werden, ehe alle einheimischen Pflanzen auf einmal in voller Ueppigkeit und Pracht aufsprießen und sich entwickeln konnten.

Wir haben schon erwähnt, wie allmälig die Sprache feste Begründung und Reichthum gewann, und wie auch besonders für das Drama durch Einführung des reimlosen Verses eine Form erworben ward, in die sich alle Kraft und Ueberschwenglichkeit des Genies unverkümmert ergießen konnten.

Wie die Form, so lag auch das Material bereit. Was die alte und neue Welt an Gebilden der Phantasie, Ausdruck des Gefühls und an Characterzeichnung bot, all' ihr Wissen — es lag offen da, zugänglich für Jeden, der diesen Reichthum benutzen wollte. Alte wie neue Sprachen liehen ihre Form, ihren Geist zur Bereicherung, Anregung, Veredlung; tausend auswärtige Quellen ergossen sich in den Strom Englischer Dichtkunst. Es gab fast keinen Classiker, keinen Verfasser eines italienischen, französischen oder spanischen Buches, die nicht bereits ihren Englischen Uebersetzer gefunden, so wunderbaren Erfolg hatten die Erfindung der Buchdruckerkunst, das Wieder-

erwecken und allseitige Verbreiten der classischen Bildung, und die neue Philosophie.

Durch die Uebersetzung der Classiker wurden die mythologischen Bilder, die fabelhaften Erfindungen der Alten verbreitet (freilich mehr ihre Extravaganzen, als ihr richtiges Gefühl und ihr regelmäßiger Plan). Die antiken Fictionen verbanden sich mit der gothischen Romanze, welche damals auch noch blühte, obgleich sie mehr classische und malerische Formen angenommen hatte, oder gingen vereinigt mit der Allegorie, die aus den religiösen Dramen herüber genommen worden, in das Schauspiel über. Schilderung des wirklichen Lebens der Leiden unglücklicher Liebe, spannende Verwicklungen, Pathos und innigen Gefühlsausdruck, wie auch das dramatische Gerüste lernten die Englischen Dramatiker von den italienischen Schriftstellern kennen. Endlich schöpften die Geister Bilder des Orients, neue Gedanken und Anschauungen der interessantesten und reichsten Art aus der übersetzten Bibel; und so vereinigten sich Christenthum und Heidenthum, die alte und die neue Zeit, die Romanze und die Allegorie des Mittelalters, sowie die Dichtungen Ariosts, um Material herbeizuschaffen zu neuen poetischen Schöpfungen. Es gab kein Manuscript, das nicht durchforscht worden wäre, keine noch so unbedeutende Chronik, in der man nicht nach Stoff gesucht hätte. Auch waren alle Künste, alle Feinheiten der Composition schon bekannter, als man gewöhnlich glaubt.

Aber das wäre Alles ohne nachhaltige Wirkung gewesen, wenn nicht im Volke selbst rege Empfänglichkeit, eine wahre Sturm- und Drangperiode geherrscht hätte.

Es war ein großes Zeitalter und es sah große Männer. Wir verweisen nur auf Karl V., Franz I., Leo X., Heinrich IV., auf Cervantes, Lope de Vega, Galilei, Tycho Brahe, Rubens, Guido Reni, Grotius u. s. w. Die Kenntniß fremder Gegenstände und Sitten erweiterte den Gesichtskreis ungemein, und die Zeit gebar einen unbegreiflichen Durst nach Neuem, eine merkwürdige Reiselust. Auch die erste Zeitung datirt aus jener Periode. Täglich hörte man von der

Entdeckung neuer Welttheile, neuer Eldorados. Virginien blühte rasch empor; Admiral Drake kehrte von seiner Weltumsegelung, Candish mit reich beladenen Schiffen aus der Südsee zurück.

Der Geist der Englischen Nation selbst war nobler, wißbegieriger, großmüthiger, ritterlicher geworden, als er es während der bürgerlichen Kriege gewesen. Mit Jubel wurden die ersten Freiwilligen bei ihrer Rückkehr aus dem Kampfe in den Niederlanden begrüßt. Und welch' Hochgefühl beseelte jede Englische Brust bei der Vernichtung der unüberwindlichen spanischen Armada, als die Oberherrschaft auf dem Meere errungen war. Vergessen wir auch nicht des religiösen Elements: denn wenn auch gegen die Mitte der Regierung Elisabeths nach langen Schwankungen und Glückswechseln die kirchlichen Angelegenheiten sich klärten, die Gemüther sich beruhigten, so fuhr doch der gegebene Impuls der freien Discussion religiöser Gegenstände fort, auf den öffentlichen Geist zu influiren, der in allen Schichten des Volkes an Kraft, Selbstständigkeit und Thätigkeit gewonnen hatte. Das Grübeln in der Bibel hatte einen Geist der Kritik, der freien Forschung erweckt, der sich nicht mehr durch Autoritäten abspeisen ließ, und einmal angeregt, immer zu weitern Studium antrieb, weil Literaturkenntnisse für Jeden nöthig waren, den diese wichtigen Fragen interessirten. Dies erregte im Volke eine Lust zum Lesen, die nicht mehr so leicht zu befriedigen war, ein allgemeines unersättliches Verlangen nach geistigem Genuß, und als die religiöse Frage aufhörte das Volk zu interessiren, kehrten sich der Geschmack an der Lectüre und die Kritik von der Religion zu der schönen Wissenschaft. Jedes Feld der Literatur wurde angebaut, die Grenzen jeder Kunst und Wissenschaft erweitert. Ueberall wurden Balladen gesungen, gedruckt, verbreitet. Die Schnelligkeit, mit der alle gedruckten Werke abgingen, ist jetzt kaum mehr begreiflich; man drängte sich zu der Aufführung neuer Theaterstücke, und dies erklärt, daß Theaterunternehmer, wie Alleyn, wie Shakespeare in so kurzer Zeit reiche Leute werden konnten. Dieser Drang nach geschichtlicher Belehrung war es auch, der in der

Folge Shakespeare und Andere zur Verfassung von Historien veranlaßte, einer Dichtungsart, welche bisher kein anderes Volk kannte. Auch eine andere Bedingung, die zur Blüthe jeder National-Literatur unerläßlich ist, den inneren Wohlstand, besaß nun das Englische Volk, das seit der Herrschaft der Tudors, seit dem Falle des Feudalsystems und der katholischen Klöster wirklich wohlhabend geworden war. Nicht länger gezwungen, sich durch innere Kriege zu zerfleischen oder für fremde Interessen Gut und Blut zu opfern, erlaubte ihm ein langer innerer Friede, nur seinem Wohlbefinden, seinem Vergnügen zu leben. Denn war die Herrschaft der Tudors auch strenge, ja oft willkürlich und tyrannisch, so hatten sie nur die höher Stehenden zu fürchten, nicht das Volk. Durch die Klosteraufhebungen hatten sich Viele bereichert, der Geldwerth nahm ab, und der Hang zur Verschwendung, zum Vergnügen erstaunlich zu. Es erwachte ein gewaltiges Wettrennen nach Genuß, und nach dem Mittel dazu, dem Geld. Ihm zu Liebe schmeichelten die stolzesten Männer der Königin, intriguirten, nahmen Kriegsdienste, durchsegelten Meere, das Eldorado aufzufinden, oder suchten nach dem Steine der Weisen; durch Schmeichelei, durch Kühnheit, durch Talent suchte man dieses einzige Endziel zu erreichen, ja bisweilen durch Schlimmeres, durch ewigen Streit, Verleumdung, Epigramme, selbst durch Raub und Mord. In den bescheideneren Schichten des bürgerlichen Lebens fand man den Weg zum Reichthum durch Handel und Gewerbsfleiß, durch literarische Unternehmungen, durch kühne Seefahrten, Reisen nach der neuentdeckten Welt oder als militärischer Abenteuerer. Der Luxus war damals schon groß, unglaublich groß, man bezahlte enorme Preise für seltenste Delicatessen, man kannte die raffinirtesten Genüsse, ja es stellte sich schon eine geistige Blasirtheit ein, die im Hamlet so mächtig durchbricht. London aber wurde der Sammelplatz für Alle, die genießen oder sich die Mittel zum Genusse verschaffen wollten. Es ward ein übertrieben großes Babel, eine Weltstadt. Hierher strömte von allen Seiten wildes, unbändiges Volk, sowohl der Genußsüchtige, der das

durch Klosterplünderung oder auch durch Handel, Reisen und Kriegsdienste schnell erworbene Geld wieder ebenso schnell vergeuden wollte, als auch Jene, die aus diesem Jagen nach Genüssen Gewinn ziehen wollten, die literarischen und militärischen Abenteurer aller Art, wie auch die durch die Klosteraufhebung brodlos gewordenen Schreiber und Studenten: Naturgenies, arm an Geld, aber oft reich an Geist. Sie zogen ihren Gewinn aus dem Hang des Publicums nach neuen Unterhaltungen, übersetzten Novellen und Gedichte aus dem Italienischen und Spanischen, bearbeiteten alte Schauspiele oder schrieben neue, wurden auch selbst Schauspieler, Geiger, Possenreißer oder Tänzer, machten sich in den Tavernen mit der reichen Jugend bekannt, deren Laster sie fröhnten, deren Unterhaltungen sie durch ihren Geist belebten, denen sie auch gelegentlich ihre Sonette verkauften. Eine andere Sorte von Parasiten bildeten jene militärischen Abenteuerer, die der Krieg in Spanien und den Niederlanden nach England verschlagen hatte. Sie trugen hohen Sinn und große Kleiderpracht zur Schau, lungerten aber nach einem Mittagsmahle auf den beliebtesten Spaziergängen: in der Paulskirche um Humphry's Grabmal oder in der neuerbauten Börse. Gewöhnlich feig, gelegentlich auch muthig, arm und den Reichen schmeichelnd, ließen sie sich trotz ihres Renommirens und ihres aufgeblasenen affectirten Wesens Alles gefallen, boten zu jeder Ausschweifung, zu jedem Laster die Hand. Groß war die Sittenverderbniß in London, sie ist echt Englischen Wachsthumes und keineswegs durch Karl II. aus Frankreich in das keusche England seiner jungfräulichen Vorgängerin Elisabeth importirt worden, wie man oft behaupten hört. Am Hofe selbst herrschte in den Sitten und im Conversationstone große Freiheit. Im gesellschaftlichen Leben war die Stellung der Frauen noch ziemlich untergeordnet; man beachtete noch nicht den Character des Weibes, seine Erziehung war vernachlässigt. Der Conversationston war deshalb ungeschliffen, roh. Was sind das für Liebesgespräche, die Hamlet, der junge Percy, Heinrich V. führen? Zoten allenfalls! Welch' traurige, vernachlässigte, unselbst-

ständige Rollen spielen die Desdemonas, die Ophelias? Im Lustspiele sind sie höchstens lustige Weiber, fidele offene Matronen. Auch in den Liebesgedichten erkennt man kein Englisches Weib, sondern excentrische, poetische Ideale. Die Damen seiner Zeit, oft als Amazonen gekleidet, oft in fremdartigem Putz mit Federn, französischen Locken geziert und mit Fächern, die silberne Griffe hatten, versehen, fuhren in mit Wappen bemalten Chaisen, geschmückt, duftend nach wohlriechenden Wässern; sie lasen ohne Erröthen Shakespeare's Sonette, seine „Venus und Adonis," Marlowe's Ovid, und freuten sich an den Illustrationen zum Aretin. Der Ehebruch war etwas sehr gewöhnliches. Die Männer gingen ebenfalls in einer Tracht, in der sich die alte und neue Zeit fast aller Länder theilte. In Perrücken oder im Lockenschmuck, den spanischen Hut mit der Feder auf dem Haupte, in weißen Stiefeln mit goldenen Sporen oder flämischen Schuhen, in deutschen oder italienischen Beinkleidern, am Finger einen diamantenen Siegelring — so ritten sie aus dem Wirthshaus in's Schauspiel, und dann zum Trinkgelag und Spiel, zu den Bärenhetzen, oder zu den Frauen. Die Theater waren vor Allem die populärste Unterhaltung und sehr rentabel für ihre Unternehmer, deshalb warfen sich auch die besten Köpfe darauf; kleine Theater erhoben sich in den Gasthöfen verschiedener Stadttheile, und führten auch alle anderen sinnlichen Vergnügungen als Anhang mit sich. In ihren geheimen Galerien und Zimmern wurden oft Bürgerstöchter oder Ehefrauen zum Stelldichein verlockt. Vielleicht gab auch deshalb Alles seine Pence für Schauspiele aus, und verlor dort oder in benachbarten Würfelhäusern halbe Tage, während die Kirchen immer leerer wurden, so daß sich der Arm der geistlichen und weltlichen Behörden wiederholt gegen dieses Treiben erheben mußte. Es war überhaupt eine gesetzlose, wilde, heißblütige Durchgangs-Periode: die Zeit der Englischen Flegeljahre; die Wildheit des Mittelalters und der Bürgerkriege war noch nicht ganz entschwunden. Welch' wildes, leidenschaftliches Bild war selbst der Tod der greisen Elisabeth! Und wenn der Hofmann und Liebling aller Damen

Sir Philip Sydney, der so sanfte, arcadische Idyllen schreiben konnte, bei jeder kleinen Veranlassung mit einem Dolchstoße drohte, oder nach dem Schwerte griff, wenn man sich in Cisternen duellirte, um desto sicherer zu tödten, wenn man selbst in seinen Vergnügungen grausam und blutig war, beim Schlittschuhlaufen einander niederrannte, am Bärenhetzen Freude fand und die Fechtscenen in jedem Stücke so unentbehrlich waren, daß selbst Shakespeare sie manchmal, wie z. B. in Hamlet, an den Haaren beiziehen mußte; soll man da mit den armen Musensöhnen rechten, die gleich Falstaff immer auf eine doppelte Portion Heißblütigkeit Anspruch machen! Und in der That waren, wie man besonders aus den Satyren jener Zeit erkennt, diese und vor Allen die Dramatiker wilde sinnliche Charactere, Modelle zu einem Othello oder einem Falstaff konnte man in London leicht finden. Was für kräftige, antike Characterzüge bietet nicht Ben Jonsons Leben? Unter armseligen Verhällnissen aufgewachsen, wird er Soldat, tödtet im Zweikampfe, im Angesichte beider Armeen, seinen Gegner, bringt dann später in einem zweiten Duell einen Schauspieler um, mit dem er Händel hatte, und wird selbst schwer verwundet. Dem Trunke ergeben, der nebst der Liebe auch Shakespeare frühzeitig in's Grab brachte, waren doch seine Gelage im „Anker-Wirthshaus" in der „Seejungfer" Geistes- und Witzkämpfe, an denen auch Shakespeare und Raleigh Theil nahmen, wo sich Bens schwerfälliger Witz gleich einem spanischen Linienschiff breit machte; während der Shakespeare's stets behend, stets kampfbereit, einer Englischen Fregatte gleich, den Gegner mit Leichtigkeit niedersegelte. Immer in literarischen Zwistigkeiten verwickelt, grollte Jonson, wie Achilles in sein Zelt zurückgezogen, und verachtete die Welt.

Wegen einer Anspielung in einem Stücke, an dem er fast keinen Antheil hatte, die jedoch der König Jakob auf sich bezog, geht er doch aus Ehrgefühl mit seinen Gefährten in den Kerker, wo er mit dem Verlust der Ohren und Nase bedroht wird; aber seine Mutter hält schon das Gift bereit, ihn und sich zu tödten, um dieser Schande zu

entrinnen. Und doch sind diese so stolzen und großen Männer wie Jonson und Raleigh so kriechend gegen die Fürsten, sie betteln um Geld und Gut, um das sich Alles drehte! Und doch konnte ein so wilder Character erhaben und wieder kindlich schreiben!

Werfen wir einen Blick auf die anderen Dramatiker. Der wüste Marlowe will seinen Nebenbuhler tödten, verliert jedoch selbst das Leben. Peele geht an der Folge seiner Ausschweifungen in der Liebe, Greene durch unmäßigen Genuß des Rhein-Weines zu Grunde. Zuführerinnen und schlechte Häuser werden in vielen Dramen auf die Bühne gebracht und Ford schildert mit brennenden Farben die üppigsten Scenen der Blutschande. Man kann den Puritanern nicht verdenken, daß sie diese Leute für Atheisten und die Bühne für eine Schule des Teufels ausgaben. Aber vielleicht gerade deshalb, den verhaßten Puritanern zum Trotz, legten Elisabeth und ihre Nachfolger der Literatur, besonders dem Theater, so große Wichtigkeit bei und schützten die wilde, aber schöne Blüthe vor der Zerstörung, die ihr von den Zeloten drohte. Dieser königliche Schutz war hoch anzuschlagen; denn da die Dichter entweder selbst Höflinge waren, oder in einem Abhängigkeitsverhältnisse zum Hofadel standen, wie z. B. die Schauspieler, so hieß den königlichen Beifall erringen, so viel als sich in den Strahlen der Hofsonne wärmen, und jedes Werk, das bei Hof gefiel, erlangte Geltung und Einfluß.

Deshalb waren auch, trotz dessen, daß Elisabeth mit directen Unterstützungen an die Künstler sehr kargte, die Dichter, so unerschöpflich im Lobe der Königin und priesen so überschwenglich ihre Schönheit und Jungfräulichkeit, obgleich sie in eben diesen Puncten nicht excellirte. Aber solches Lob entsprach noch dem herrschenden chevaleresken Geist, dem diese Eigenschaften als characteristischer Schmuck aller Heldinnen ebenso unentbehrlich erschienen, wie fantastische Ehre und Stolz den Rittern.

Wol schwerlich sah die „jungfräuliche Königin“ im ahnenden Geiste voraus, daß ihre Regierung in so ewig hellem Lichte vor der

Nachwelt strahlen würde, weniger durch ihre Staatsmänner, ihre Helden, als durch jene Geister, wie sie die Welt nie sah, und nie wieder sehen wird, da nie mehr an den Grenzmarken zweier Zeitalter der dichterische Aberglauben des Mittelalters dem Urtheile, dem Geschmacke der Neuzeit sich vermählen wird.

Werfen wir zum Schlusse noch einen Blick zurück auf die romantische Zeit dieses Abschnittes, der mit der Königin Elisabeth zu Grabe geht.

Seine Sitten und Einrichtungen waren der Poesie überaus günstig, seine Schauspiele, Ceremonien und Feste wirkten lebhaft auf die Phantasie, und selbst der Aberglaube, die Unwissenheit waren dem phantastischen Wesen, dem Hang zum Uebernatürlichen günstig. Seine Frömmigkeit, seine Religion waren romantisch, malerisch, poetisch; seine Visionen, Wunder und Legenden nährten die Leichtgläubigkeit, die Liebe zum Wunderbaren, den Glauben an Zauberer, Geister, Hexen. Seine Kirchen, von seltsamer, mystischer Bauart, flößten religiöse Furcht ein. Das prächtige, wechselvolle Leben des Adels war voll wunderbarer Abenteuer, Unternehmungen und interessanter Episoden, die den Troubadours überreichen Stoff boten. Noch hatte die Mode die Sitten und den Character der Menschen nicht nivellirt, noch saß die Individualität auf dem Throne, die Pracht hatte noch nicht der Bequemlichkeit Raum gegeben. Die Neuzeit ebnete Alles. Untersuchung, Vernunft wurden der Probirstein aller wissenschaftlichen und poetischen Werke, und auf Gelehrsamkeit und Nachahmung der Alten wurde der Genius verwiesen; philosophische systematische Studien schwächten die Einbildungskraft, und räumten dem Urtheil den höheren Rang ein. Die Excentricitäten des Genies verloren sich, der kecke, ungezügelte Gedanke wurde eingeschüchtert durch die unerreichbaren Regeln des Vollendeten, Vollkommenen.

Aber die wahre Poesie ging mit dem romantischen Mittelalter zu Grabe. Die Vernünftigkeit, der gute Geschmack, die Kritik mit

ihrer Nüchternheit waren ein schlechter Ersatz für die verlorene romantische Welt, für die romantischen Sitten; denn die Extravaganzen des Mittelalters sind (wie Warton richtig bemerkt) mehr werth, als richtiges Ebenmaß, seine unwahrscheinlichsten Mythen angenehmer, als die Wahrheit, seine Dichtungen werthvoller, als die Wirklichkeit.

Glücklich, daß unter Elisabeths Regierung die neue Zeit zwar schon eingetreten, das Mittelalter mit seiner Romantik aber noch nicht verdrängt war; demnach überwog die Phantasie die Vernunft, was bei dichterischen Werken besser ist, als das Gegentheil. Noch herrschte ein, wenn auch civilisirterer Aberglaube; noch war man überzeugt, daß die Geister um Mitternacht das Grab verließen, die Elfen ihren Reihen tanzten, die Feenkönigin sich beschwören ließe, noch waren Alchymie und Astrologie geachtet, noch die Wissenschaft nicht so weit gegangen, daß sie den Genius beherrschte; nein, Geschmack und Gelehrsamkeit leiteten, zügelten zwar die Phantasie, waren aber selbst gegen ihre Ausschweifungen nachsichtig, der damit verbundenen Schönheiten halber. Und so verdanken wir dieser glücklichen Vereinigung an den Grenzmarken zweier Zeiten die herrlichen Meisterwerke, welche mit der vollen Herrschaft der Vernunft alle Herrlichkeit der Romantik vereinigen.

Die verschwindende „mondbeglänzte Zaubernacht" des romantischen Mittelalters mit ihren Märchen „die den Sinn gefangen halten," und der nahende Tag der neuen Zeit, der Erkenntniß eines Bacon von Verulam zeugten die goldne Morgenröthe des Zeitalters der Elisabeth und Shakespeare's.

Verzeichniß der Englischen Regenten bis Elisabeth und der Zeit ihrer Regierung.

Wilhelm der Eroberer	regierte	von	1066—1087.
William Rufus	"	"	1087—1100.
Henry I.	"	"	1100—1135.
Stephen	"	"	1135—1154.
Henry II.	"	"	1154—1189.
Richard I. (Löwenherz)	"	"	1189—1199.
John	"	"	1199—1216.
Henry III.	"	"	1216—1272.
Edward I.	"	"	1272—1307.
Edward II.	"	"	1307—1327.
Edward III.	"	"	1327—1377.
Richard II.	"	"	1377—1399.
Henry IV.	"	"	1399—1413.
Henry V.	"	"	1413—1422.
Henry VI.	"	"	1422—1461.
Edward IV.	"	"	1461—1482.
Edward V.	"	"	1483.
Richard III.	"	"	1483—1485.
Henry VII.	"	"	1485—1509.
Henry VIII.	"	"	1509—1547.
Edward VI.	"	"	1547—1553.
Maria	"	"	1553—1558.
Elisabeth	"	"	1558—1603.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

